



Auf Dein Wort!

Herausgegeben  
von  
S. Keller.

Verlag von Walter Mombert  
Freiburg i/ Br.











# Auf Dein Wort

Monatschrift für persönliches Christentum

---

Herausgegeben von  
Pastor S. Keller  
Freiburg im Breisgau



Dreizehnter Jahrgang

---

Kommissionsverlag von Walter Momber  
Freiburg im Breisgau

v.13  
1914/  
15



## Inhaltsverzeichnis des 13. Jahrgangs.

### Vorträge und Predigten

	Seite
Die schlafende Gabe . . . . .	2
Der Hebräerbrieff in Bibelftunden . . . . .	26, 79, 122, 178, 244, 268
Chriftliche Feindesliebe und der Krieg . . . . .	32
Heiliger Abend . . . . .	50
Zum Neujahr . . . . .	74
Jefu Freundschaft . . . . .	98
Was kostete der Sieg Jefu? . . . . .	146
Eine Kriegskapuzinerpredigt . . . . .	150
Bismarcks Vermächtnis . . . . .	170
Unsere Kriegsgräber . . . . .	196
Der Umgang mit mir felbst . . . . .	220

### Feldpostbriefe

Ein Grab für fich . . . . .	9
Das Gefecht bei Mülhaufen i. E. . . . .	15
Einfam und verlassen . . . . .	36
Auf dem Hauptverbandplatz . . . . .	53
Gottesdienft im Felde . . . . .	84
Bilder von Feldgottesdienften . . . . .	102
Beerdigungen im Felde . . . . .	128



	Seite
Wiedersehen . . . . .	153
Der Sturm auf den Loretto . . . . .	204
Ein nächtliches Stimmungsbild . . . . .	231
Vermißt . . . . .	253

### Selbstbiographie des Herausgebers

Aus meinem Leben 11, 41, 59, 90, 112, 134, 160, 186, 210, 235, 257, 280
--

### Erzählungen, Skizzen usw.

Weihnachten im Feld! . . . . .	63
Ein Geschenk des Krieges an den Frieden . . . . .	116
Die unsichtbare Krone . . . . .	139
Etwas über den Heldentod . . . . .	182
Christliche Amerikaner . . . . .	249
Der Untergang der Lusitania . . . . .	261
Wie ein Amerikaner die vordersten Schützengräben sah . . . . .	273

### Gedichte

Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben . . . . .	1
Dein Reich komme . . . . .	8
Die nicht mitkonnten . . . . .	25
Der sterbende Krieger . . . . .	32
Weihnachtszeit . . . . .	49
Jung Siegfried . . . . .	52
Laß ihn noch dies Jahr . . . . .	73
Leid . . . . .	83
Ein neuer Tag . . . . .	97
Antwort . . . . .	101
Zum Trost . . . . .	111
Gebet um Sieg . . . . .	121



	Seite
Deutscher Psalm . . . . .	127
Zur Passionswoche . . . . .	145
Dankgebet nach dem Sieg . . . . .	159
So du willst, Herr! . . . . .	169
Himmelfahrt . . . . .	177
Christusträger . . . . .	195
Wir haben Gott ins Herz gesehen . . . . .	293
An Deutschlands Frauen . . . . .	219
Deutsche Frau . . . . .	230
Kriegsblind . . . . .	243
Ein stilles Herz . . . . .	252
Sonett . . . . .	267
Das Kreuz von Saarburg . . . . .	272

### Aus der Briefmappe des Evangelisten

20, 45, 66, 93, 117, 140, 164, 191, 214, 239, 263, 287.

### Vom Büchertisch

22, 47, 68, 95, 119, 142, 165, 193, 216, 241, 265, 289.



# Auf Dein Wort

13. Jahrgang.

Heft 1.

Oktober 1914

## Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben.

(Joh. 12, 50.)

Das fremde Meer, daraus ich stieg,  
Liegt schon in fernem Dunst versunken,  
Das Haus, darin ich kindlich schwieg,  
Liegt dämmerungstrunken.

Die Höhe, die ich jetzt gewann,  
Weiß einen Ausblick mir zu geben:  
Hier steigt mein Pfad zu mir heran,  
Um aufwärts steiler sich zu heben;  
Und hebt zu unbekannten Weiten  
Die frohen Schritte mit empor. —  
Du sollst den Berg nicht rückwärts  
schreiten!

Nein, Blick und Lied hinauf, du Tor!  
— Ob wohl am Ende all des Steigens  
Die Ewigkeit sich öffnen wird?  
Vielleicht am Schluß des frohen Reigens  
Dein Schritt in das Vergessen irrt? —  
Ob Abgrund oder Himmelstüre  
Bereitet ist an meinem Ziel:

Mein Vater lebt und liebt; er führe  
Mich heimatwärts, wohin er will.  
Nicht dein Bedauern, dein Erbarmen,  
Mein Vater, zog mich aus dem Meer;  
In deinem Geiste zu erwarmen

Und Lust zu säen, kam ich her:

Du, wie das Licht so klar, — unsichtbar  
handelnd,

Du, selbst unwandelbar — und stets  
verwandelnd,

Du, der Bewegung Quell — und Hafen  
aller Stille,

Du, wie das Feuer schnell, — und doch  
ein kern'ger Wille.

Du Brennpunkt der Gestalt — und ewig  
ungestaltet,

Du, wie dein Werk so alt, und ewig  
unveraltet.

Du aller Sehnsucht Not — und seligstes  
Genügen,

Du nüchtern täglich Brot — und du be-  
geistert siegen!

Du, der mein Anfang war, bereite auch  
das Ende,

Daß ich den Festaltar an meinem Ziele  
fände!

Denn nicht verzeihend mir zu geben

Ein wenig Glück in meiner Not

Rief mich dein Mund; — das ewige  
Leben

Ist dein gewaltigstes Gebot!

Annemarie Buchwald.





## Die schlafende Gabe.

(Nach einem Vortrag.)

2 Timotheus 1, V. 6:

„Um solcher Ursache willen erinnere ich dich, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände.“

Es schläft ein Echo im Felsental. Wer will es wecken? Es schläft mancher starke Klang im Menschenherzen. Wer wagt's, ihn zu wecken? Man weiß ja nicht im voraus, was für Leidenschaften darüber alles mit wach werden könnten, die man nicht entfesseln möchte. Kennt doch jeder in sich geheim schließende Tore, die geschlossen bleiben müßten, wenn kein Unglück geschehen soll, wenn das Tier in uns nicht hervorbrechen soll. Bei jeder Revolution war es noch so, daß die Masse nicht mehr zu zügeln war und die Springflut über alle Dämme ging, wenn die gehemmten, geheimen Triebe der Menschen entfesselt wurden, wie geschrieben steht: „Da brachen auf alle Brunnen der Tiefe.“

Soll ich also lieber schweigen oder so sanft reden, daß ja kein Herz darüber erbebt? Kinderwiegenlieder! Melodien zum Kirchenschlaf! Oder soll ich es wagen, alle Rücksicht beiseite zu setzen, um vielleicht mit ungeschickter Hand den Willen der Hörer aus dem Schlaf zu reißen? Wozu gab mir denn Gott die Stimmgabel meiner Rede, wenn er durch mich nichts wollte zum Klingen bringen lassen? Was auch kommen mag, ich habe es oft gewagt und wage es wieder!

Es steckt in den Menschen so manche wichtige, schlafende Gabe, die nur geweckt werden muß. Das kann etwas sehr verschiedenes sein. Da ist ein reicher Mann, der bisher nur ängstlich auf Gewinn bedacht war, wie er Geld auf Geld häufe und weiß noch nicht, daß da neben und in ihm eine Gabe schläft, hochherzig und fürstlich schenken zu können. Wie hell und gesegnet würde von



nun an sein Leben, wenn dieses Talent geweckt würde. Oder! Es war einst ein scheuer, verschlossener Knabe, der sich niemand anvertraute. Plötzlich wurde sein Vater krank und man fürchtete, er könne melancholisch werden. Da hieß es, er müsse ständig aufgeheitert werden. Da erwachte denn in dem Knaben ein goldener Humor, der nicht nur dem Vater über seine Krankheitsverstimmung hinweghalf, sondern der von da an des Sohnes Leben erleuchtete, wie Sonnenschein über der Landschaft lacht. Oder — dort hatte ein einfacher Fabrikarbeiter denselben herrlichen Tenor wie Caruso. Nur noch geschliffen werden mußte der Diamant. Soll eine solche Gabe ungenützt verderben? — Oder du weißt noch gar nicht, wieviel Schönheit und Liebe in dir steckt! Wenn diese geheimen Quellen hervorbrechen würden, wie schön würdest du werden und wieviel Trauernde könntest du trösten und erquicken! So kann in Dir etwas Großes oder Schönes oder für andere Heilsames schlafen, was entdeckt und geweckt werden muß. Sollen wir nicht einmal zusammen auf solche Entdeckung ausziehen?

Ich bin überzeugt, daß religiös und sittlich solche schlafende Gaben in uns stecken. Nach unserem Text ist der heilige Geist sicherlich in uns vorhanden. In der christlichen Taufe hat sein Vorhandensein begonnen. Er wurde uns vermehrt durch christliche Einflüsse, Zucht und Gewohnheit und die sittliche Höhenlage des Urteils der Umgebung gestärkt. Es ist uns etwas angetan worden aus der unsichtbaren Welt. Das äußere Leben allein hätte keinen Sinn. Die Natur produziert nicht als Regel taube Nüsse und leere Schalen. Da möchte ich Euch Alle glauben lehren an solche vorhandenen Gaben! Wie Jesus bei Nathanael, ehe derselbe über sich selbst zur Klarheit gekommen, wie jener Kampf unter dem Feigenbaum, der zwischen seiner alten und neuen Natur gefochten ward, endigen würde, den Sieg voraussah und die Lösung des Rätsels proklamierte, — so möchte ich heute Euch entgegentreten und rufen: Ich glaube an Euch! Weil ich an Gott glaube, der keine toten Schalen schafft und keine leeren Hüllen, glaube ich auch an Euch und Ihr müßt das auch glauben lernen. Wer überhaupt keine Hoffnung mehr für seine eigene Entwicklung hat, der unterschreibt sein Todesurteil. Wer aber eine große Zukunft für sich anbrechen sieht, der faßt neuen, hohen Mut. So wahr Ihr alles arme Sünder seid, ist auf alle Fälle in Euch eine Anlage für Jesus vorhanden.

Wer du auch sein magst, mein lieber Hörer, wie du auch darüber jetzt eben urteilen magst, es ist doch so: diese Gabe ist dein Gespenst, dein Geschick, dein Geheimnis, dein Ankläger, deines Lebens Rurs, dein Glück oder Unglück, dein Segen oder dein Fluch.

Also lasse ich mir nichts dreinreden. Vorhanden ist in einem jeden solch eine edle Gabe; aber sie schläft und muß wie Schneewittchen erst erweckt werden. Wie soll das geschehen. Man sagt vom Wassermüller, daß er nachts beim Brausen der Räder und Rauschen des Wassers ruhig schlafen kann, denn das ist er gewohnt. Wenn aber plötzlich das ganze Gangwerk stille steht, dann fährt er erschrocken auf. „Wenn erst die Räder stocken an deinem Lebenslauf, dann wacht dir wohl erschrocken die tiefste Seele auf.“

Sollen das Schicksalsschläge sein, die von außen mit niederbrechender Gewalt dein ganzes Lebensglück zertrümmern? Wünschst du dir Explosionen, durch die nicht nur das verschlossene Tor gesprengt wird, sondern die ganze Burg in die Luft fliegt. Oder kann nicht die Erweckung psychologisch vermittelt vor sich gehen?

Da will ich eine Geschichte erzählen, die den Vorzug des wirklichen Geschehnisses hat. Oberhalb eines Gebirgsdorfes der Schweiz stand die einsame Hütte einer uralten Tagelöhnerin. Niemand kümmerte sich um sie; aber pünktlich wie ein Uhrwerk erschien sie jeden Morgen bei der Arbeit. Plötzlich bleibt sie aus. Man wundert sich und am dritten Tage steigt der Ortsvorsteher mit dem Lehrer hinauf, um nachzusehen. Als sie die morsche Tür aufbrechen, finden sie die Greisin tot im Bette. Aber außerdem hörten sie ein merkwürdiges Wimmern hinter dem Ofen. Da steht ein größeres Faß mit durchlöcherntem Deckel. Als sie den Deckel abheben, bietet sich ihnen ein schrecklicher Anblick: unnatürlich zusammengekauert steckt ein etwa siebzehnjähriges Mädchen darin, ungekämmt, schmutzig, mit tierischem Ausdruck des Gesichts, ein Bild des Jammers. Die alte Großmutter hatte diese ihre Enkelin zehn Jahre lang bei sich verborgen, weil sie die Schande ihrer Tochter nicht offenbaren wollte, und weil das Kind ihr bei dem Tagelohn im Wege war, hatte sie es damals, als ihre Tochter es auf der Durchreise bei Nacht und Nebel gebracht hatte, in dieses Faß gesteckt.

Jetzt war das Mädchen in ihren Gliedmassen verkrümmt und vollständig tierisch aufgewachsen. Sie sprach kein Wort, sondern verlangte bloß durch Wimmern nach Nahrung. Die Sache kam in

die Zeitung und eine reiche Schweizerfamilie nahm sich der Unglücklichen an. Nach einigen Monaten kamen ihre Glieder in Ordnung. Sie saß gekämmt und gewaschen bei Tisch und lernte ordentlich essen, aber sie sprach kein Wort und nahm an dem geistigen Leben ihrer Umgebung auch nicht den leisesten Anteil. Da kam eines Tages eine edle Dame zu Besuch, hörte von dem Mädchen und als sie dasselbe erblickte, wallte ihr Herz über von Mitleid. Sie legte den Arm um sie und fing leise an zu singen: „Harre, meine Seele, harre des Herrn.“ Da flog es wie ein Erbeben durch die ganze Gestalt des Mädchens. Sie öffnete die Augen weit und plötzlich sang sie leise das Lied mit. Das war ihr aus ihren frühen Kindertagen noch im Gedächtnis geblieben. Was das Auge und das Herz vergaßen, das Ohr hatte es behalten. „O, wer hätte es nicht erfahren, daß ein Ton, ein Blick, ein Duft, was vergessen war seit Jahren, plötzlich vor die Seele ruft!“ An dieser einen Stelle erwachte nun ihre ganze Seele und nun konnte man sie unterrichten. Und da sie glänzende Geistesgaben besaß, machte sie einige Jahre später ihr Lehrerinnenexamen und vor wenigen Jahren, als man mir die Geschichte in der Schweiz erzählte, da leitete sie selbständig als tüchtige Lehrerin eine Mädchenklasse.

Diese schöne Geschichte soll ein Bild sein für uns. So muß in uns eine Saite erweckt werden, daß sie leise anfängt zu klingen. Ich weiß nicht, welche Stelle es in deinem Erleben sein mag, wo solch eine Saite versteckt ist, in der goldener Wohlklang schläft. Beim verlorenen Sohne war es seiner Zeit eine komische Kindererinnerung, die ihm den Weg zur Buße wies: er sah sie vor sich, die Tagelöhner seines Vaters, eine lange Reihe, wie sie im Schatten der Hecke zum Mittagessen saßen und behaglich kauten an der guten Nahrung, die sein Vater ihnen geschickt. Und darüber wurde der Kontrast seines eigenen Hungers und Elends übermächtig groß. Elend bist du sicherlich auch, sonst wärst du heute kaum hier. Ein heimliches Verlangen nach einer Lebensregung von oben wartet schon längst in dir. „Was ist der Gnade Locken um den verlorenen Sohn? — Von alten Heimatglocken ein längst verwehelter Ton.“ Wo hängt deine Heimatglocke? Ich möchte hingehen und sie läuten. Es muß einmal wieder über dich kommen wie ein goldener Traum deiner Kindertage, wie der selige Bann, in den dich einst die schönsten Sagen schlugen und du mußt es spüren, daß du einen Schritt vorwärts



zu tun hast, auf Jesus hin. Eine sittliche Entscheidung für ihn, dann wird er tausend Schritte auf dich hin machen und du wirst endlich einmal aufwachen zu dem Leben, für das du bestimmt und bestellt bist von Jugend an.

Auch ein Echo ist vorhanden und muß nur geweckt werden. Wie oft magst du wohl Gottes Wort ohne solches Echo gehört haben und darum schief alles weiter. Wenn du aber nichts davon ahntest und gingst falsche, böse Wege, da schwebte doch noch des schützenden Jesu schöner Schild über dir: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Aber halt, es waren noch andere Stunden, wo sich heimlich in dir etwas regte und dem Worte zustimmte und du faßtest einen Entschluß, dich zu ändern und nachher sank doch wieder alles zusammen und alles blieb beim alten. Da sei Gott vor, daß das heute wieder so werde. Laß dich nicht durch fremde Stimmen einschläfern und stumm machen durch menschliche Einwände dagegen.

Der eine sagt: „Ich kann mich nicht frei machen.“ Das sollst du ja gar nicht. Jesus will nur deinen Willen. Du sollst ja bloß die Wahrheit erkennen und dich ihr übergeben wollen, dann wird sie dich frei machen. Er tut ja nichts mit Gewalt an dir, er steht nur bereit wie der große Arzt und bittet dich um die Einwilligung zu der Operation, die dir helfen soll.

Ein anderer sagt: „Ich fürchte mich vor den Folgen.“ Aber was für Folgen deines bisherigen Dämmerzustandes, deines Sündenschlafes und deiner bösen Träume hast du nicht schon selbst erlebt? Sind die Folgen und Schwierigkeiten, die das wirkliche Christentum dir bringen mag, wirklich verhängnisvoller für dein inneres und äußeres Leben, als wenn du bliebst in dem Zustand des täglichen Zugrundegehens? Sind die Folgen nicht tausendmal schlimmer, wenn dein Pfund vergraben bleibt, wenn du den Sinn deines Lebens nie findest, wenn du vergeblich gelebt hast, ja, sogar mit Frevlerhand den Schmelz der wertvollen Perle verklümmert und zerstört hast?

Wieder einer sieht mit traurigen Augen auf, zuckt die Achseln und klagt: „Es ist zu spät.“ Weiß Gott das nicht besser, ob's wirklich so spät ist, als du glaubst? Würde er dich heute haben herkommen lassen und diese meine Worte hören, bloß um dich innerlich dadurch zu beunruhigen und zu quälen? Nein, bei denen es wirklich zu spät ist, die gehen draußen in Lust und Sünde oder Jammer und

Not, aber mit hartem, zertretenen Herzen unter. Daß du noch hier bist und daß dein Herz noch unter meinen Worten zuckt, ist der beste Beweis dafür, daß Gott seine Hände nach dir ausstreckt und jetzt eben an dir das Wunder tun will, dich aus dem jahrelangen, tödlichen Schlaf zu wecken.

Jetzt gilt es schnell aufstehen, daß nicht wieder der Schlaf dich übermannt. Und dazu mußt du etwas tun, damit du dir selbst es bezeugst, daß du wach geworden bist und wodurch du dir selber die beste Hilfe leistest zum weiteren Wachbleiben. Wenn einer aufgewacht ist, ist die Seelentaubheit und Seelenblindheit des Schlafes vorbei. Jetzt fängt er an zu hören und zu sehen. Jetzt steht er auf und verlangt nach Nahrung und notwendiger Bewegung. Wir wollen alles übersetzen in das geistliche Gebiet. Du hörst jetzt Gottes Wort, du siehst jetzt deine eigene Not, du fällst jetzt eine sittliche Entscheidung zum wirklichen Vorwärtsskommen, du verlangst jetzt nach neuer Nahrung von oben und unwillkürlich stehst du jetzt in einer Beziehung zu deiner Umgebung, die du früher nicht kanntest.

Nehmen wir an, daß du gehorchst und durch eine solche sittliche Entscheidung in das neu erlebte Christentum hineingetreten bist, dann wird die Frage noch laut: wozu soll die Gabe erweckt werden, damit sie sich entwickle und dein Leben mit neuem Inhalt erfüllt werde? Arbeitslose im sittlichen und religiösen Sinne leiden schlimmeren Schaden in sich als die leiblichen Arbeitslosen: der Mensch verdirbt selbst und die Fähigkeit zur Arbeit geht verloren. Nicht nur bringt er den andern keinen Nutzen, sondern er wird noch zu einem Stein in ihrem Wege. In den Steinbrüchen bei Baalbeck sieht man heute noch einen Steinblock liegen, der fertig behauen auf den Transport wartet. Er ist wohl der größte von Menschenhänden behauene Stein, den es gibt. Aber sie haben vor viertausend Jahren offenbar nicht vermocht, ihn an die Stelle zu bringen, wohin er gehört; denn die Lücke für ihn läßt sich heute noch in den ungeheuren Ruinen des Sonnentempels von Baalbeck nachweisen. Willst du auch als ein solcher Steinblock im Wege der andern liegen bleiben? Wenn nicht, dann strenge dich an! Es gibt eine Arbeit für dich, ohne die du nicht glücklich und zufrieden werden kannst. Ich kann dem Einzelnen nicht sagen, was gerade seine spezielle Arbeit sein wird. Das wird das neue Licht des inneren Lebens ihm offenbaren, sobald er eben selbst damit Ernst macht. Für den einen gilt es freundlich,

demütig und versöhnlich zu wirken in seiner nächsten Umgebung, ein anderer muß sich vielleicht in die große, soziale Not hineinstellen, um ein Retter an Menschenseelen zu werden. Daheim in der alten Christenheit, draußen in der jetzt geöffneten Heidenwelt — überall warten Berge von Arbeit auf die Hände, die sie abtragen wollen. Da fehlen noch deine Hände und sobald du die rechte Stelle gefunden hast, wird es dir an Freudigkeit und an wirklichem Erfolg nicht fehlen. Ach, was wartet alles auf deinen Entschluß und dein wirkliches Tun! Draußen die Not des Nächsten, drinnen der Wertzuwachs deiner Persönlichkeit durch die eigene Entwicklung; denn durch nichts kommt sie so vorwärts, als durch Gott gewollte Arbeit. Und Jesus wartet vom Himmel her auf deine Mithilfe, alle Welt für sich zu erobern. Und der Meister ist da und ruft dich!



## Dein Reich komme!

Soll, was jetzt der Kriegsgott schmiedet,  
 Unsrem deutschen Reiche frommen,  
 Muß nach Blut und Dampf und Donner,  
 Herr, Dein Reich uns näher kommen.

Das ist wohl des Höchsten Wille:  
 Daß du, deutsches Volk, sollst lernen,  
 Wieder von des Mammons Irrgang  
 Aufzuschauen nach den Sternen!

Sieh! Dein Weg weist hohe Ziele.  
 Glaubt mir: an dem deutschen Wesen,  
 Seinem Glauben, Lieben, Hoffen  
 Soll die ganze Welt genesen.

Laßt uns denn der Zeichen achten,  
 Die am hellen Himmel stehen;  
 Nie noch sahen wir den Höchsten  
 Also nah vorübergehen.

Schauernd spüren wir der Zukunft  
 Odem . . . Unsres neuen Reiches  
 Rad reißt fort zu Sonnenhöhen,  
 Wie die Welt nie sah ein Gleiches.

Benzheim a. B.

R. E. Knodt.





## Ein Grab für sich.

Eine wahre Begebenheit aus dem Oberelsaß.

Nach erbittertem Gefecht im Oberelsaß zieht ein kleiner Trupp Landwehrmänner Abends müde dem Sammelplatze zu. Man spricht von Greuelthaten der Franzosen gegen wehrlose deutsche Verwundete. Der Grimm über solche Schändlichkeit fraß den Soldaten ordentlich an der Leber. Einer meint: „Wir müßten wenigstens keinen Pardon mehr im Felde geben, sondern lieber jeden französischen Verwundeten mit dem Kolben totschlagen.“

Keiner der Kameraden antwortet. Wenige Minuten später bleibt der Trupp wie gebannt stehen. Dort am Rand eines von Schrappnells zerschossenen Gehölzes liegt zwischen toten Franzosen ein Verwundeter in roten Hosen. Er scheint um Hilfe zu bitten.

„Anton, da hast du ja gleich einen!“ sagt der eine badische Landwehrmann von hünenhafter Gestalt zu dem Sprecher von vorher. Ohne ein Wort zu sagen treten alle herzu und der schwerverwundete Franzose sieht mit weitgeöffneten Augen, in denen die Todesangst flackernd steht, einen nach dem Andern an.

„Pardon! Nit sießen! Alen Familie!“ bringt er leuchend hervor, während er die rechte Hand auf die Herzgegend preßt.

Finstern blicken die Deutschen auf den wehrlosen Feind. Wie mancher der Ihren mag auch so dagelegen haben und man hat ihn doch noch ruchlos gequält. Aber niemand regt sich. Wer will hier der Henker sein, wo schon des nahen Todes Fittich um diesen verlorenen Mann her weht?

Mühsam zieht der Franzose eine Photographie hervor, die ein junges Weib mit einem Kinde darstellt und schreibt die Adresse seiner Frau zitternd, aber leserlich auf die Rückseite. Dann sieht er seine Gegner an und da muß er in den Zügen des riesigen Grobschmieds etwas von Rührung gesehen haben, — ja so sind die Deutschen! — und reicht ihm die Karte mit dem leise geflüsterten Worte: „sicken Sie, bitte!“

Der Riese nickt und steckt die Karte ein.

Jetzt fliegt's wie ein Zittern über die Gestalt des Franzosen. Wieder preßt er die Hand auf die Brust und sagt: „Sterben!“

Die Deutschen denken nicht mehr an den Kolbenschlag; auf die Gewehre gestützt, stehen sie tieferrnst im Kreise. In der Ferne grollt der Kanonendonner wie der Bass einer Riesenorgel. Die Sonne neigt sich blutrot über dem dunstigen Blauviolett der nahen Vogesenkämme; sie hat jetzt alle Tage das Recht so blutrot zu sein!

„Bitte, Abbé, — Priester!“ ächzt der Sterbende.

Der Schmied schüttelt den Kopf und macht mit der Hand eine Geste, die ihm anzeigen soll, daß sie keinen Priester schaffen können.

„Beten, beten!“ flüsterten die bleicher werdenden Lippen.

Und da schämen sich die fünf, sechs robusten Landwehrmänner, die vor wenig Stunden noch trotzig dem Tod in's Auge geschaut: es kann keiner beten! Der Schmied, der später die kleine Episode in Freiburg erzählte, bekannte, daß er nicht einmal im Stande gewesen wäre, ein Vaterunser „zusammenzuzukriegen“. Mußte da nicht der Krieg kommen, um manchen wieder beten zu lernen?

Weil aber der Sterbende eine Bewegung mit dem Oberkörper machte, wodurch er seinen Stützpunkt verlor und auf die Seite hätte rollen können, beugt sich der Schmied vor und hält den schwächlichen Menschen vorsichtig in beiden starken Armen auf. Da fliegt ein hellerer Schein über das wachsbliche Gesicht und der Franzose streckt beide Arme aus und ruft lauter als bisher, während ihm die Tränen kommen:

„Oh, alles verzeihen, alles verzeihen!“

Dann küßt er den Deutschen auf die Wacke — und während noch eine Träne aus dem Auge rinnt, sinkt der Kopf auf die Seite: er ist tot.

Unwillkürlich nehmen jetzt die Deutschen vor der Majestät des Todes die Eschatos ab und stehen lautlos da. Vielleicht konnte jetzt mancher doch beten! Dann gruben sie dem Fremdling am Walbrand sein Grab und schnitten am Baume ein Stück glatt ab, um mit Blaustift Name und Datum dran zu schreiben. Der Schmied aber gelobte:

„Wenn der Krieg aus ist, suche ich dem seine Frau auf und bringe sie an die Stelle und dann soll sie wissen, wie der Mann gestorben ist!“



## Aus meinem Leben. 13.\*)

Die Leser der bisherigen Skizzen aus meinem Leben werden sicher den Eindruck gewonnen haben, daß sich der Herr an mir nicht unbezeugt gelassen habe. Alles, was ich aus dem frommen Elternhause; guter biblischer Unterweisung und vielen starken Eingriffen Gottes in mein eigenes Leben, hatte merken können, floß zu der klaren gewissen Ueberzeugung zusammen, von der der Hebräerbrief sagt: „Aber ohne Glauben ist's unmöglich, Gott gefallen; denn, wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde.“ An der Existenz Gottes, an seiner Macht und Willigkeit Gebete zu erhören und das Leben der Seinen zu leiten, hatte ich eigentlich nie gezweifelt. Darum gab es auch, soweit meine Erinnerung in die Kindheit zurückreicht, keinen Tag, an dem ich nicht gebetet hätte. Meine Mutter berichtete, daß ich schon mit drei Jahren heimlich hinter dem Sofa in der guten Stube auf den Knien gelegen hätte und auf ihre erstaunte Frage: „Was tust du da?“ feierlich geantwortet habe: „Sammi betet.“

Auch meine Stellung zu Jesus, seiner Person und der Bedeutung seines Heilwerkes war ganz orthodox, bibelgläubig und ich habe mich sicher von Jugend an manches Mal mit der Vorstellung getröstet: Jesus wird dir alle deine Albernheiten und ausgelassenen Streiche verzeihen! Dabei wurde in der eigentlichen Stellung zur Sünde nichts anders. Zwischen der theoretischen Erkenntnis der biblischen Wahrheiten und der praktisch wirkenden Kraft war eben die Verbindung des Erlebnisses, der Treibriemen, noch nicht hergestellt. Hätte man mir das damals in meinem stürmischen, hitzigen Arbeitsdrang während des ersten Amtsjahres in der eigenen Pfarrei klar machen wollen, wäre ich wahrscheinlich empört und beleidigt dagegen aufgefahren. Und doch lebte irgendwo in mir die geheime Ueberzeugung: du bist mit all deinem vielen Reden vom Christentum gar nicht echt. Du redest von der Schönheit der Farben, wie ein Blinder, der nur eine lebhaftere Phantasie hat und sich das schön zusammenreimt, was er von Andern darüber gehört hat. So eine Art unbewußter Nach-

\*) Fortsetzung der Skizzen, die unter dem gleichen Titel im vorigen Jahr zu erscheinen anfangen.



empfindung von Eindrücken, die andere gehabt hatten. — Ganz klar ist mir dieser Zustand erst später geworden, als ich die Wirklichkeit erlebt hatte! —

Im Februar 1881 las ich ein kleines Büchlein, bei dem meine Seele aufhorchte, wie ein Schlachtroß auf ein fernes Trompetensignal. Es war eine Lebensgeschichte des Georg Müller in Bristol. Damals ahnte ich nicht, daß ich zwölf Jahr später in Berlin neben ihm auf der Plattform sitzen und Zeugnis ablegen würde für den Lebendigen! Das Buch packte mich durch die großartigen Gebets-erhörungen und die Schlichtheit des Kinder Glaubens, mit der Müller sich seinem Gott nahte. An diesen knappen Umrissen seines großen Glaubens gemessen, erschien mir mein bisheriges Christentum wie eine fade wertlose Kopie von einem unverstandenen, unerreichbaren Original. Wären mir damals schon die Schriften von Sören Kierkegaard in die Hand gefallen, die ich etwa acht Jahre später mit großer innerer Teilnahme lesen und aus denen ich dann viel Anregung zu tatkräftigem Christenleben schöpfen konnte, — so hätten sie mich vielleicht jetzt zermalmt und zur Verzweiflung getrieben!

Bald darauf kam der Tag, der einen Wendepunkt in meinem geistlichen Leben bedeuten sollte; ich sage mit Absicht „einen“ —, denn ich habe nachher noch mehrere ähnliche erschütternde Erlebnisse gehabt. Darum nenne ich das, was ich jetzt erzählen muß, auch nicht gern so glatt „meine Bekehrung“, wie es in Gemeinschaftskreisen vielfach Sitte ist.

Meine Predigten in jener Zeit waren scharfe Gesetzespredigten und wurden von den Bauern sehr gern gehört. Auch bei schlechtem Wetter kam es vor, daß hunderte von Wagen und Schlitten draußen auf dem großen Platz bei der Kirche sich einfanden. Die etwa 2000 Seelen fassende Kirche war jeden Sonntag gesteckt voll. Aber es kam wiederholt vor, daß wenn ich geschwellt vom Bewußtsein, großartig gepredigt zu haben, die Kirche verließ, jener alte Pietist R. W. (der mir am ersten Abend das Geld geborgt hatte) mir mit schmerzlichem Bedauern auf die Schulter klopfte und sagte: „Das war nix! So kriegt das Lamm keine Seele zur Beute!“ Unergerlich ließ ich ihn stehen: was ging mich dieses Urteil an! Ich hatte doch eine tadellose Predigt ausgearbeitet, sie gut auswendig gelernt und mit großem Schwung vorgetragen!

Am Dienstag, den 18. Februar, russischen Stils hatte ich den schweren Tag, an dem sich alles gegen mich verschworen zu haben schien. Zahnschmerzen plagten mich und der nächste Zahnarzt war mindestens achthundert Kilometer weit! Eine Geldschwierigkeit drückte mich und ich wußte nicht, wie sie an demselben Tage noch behoben werden sollte. Mit einem meiner besten Lehrer hatte ich am Abend vorher in der Gemeindeversammlung einen Streit gehabt und da er es gewagt hatte, mich anzugreifen, war ich jähzornig geworden und hatte mich schwer versündigt. Das Konsistorium in Petersburg hatte

irgend eine Verfügung getroffen, die auf unsere Verhältnisse paßte, wie die Faust auf's Auge und da hatte ich in meiner Dreistigkeit das Gegenteil angeordnet und darüber ausführlich und begründet an die Behörde geschrieben. Heute konnte ich die Antwort von daher erwarten; denn bei den schlechten Wegen im Frühjahr konnten wir die Post nur alle vierzehn Tage einmal aus der fünfzig Kilometer entfernten Kreisstadt holen lassen. Außerdem befand ich mich in einer begreiflichen Aufregung und Unruhe, weil wir an dem Tage die Geburt unseres ersten Kindes erwarteten.

Alle diese Schwierigkeiten und Nöte drückten mich seelisch-gemüthlich zu Boden. Sonst hatte ich mich in mancher Notlage hindurch gebetet; heute schien es, als wäre der Himmel ehern: Ich konnte einfach nicht beten. — Da fiel mir ein, was mein Vater mir einst gesagt hatte:

„Wenn ein Augenblick kommt, wo es dir scheint, als könntest du nicht beten und spürst doch, daß du Hilfe von Oben brauchst, dann wirf die Flinte nicht in's Korn, sondern schlage deine Bibel auf und lies langsam und mit ausgestreckten Fingern deiner Seele Spruch um Spruch. Irgendwo wird der Herr schon einen Hacken bereit haben, daran er dich dann plötzlich fängt!“

Das wollte ich tun und da ich die Bibel nur fortlaufend lese, kam an dem Tage das elfte Kapitel bei Lukas an die Reihe. Plötzlich stutze ich an dem Spruch, Vers 11: „Denn, wer da bittet, der nimmt.“ Ja, was ist denn das? „Da wird ja von Jesus selbst bestätigt, daß dem Bitten des Menschen ein Empfangen folgt. Das kann ja gar nicht so ohne Weiteres wahr sein! Vielleicht steht es im griechischen Grundtext anders. Ich schlage nach: Nein, es steht genau so da! Jetzt greife ich zu mehreren gelehrten Auslegungen des Lukas; keine hat hier auch nur irgendwie eine Schwierigkeit empfunden. Sie sehen die Aussage ruhig als eine Bestätigung der Tatsache an: auf wirkliches Beten folgt ein wirkliches Empfangen! Allerdings setzte ich von mir aus hinzu: Es steht ja nicht, daß man genau das erhalte, worum man gebeten; immerhin: man empfängt auf alle Fälle etwas! Und das war mir im Augenblick die Hauptsache. —

Jetzt kniete ich nieder und betete also: „Herr Gott, wenn das Wahrheit ist, was dein Sohn uns da versprochen hat, so offenbare dich mir! Aber ich will nichts sehen oder hören, was ich später auf meine erregten Sinne schieben könnte, sondern ich bitte dich um einen Gedanken, an dem ich mich aus dem ganzen Wirrsal von heute herausfinden kann.“ Im nächsten Augenblick schoß mir ein Bibelspruch durch den Kopf, den ich mit meinen Konfirmanden durchgesprochen hatte. Freilich, da hatte ich sie gemeint und nicht mich, wie bisher stets, wenn ich ein Wort Gottes vor Andern und für sie ausschöpfte. Es war das Psalmwort (Ps. 50, 16—17): „Was verkündigst du meine Rechte und nimmst meinen Bund

in deinen Mund, so du doch Zucht haffest, und wirfst meine Worte hinter dich?"

Der eine Ausbruch „Zucht haffest“ — schlug, wie ein Blitz in dunkler Nacht weithin das Gelände beleuchtend, bei mir ein: Ja, das war mein eigentlicher Fehler! Sich aufbäumen gegen jede Zucht von Gott oder Menschen, keine Autorität anerkennen, Rücksichtslosigkeit, mit dem Kopf durch die Wand wollen, Rechthaberei, Herrschsucht usw. Von da aus wurden mir aus meinem braven Pharisäerleben jetzt noch eine Reihe anderer Sünden klar und im nächsten Augenblick wälzten sich meine Sünden wie Wellenberge daher. „Du hast das Gottesebenbild in dir beschädigt und entstellt! Wenn du jetzt sterben müßtest, wärest du verloren,“ so hieß es in mir. Etwa zehn Minuten lag ich buchstäblich auf dem Boden und litt Höllequalen der Selbstkenntnis, wie nie vorher in meinem Leben. Da ist die Verantwortlichkeit für meine eigene Seele sorgen zu müssen, mir überwältigend aufgegangen. Endlich konnte ich mich aus der dumpfen Verzweiflung aufraffen zu dem Gebet: „Jesu, du Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, erbarme dich meiner!“

Da hat es denn nicht lange gedauert und zum ersten Mal in meinem Leben durchflutete mich die Heilsgewißheit: daß Jesus mich aufhob aus dem Staub und mir alle meine Sünden vergibt und mich spüren läßt die Nähe seiner Liebe und die Süßigkeit seines Friedens! Als ich mich von meinen Knien aufrichtete, war in meinem Urtheilen und meiner Ueberzeugung, in Gefühl und Willen etwas ganz Neues: ich wußte, daß ich ein erlöstes Gotteskind sei und Jesus mich angerührt und gesegnet hatte!

Als sinnenfällige Zeichen des inneren Erlebnisses kamen alle jene äußeren Nöthe am selben Tag noch in Wegfall: die Zahnschmerzen waren weg, eine Geldeinnahme schaffte die Schwierigkeit fort, der Lehrer kam herein und fiel mir mit Tränen um den Hals: wir hätten uns eigentlich viel zu lieb, als daß solch eine Erbitterung zwischen uns bleiben könne und das Konsistorium schrieb: „Obwohl Sie wieder den Ton nicht getroffen haben, in dem Sie mit Ihrer vorgesetzten Behörde zu verkehren haben, soll die Sache doch so bleiben, wie Sie es aus Zweckmäßigkeit eingerichtet haben.“ Nicht lange danach wurde denn auch die Sorge um meine Frau gehoben, denn mein Erstgeborener kam glücklich zur Welt!

Darum kann ich jenen Tag schlecht vergessen!

Aber es fand noch etwas merkwürdiges an jenem Tage statt, was ich berichten muß.

(Fortf. folgt.)







## Das Gefecht bei Mülhausen i. Els. \*)

Erlebnisse eines Augenzeugen.

Es war am Sonntag, den 9. August, zwischen 3 und 4 Uhr morgens, da erwachten wir Bewohner eines stillen Vororts von Mülhausen an einem seltsamen Geräusch. Pferdegetrappel, Klirren von Waffen und Tritte wie von unzähligen Soldaten klangen herauf. Wir fahren von unserm Lager auf, spähen durch die heruntergelassenen Läden und sehen, was wir vorher schon geahnt: Der Feind ist im Land! Endlose Kolonnen von französischer Infanterie und Artillerie ziehen vorbei, hinauf zu den lieblichen Rebenhügeln, die dem Orte vorgelagert sind. Gedämpfte französische Kommandorufe werden laut. Noch liegt alles in dem Schatten der Dämmerung. Düster und dämmerig ist es auch in unsern Herzen. Wir wissen, was uns bevorsteht. Draußen, keine  $\frac{3}{4}$  Stunden von unserm Ort, liegen unsere deutschen Truppen. Sie werden nicht zulassen, daß der Feind sich allzusehr in fast uneinnehmbarer Stellung mit seiner Artillerie verschanzt. Es muß und wird zu einem furchtbaren Kampf kommen — und unser Ort liegt mitten in der Gefechtslinie! Wer die Fröschweiler Chronik gelesen hat, der kann sich eine ungefähre Vorstellung machen von dem Grauen vor dem Kommenden, das uns überschlich. Noch stehen wir ganz unter dem furchtbaren Eindruck des Gesehenen, umfungen von dunklen Schatten innen und außen, da plötzlich bricht ein goldener Sonnenstrahl — der erste — durch eine Rize des Rol ladens. Er zieht eine leuchtende Spur an der dunklen Wand und siehe, da strahlt aus dem Dunkel mit goldenen Lettern ein Wort auf, ein einziges Wort: Kraft! Alles andere liegt noch im tiefen Dämmer schatten, aber das eine Wort leuchtet sieghaft im Strahl der Morgen sonne vor uns auf, ein Teil des Wandspruches in unserem Schlaf zimmer: „Er gibt den Müden Kraft!“. Wie eine direkte Botschaft von oben berührt uns das Geschaute. Da wird es auch in unseren undüfferten Herzen wieder Licht, und tröstend und erhebend zieht durch unsere Seele die Gewißheit: „Wir sind nicht allein, Gott ist bei uns. Er gibt Kraft!

\*) Erscheint als Feldpostbrief im Verlage dieses Blattes, Preis 10 Pf. pro Stück, 50 St. M. 4.—, 100 St. M. 7.— excl. Porto. Der Reingewinn ist für die heimgesuchte Gemeinde des Verfassers bestimmt.

Gürwahr, Kraft von oben tat uns Not. Im Blick auf das, was schon hinter uns lag, und noch viel mehr im Blick auf das Kommende! Underthhalb Tage vorher war Mülhausen von unseren Truppen geräumt worden. Freitag Abend, den 7. August, ging der letzte Räumungszug. Er nahm alles mit, was an Beamten, Regierung, Polizei, Gericht, Bahn- und Postpersonal in wichtigen Stellungen noch in der Stadt geblieben war. Mit ihnen fuhr auch ein großer Teil meiner Gemeindeglieder hinüber über den Rhein. (Die junge evang. Gemeinde besteht zum größten Teil aus eingewanderten altdeutschen Eisenbahn- und Postbeamten und Werkstättenarbeitern, unter ihnen natürlich auch viele Badener). Der ganze Bahnhof wird geräumt, sämtliches rollendes Material mitgenommen. Wir wissen: Nun sind wir dem Feinde preisgegeben. Die Stadt ist von der Außenwelt abgeschlossen, von allem Verkehr abgeschnitten. Sämtliche Verbindungen nach außen sind zerstört. Mülhausen ist ganz auf sich selbst angewiesen. Jetzt kann sie vor dem Ansturm des Feindes nichts mehr schützen. Der Feind wird kommen. Und er kam. — —

Samstag Mittag um halb 1 Uhr ergriffen die französischen Truppen von der Stadt Besitz. Mich erreichte die Kunde, als ich auf Hausbesuchen unterwegs war. Ein Gemeindeglied hatte den Akt der Besitzergreifung mit angesehen. Selten in meinem Leben habe ich einen solchen schneidenden seelischen Schmerz verspürt als in jenem Augenblick. Und der Tränen habe ich mich nicht geschämt. Doch zum Trauern ist keine Zeit!

Die Pflicht ruft. Ein Sterbender verlangt das heilige Abendmahl. Nie werde ich jene Stunde vergessen. Ein 70jähriger Veteran, der die drei Kriege mitgemacht hatte, liegt totkrank darnieder. Ein Krebsleiden hat ihm die Zunge zerfressen, er kann nur noch stammeln. In furchtbarer Aufregung umstehen sein Lager die nächsten Angehörigen. Ein zweifaches Entsetzen lastet auf ihnen: Der Tod im Zimmer, der ihnen das Liebste, den Ernährer, raubt — und draußen der Feind! Wie milder Himmelstau senkt sich auf die erregten Gemüter das Jesuwort: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!“ Dann empfängt der Sterbende in stiller Andacht das heilige Mahl. Ruhe und Frieden breiten sich über sein Leidensantlitz. Er weiß sich und die Seinigen geborgen in den Armen des Vaters im Himmel. Welch ein Sterben inmitten des Kriegslärmes! Aber auch welch ein Himmelstrost inmitten aller Erdenangst: „Fürchte dich nicht, denn Ich bin mit Dir.“

Das war am Samstag. Inzwischen ist in der Nacht vom Samstag auf Sonntag der ganze Ort von französischen Truppen besetzt. Als wir morgens um 7 Uhr die Läden hochziehen, finden wir den Gartenweg vor unserem Haus vollständig durch französische Infanteristen gesperrt. Wir sehen sie ausschwärmen, in die nächsten Gärten einbrechen, die Zäune niederreißen. Obstbäume werden ge-

fällt, Schützengräben ausgeworfen, Kartoffeläcker geplündert. Und dann richten sie sich häuslich ein. Es wird Kaffee gekocht, das Brennmaterial liefern abgerissene Zaunlatten.

Die Zeit des Gottesdienstes naht heran. Ich frage auf französisch einen Leutnant, der vor unserem Hause hält, ob ich meine Frau allein zu Hause zurücklassen kann? Er versicherte mir, daß ihr nichts geschehen würde und daß ich ruhig zum Gottesdienste gehen könne. Und wirklich benehmen sich die Leute anständig, wohl auf Unordnung des Offiziers. Ich mache mich durch die dichtbeieinandersitzenden Infanteristen auf den Weg zum Gottesdienstsaal. In den engen Vorgassen ist kaum durchzukommen vor französischen Proviant- und Munitionswagen. An einer Straßenkreuzung sitzt auf einem Bauernstuhl der französische Höchstkommandierende der anwesenden Truppen, der Sohn des früheren Marschalls Mac Mahon, sichtlich müde von dem Nachtmarsch. Wir sind noch nicht an der Kultusstätte angelangt, da ertönt plötzlich in nächster Nähe Geschützdonner. Die Franzosen haben hinter Napoleonsinsel einen deutschen Panzerzug entdeckt und beschießen ihn. Jedermann glaubt, daß das Gefecht beginnt. An einen Gottesdienst ist bei der allgemeinen Aufregung, inmitten der feindlichen Truppen, nicht zu denken. Ich mache mit einigen Kirchengemeinderäten einen Rundgang durch den Ort, um zu sehen, ob wir irgendwo helfend eingreifen können. Doch einstweilen gibt das Benehmen der feindlichen Truppen zu Klagen noch keinen Anlaß. Wir kehren nach Hause zurück. Auf Befehl des französischen Kommandos wird vom Gemeindevächter ausgetrommelt, daß sofort für die Truppen zu Mittag gekocht werden müsse. Bald sind auch in unserer Küche Franzosen und kochen für ihre Korporalschaft. Die Mannschaften zeigen nicht die geringste kriegerische Stimmung. Sie ziehen nur widerwillig in den Kampf. Viel lieber wären sie bei ihren Familien zu Hause geblieben, wie sie gerade heraus erzählen.

Der Mittag geht ziemlich ruhig vorüber. Wir sind Zeugen eines französischen Gewehrappells. Es geht auf 3 Uhr. Um halb 4 Uhr soll die Beerdigung des inzwischen verstorbenen Kriegsveteranen stattfinden. Trotz der physischen und psychischen Gewitterschwüle hat sich doch ein stattliches Trauergefolge eingefunden. Durch Spalier bildende und respektvoll salutierende Artilleristen und Infanteristen bahnt sich der Leichenzug mühsam seinen Weg. Der Sarg wird eingesenkt, ohne Ehrensalve. Denn der Kriegerverein, dem der Verstorbene angehörte, ist in alle Winde zerstreut, und nur wenige Mitglieder in Civil sind zur Stelle. Im gleichen Augenblick ertönt von verschiedenen Seiten im Umkreis das Krachen der Geschütze. Unter dem Donner der Kanonen wird der Veteran zur letzten Ruhe bestattet. Der Beerdigungsakt muß so kurz als möglich gehalten werden. Der Teilnehmer bemächtigt sich eine stets wachsende Unruhe. Wohl begreiflich! Denn jeder weiß, daß der sich jetzt entspin nende



Rampf über den eigenen Ort hinwegbrausen wird. Einstweilen sind nur die Batterien in Aktion. Die Infanteriereserven lagern noch friedlich in unserm Viertel und in den angrenzenden Nebengärten. Die Kompagnieköche sind wieder beim Abkochen und bei der Zubereitung des Abendessens. Gerade ist die Suppe und das Fleisch fertiggekocht, da plötzlich ertönt scharf und schneidend ein Hornsignal. Alles stürmt hinaus. Suppe und Fleisch bleiben eimerweise in der Küche stehen. Jetzt ist auch für uns die Zeit gekommen, uns zurückzuziehen. Denn es wäre Wahnmwiz gewesen, inmitten der Gefechtslinie zurückbleiben zu wollen. Mit dem schnellgeschnürten Ränzel verlassen wir das Haus und überlassen es seinem Schicksal. Wie werden wir es wiederfinden?

Wir haben gerade noch Zeit, uns zu Verwandten in das Zentrum der Stadt zu flüchten. Da kreuzen sich auch schon die Granaten über der unglücklichen Stadt. Man hörte ihr unheimliches Zischen und sieht sie ihre verderbenbringende Bahn ziehen. Schwefelgelbe Rauchwölkchen ballen sich am blauen Abendhimmel zusammen. Schon flammt im Norden der Stadt Feuerschein empor. Vom 90 Meter hohen Turm der Stephanskirche ertönt stürmisch und sinnverwirrend die Feuerglocke. Schrapnell's prasseln auf die Dächer nieder. Verirrte Gewehrklugeln streichen an den Häusern entlang — zwei von ihnen unmittelbar an meinem Kopf vorbei in dem Augenblick, als ich gerade aus dem zweiten Stock zum Fenster hinausschaue. Als zum zweitenmal das infernalische Zischen der blauen Bohnen in unmittelbarer Nähe die Luft durchschneidet, da ziehe ich doch unwillkürlich den Kopf zurück.

Bis spät in die Nacht hinein dauert das Bombardement. Wütendes Maschinen- und Gewehrfeuer kracht ununterbrochen durch die mondhelle Nacht. Wir legen uns dennoch zur Ruhe und schlafen friedlich bis um 4 Uhr morgens. „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott auf den ich traue.“ Da, bei Morgengrauen setzt plötzlich wieder schweres Geschützfeuer ein; dichter noch als am Abend zuvor schlagen die Granaten ein. Im zweiten Stock ist unseres Bleibens nicht mehr. Wir flüchten in den Keller. Zweimal wiederholt sich der Abstieg in die unteren Regionen. Endlich gegen 9 Uhr morgens läßt die Beschießung nach. Der Kanonendonner entfernt sich, wir wagen uns wieder hinaus. Klopfenden Herzens machen wir uns auf den Weg nach unserem Vorort. Unterwegs tauchen zuerst die deutschen Soldaten in der Stadt auf. Es ist ein unbeschreibliches Frohgefühl, die eigenen Truppen wieder Herr der Situation zu wissen.

Je weiter wir an die Peripherie der Stadt vordringen, um so deutlicher zeigen sich die Spuren der Verwundeten. Ein widerlicher Brandgeruch macht sich bemerkbar. Hier eine Straße von Fensterscheiben wie übersät. Dort abgeschlagene Baumäste, im Knäuel

durcheinandergewirrte Telefondrähte, bloßgelegte Dachstühle, niedergerissene Gartenzäune. Nicht allzuweit von unserer Wohnung treffen wir einen Trupp angstvollblickender Menschen. „Wissen Sie schon“, ruft man uns von weitem zu, „der Direktor der Flugzeugfabrik „Aviatik“ ist in seinem eigenen Hause von einer Granate erschlagen worden.“ Andere wieder sind wunderbar bewahrt geblieben. In zwei Häusern z. B. sind verschiedentlich Granaten in die Keller eingeschlagen. Aber die im Keller befindlichen Hausinsassen sind doch wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen. Andere von unseren Bekannten wieder haben in felsenfestem Gottvertrauen oben im zweiten Stock knieend und betend die Nacht verbracht. Ein kleiner Junge sagte zu seinem Großvater während des stärksten Regens, als er die angstvolle Blicke der Erwachsenen sieht: „Nicht war, Großvater, wir brauchen uns nicht zu fürchten, der Herr Jesus ist doch bei uns, dann tun uns die Kugeln nichts.“ Rührender Kinder Glaube! Der alte Großvater sagte mir nachher: „Ja, Herr Pfarrer, wenn wir Großen doch so glauben könnten wie die Kinder!“

Eine augensichtliche Bewahrung hat auch unser erster Lehrer erlebt. Er hatte als Vizefeldwebel die ersten verlustreichen Kämpfe mitgemacht. Zu Duzenden, erzählte er nachher, fielen rechts und links von ihm in dem mörderischen Feuer der Mitrailleusen die Kameraden. Er aber blieb bewahrt. Freilich widerfuhr ihm am Tage darauf das Mißgeschick, daß er als Patrouillenfürher in einen französischen Hinterhalt geriet und gefangen genommen wurde. Aber siehe da, als in der Nacht vom Sonntag auf Montag die Franzosen zurückgeschlagen wurden, da vergaßen sie auf ihrer wilden Flucht die Kriegsgefangenen mitzunehmen. So konnte sich unser braver Vizefeldwebel mit seinen Leuten wieder nach Mülhausen durchwagen.

Unser Haus finden wir wunderbarerweise völlig unversehrt. Nicht einmal eine Spur von Gewehrkugeln ist zu entdecken, trotzdem es in unmittelbarer Nähe zu Straßen- und Bayonettkämpfen gekommen war.

Schweres haben wir mit des Allmächtigen Hilfe glücklich überstanden. Aber alle Drangsale wurden reichlich aufgewogen durch die Größe des von uns miterlebten weltgeschichtlichen Moments. Wir haben Zeugen sein dürfen von dem unwiderstehlichen Ansturm unserer Truppen. Von welchem Heldengeist unsere braven Landwehr- und Reservemänner dort bei Mülhausen beseelt waren, welch glänzende Waffentat sie dort vollbracht haben, das kann nur der recht ermessen, der eine Ahnung hat von der ausgezeichneten Stellung der Franzosen und dem ungleich ungünstigen Stand unserer Truppen.

Aber völlig ungedecktes Blachfeld stürmten sie die festen Geschützverschanzungen des Feindes und warfen ihn aus seinen Stellungen. Solange solcher Heldengeist unser Heer beseelt, kann es um unser Vaterland nicht besser stehen.

## Königsrechte.

Menschen gibt es, die ahnen nicht,  
Daß man ihnen Königsrechte zuspricht;  
Was sie erwählen, lieben und loben,  
Wird aus der Menge hervorgehoben,  
Und wer ihren Freund sich nennen mag,  
Der hat empfangen den Ritterschlag.

Stephanie von Gohlar.



„Wollt ihr die besten Dinge und Zustände zuletzt um alle Ehre und Wert bringen, so fahrt fort, sie in den Mund zu nehmen, wie bisher! Stellt sie an die Spitze eurer Moral und redet von früh bis Abend von dem Glück der Jugend, von der Ruhe der Seele, von der Gerechtigkeit und der immanenten Vergeltung; so wie ihr es treibt, bekommen alle diese guten Dinge dadurch endlich eine Popularität und ein Geschrei der Gasse für sich; aber dann wird auch alles Gold daran abgegriffen sein und mehr noch: alles Gold darin wird sich in Blei verwandelt haben. Wahrlich, ihr versteht euch auf die umgekehrte Alchymie, auf die Entwertung des Wertvollsten.“ (Nietzsche.)

## Aus der Briefmappe des Evangelisten.



E. M. Schreiben Sie der Redaktion des betreffenden Blattes, daß die Königin Wilhelmine von Holland das liberale Rotterdamer Blatt abbestellt habe, weil es widerchristliche Aufsätze enthielt. Wir sind jetzt religiös viel zu sehr interessiert, als daß wir den geringsten Spott über die Herzkraft unseres Volkes, den christlichen Glauben, uns gefallen lassen dürfen! Es wäre solch ein Protest mit der etwa darauf eingehenden Antwort jenes Blattes wert aufbewahrt zu werden. Denn, wenn der Krieg vorüber ist, dürften alle diese Zeitungen, die jetzt so schnell hellhörig geworden sind, wieder in ihr früheres Fahrwasser zurückrenten. Dann könnte man ihnen so etwas aus der Kriegszeit vorhalten!



**E. v. F.** Sie nennen keinen vollen Namen und keine Adresse, — nun ja, namenlos ist Ihr Schmerz um Ihren, soeben dem Knabenalter entwachsenen Sohn, der in Frankreich gefallen ist. Daß tausend Mütter in ganz Deutschland in ähnlichem Leid sind, tröstet Sie nicht und Sie bleiben vor der ganzen Wucht der vorwurfsvollen Klage: warum hat Gott das zugelassen? Sagen Sie bitte niemand, was Sie mir schrieben! Werfen Sie im ersten blinden Jammer die letzte Planke nicht fort, die Ihnen doch noch einst zum Troste dienen wird. Ist auch ein Unglück, das der Herr nicht thut? Räumen Sie sich nicht gegen seine Schickung auf. Wenn er Ihren Sohn hätte beschützen wollen, hätte er es tun können. Ich sah heute eine Soldatenmütze, die fünf Schußlöcher zeigte; ihr Träger hatte sie im Tornister gehabt, als sie so durchschossen wurde: er selbst blieb unverwundet. Eine Zeltbahn wies man mir in einem Lazarett, die hatte 36 Schußlöcher, d. h. da sie vierfach zusammengelegt gewesen, sind 9 Schüsse hindurchgegangen; ihr Träger war unverwundet. Vieß der Herr es zu, daß Ihr Sohn durch einen einzigen Schuß sein junges Leben dahingeben mußte, dann wußte er, warum und wozu! Ist's nicht tröstlicher, daß der fromme unverdorbene Jüngling in großer Begeisterung für's Vaterland kämpfend den Heldentod fand, als wenn er später seine Reinheit und seinen Glauben verloren und Ihnen Schmerz und Schande gemacht hätte? Ist Ihre Liebe nicht selbstsüchtig gewesen, daß Sie nur die eine Note Ihres persönlichen Weh's heraushören und für alle andern Klänge kein Ohr haben? Kann Gott Ihren lieben Sohn nicht sofort in der unsichtbaren Welt unsagbar glücklich gemacht haben, noch ehe sein Leib in Frankreichs Erde gebettet ward? Ich bin überzeugt, tausende von Müttern, deren Söhne ohne Krieg verstorben sind, beneiden Sie heute. Beten Sie um Stille und Kraft und dann trösten Sie Andere, die weniger Glauben und weniger Halt haben, als Sie selbst. In diesem Sinne will ich auch für Sie beten!

**S. D.** Das Haupt der Millenniumsseele, der sogenannte „Pastor“ Russell, ist in Amerika bei einer Gerichtsverhandlung entlarvt worden: er mußte verschiedene frühere Aussagen als unwahr widerrufen und zugeben, daß er weder Philosophie noch Theologie, noch die alten Sprachen studiert habe, nirgends zum Pastor ordiniert sei usw. Ob's helfen wird, diesem gefährlichen Irrglauben bei uns einen Riegel vorzuschieben?

**H. S.** Ihr Wunsch, daß mein Blatt den Krieg mehr berücksichtigen möge, wird seinerzeit in Erfüllung gehen. Denn mein Sohn steht ja vom Ausbruch des Krieges im Felde und hat als Divisionsprediger Gelegenheit, viele Eindrücke ergreifender Art zu erhalten. Er wird seine Feldpostbriefe, sobald der ununterbrochene Vormarsch aufhört, meinem Blatt zum Abdruck geben. Wir sind gewissermaßen stolz: also wie ein großes Weltblatt haben wir einen eigenen Berichterstatter draußen. Wenn man aber mit soviel Verwundeten und Sterbenden täglich in Berührung kommt, wie er oft acht Stunden am Tag im Sattel zubringt und oft Feldgottesdienst vor der Schlacht und nebenbei viel Beerdigungen hält, dann bleibt zur druckreifen Ausarbeitung der Berichte jetzt eben keine Zeit. Er hält uns nur mit tagebuchartigen Nachrichten auf dem Laufenden. Einmal ist er schon in seinem Dienst der Barmherzigkeit von Franktireurs beschossen worden; allerdings traf keine der heimtückischen Kugeln! — Außerdem können Sie sich vom Verlage Walter Momber in Freiburg meine Rede „Mars consolator“ kommen lassen. Sie kostet 10 Pfg. und gibt meiner Empfindung im ersten Kriegsmonat Ausdruck. Danken Sie Gott, daß wir eine solche große Zeit erleben dürfen!

**Verschiedenen Verlagsbuchhandlungen und Vereinen.** Von allen Seiten kamen Ende August, als meine Septemhernummer schon gedruckt war, Anzeigen von Blättern oder Büchlein für Verwundete oder Krieger im Felde usw. Für die Septemhernummer war das alles zu spät und wenn ich sie alle hätte abdrucken wollen, wäre die Menge der Tod des Einzelnen gewesen. Eine Auswahl hätte diejenigen gekränkt, deren Leistungen wir nicht berücksichtigt hätten. Außerdem hatte ich selbst einen Feldpostbrief, mit Zeichnung von Maler Reiß, geschrieben. Jetzt — ich schreibe das am 6. September — hoffe ich, daß alle diese Blätter durch die Ereignisse überholt sein werden, bis die Oktobernummer in die Hände der Leser kommt! Gott gebe es!

**N. L.** Spannung, Nervosität, Schwarzseherei, — alles Anzeichen, daß Sie an der „Kriegskrankheit“ leiden! Dagegen hilft Glauben, Beten und selbstloser Dienst an Andern. Unterhalten Sie sich mit einem bayerischen Verwundeten! So einer sagte mir: „Nur schnell heraus mit meinen fünf Kugeln! Ich muß doch zur Front, sonst schlagen die Kameraden ohne mich auf die Malefizfranzosen! Das halt ich nimmer aus!“

**M. Fr.** Die Mitteilung aus einer Leichenrede ist so originell, daß ich sie gern weiter gebe: „Die Heimgegangene hatte sich früher oft bei ihrem lebhaften Temperament mit vorschnellem Reden versündigt. In den letzten Jahren aber bekam sie ein nervöses Kehlleiden, weswegen sie viele Stunden täglich inhalieren mußte. Dadurch ward ihr der Kampf gegen ihren früheren Fehler so erleichtert, daß sie noch vor dem Tode sagte: das Inhalieren ist eine Medizin für meine Seele geworden!“

---

## Vom Büchertisch



**W. Schlatter, Pfarrer.** Lichtbilder. St. Gallen, Ev. Gesellschaft. M. 3.—.

Ein frisches lebendiges Buch, religiöse Betrachtungen und doch keine, wenn man die Alltagschablone dieses Ausdrucks drauf anwenden will. Hier ist alles Erfahrung, Schwung, Leben und Kraft. Das Meiste ist erstklassig! Bestens zu empfehlen.

**Clara Burkardt.** Passiflora aus Italien. Basel, Missionsbuchhandlung. M. 1.60.

Ergreifende Geschichten aus leiblicher und geistlicher Not Italiens. Man merkt manchen an, daß sie erlebt und nicht erdacht sind.

**Willy Schubert.** „Die da Frieden verkündigen.“ Lebensbilder aus dem Reiche Gottes. Striegau, Th. Urban. M. 2.—.

Eine Reihe kurzer, gut erzählter Lebensbilder, die manchem Mut machen können, das eigene Leben dem Herrn hinzugeben, damit er sein Bild hineinmale.

**Julius Rambaud.** *Ut omnes unum sint!* Offene Fragen und offene Antworten. 4 Vorträge. München, Paul Müller's Verlag. 75 Pf.

Apologetische Vorträge, die bei einer gewissen französischen Höflichkeit und Gewähltheit des Ausdrucks sehr lesenswert sind. Auffallend ist die Belesenheit des Verfassers in katholischen Quellen.

**Pic. A. Jørgensen.** *Søren Kierkegaard und das biblische Christentum.* Lichterfelde, Runge. 50 Pf.

Wir brauchen heutzutage etwas von der Wucht, mit der Kierkegaard die Wirklichkeit betont hat! Mag man sich an ihm stoßen, — bequem ist er nie! — zum Segen werden diese wuchtigen Stöße doch!

**Heinrich Federer.** *Das letzte Stündlein des Papstes.* Umbrische Reisegegeschleichen. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 1.—.

Der Mann, der die reizenden Geschichtlein schrieb, der versteht zu sehen und zu hören und zu denken und zu dichten und dann nachher noch von allem vortrefflich zu erzählen. Ich wollte, ich könnte das Alles ebenso gut, wie er.

**Prof. Dr. A. Wilms.** *Die absolute Wahrheit des biblischen Christentums.* Gütersloh, Bertelsmann. M. 3.—.

Eine philosophische Kampfschrift ersten Ranges! Für Gebildete und Denkende ist das Buch eine scharfe Waffe gegen moderne Seichtheit im Denken und Wännen. Verblüffende Schlüsse und großartige Erfolge! Ich bin nicht scharfsinnig genug, etwaige Denkfehler herauszuspüren, freute mich aber darüber, daß mancher Gedanke, den ich schon lange gehegt, hier wuchtig ausgesprochen wird. Unserer studierenden Jugend wünschte ich dieses Buch in die Hand!

**J. Pedersen.** *Stimmen aus dem Mittelalter.* Die Spruchweisheit der Gottesfreunde Eckart, Tauler und Suso. Basel, Rovers Verlag. 72 S. Klein Oktav. Geh. 80 Pf., geb. Fr. 1.—.

Als ich diese kleine Sammlung von Sprüchen mittelalterlicher Mystik gelesen, freute ich mich, daß ich nicht im Mittelalter lebe. Wie arm muß das religiöse Leben damals gewesen sein, wenn diese schlichten Wahrheiten solchen ungeheuren Eindruck machen konnten! Wir haben durch Reformation und Pietismus doch unendlich viel mehr gelernt.

**R. Fries.** *Unser Herrgotts Handlanger,* eine Geschichte von den kleinen Leuten im Himmelreich. 12. Auflage erschienen im Verlage von J. F. Steinkopf, Stuttgart. Preis eleg. geb. M. 2.80.

Als ich vor vielen Jahren in meiner russischen Steppeneinsamkeit dieses prächtige Buch zum ersten Male las, war ich tief ergriffen von der Schlichtheit und Schönheit der einzelnen Züge. Kein Wunder, daß seit einem Menschenalter stetsfort danach gefragt worden ist und der selige Verfasser durch daselbe heute noch zu uns redet, wiewohl er gestorben ist. Wenn solch ein Buch wieder erscheint, braucht man es bloß anzuzeigen!

**Paul Fischer.** *Nietsche Zarathustra und Jesus Christus.* Stuttgart, Verlag der Evang. Gesellschaft. M. 1.30.

Diese glänzend geschriebene Abhandlung sucht Nietsche gerecht zu werden, ohne die Wahrheit zu verleugnen und deckt manche weniger beachtete Seite



des Problems auf, warum Nietzsche Jesum ablehnte. Hin und her mußte ich zustimmen, nur fiel mir bisweilen der Ausspruch von Platonin: „Sei nicht allzugerecht.“ Mein Urteil über den unglücklichen Gegner ist nämlich um ein paar Schattierungen herber und schärfer, als es hier gewollt wird. Wer Nietzsche selbst nicht lesen und doch wissen will, um welchen Gegensatz es sich handelt, dem kann dieses Buch einen wertvollen Dienst leisten.

**G. Raymond. René Chevalier.** Eine Eugenottengeschichte. Berechnigte Übersetzung von M. Dammermann. 2. Ausgabe 1914. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. Gebunden M. 3.60.

Die ergreifende Erzählung von starkem Glauben und treuem Lieben wäre in der Hand unserer heranwachsenden Jugend eine bessere Lektüre, als die meisten modernen sensationellen Romane, welche nur Begriffe und Urteil narkotisieren. Die Wirklichkeit kommt zu Wort und diese Wirklichkeit ist groß und rein und wichtig.

**R. Pappe. Dunkle Gesichte u. Sonnenblicke.** Roetzle, Chemnitz. M. 1.50.

Eine ergreifende kleine Familiengeschichte aus Preußens schwerster Zeit. Da alles auf Tatsachen beruht, ist die Wirkung um so größer.

**G. Endemann. Sagen und Märchen aus dem Reiche der Mitte.** Berlin, Berliner Missionsgesellschaft. M. 2.—.

Ist das Märchen der erste Weltreisende oder ist es überall aus dem Boden selbst gewachsen? Diese alte Streitfrage fiel mir bei dem Lesen dieser originellen chinesischen Märchen wieder ein, soviel verwandte Züge weisen die meisten trotz ihrer Eigenart mit unsern uralten Märchen auf. Das Ganze ließt sich leicht und dürfte Alt und Jung erfreuen.

**A. Effen. Verhandlungen der 18. allgem. Gnadauer Gemeinschafts-Konferenz.** Stuttgart, Philadelphia-Verein. M. 1.30.

Dieser Bericht zeugt nicht nur von der Gesundung unseres deutschen Gemeinschaftswesens, — es hat die Kinderschuhe abgelegt und die Sturm- und Drangperiode hinter sich! — sondern bringt eine Fülle wertvoller Anregungen für Jeden, der im Reiche Gottes selbst arbeiten will!

---

## —Reiseplan—

fällt des Krieges wegen für's Erste fort.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1 spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag  
von Walter Mombler in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u.  
Rahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang.

Heft 2.

November 1914

---

## „Die nicht mitkonnten . . .“

O Jesu, du führst zum herrlichen Siege,  
Die draußen da kämpfen im heiligen Kriege!  
Doch gibt es daheim unzählige Herzen,  
Die können nicht siegen über Kummer und Schmerzen.

O barmherziger Freund aller traurigen Seelen,  
O laß es an Trost deiner Liebe nicht fehlen,  
O gib doch nicht zu, o laß nicht gelingen,  
Daß Herzleid und Gram sie nun tödlich bezwingen!

O laß sie mit dir doch auch Schlachten jetzt schlagen,  
O laß sie durch dich von Siegen auch sagen,  
O mach sie zu Helden, die treu dir ergeben,  
Die mutig da kämpfen auf Tod und auf Leben!

O König, blick' liebevoll auf alle hinieden,  
Denen draußen, wie drinnen schenk' sel'gen Frieden.  
Wenn jene vom Krieg, dich laut preisend, heimkommen,  
Werd' leis' auch von diesen das Amen vernommen.

L. Mohr.





## Der Hebräerbrief in Bibelfstunden. \*)

### 19. Die Vaterlandslosen.

Rap. 11, 8—26.

Es geht ein eigenartiger Gedanke durch unsern heutigen Abschnitt: die Menschen, von denen hier die Rede ist, sollen mit ihrem Leben dadurch den andern einen Anschauungsunterricht geben, daß sie einen Gottesgedanken plastisch, greifbar in den einzelnen Wirklichkeiten ihres Lebens darstellen. Am Ende war das nicht nur damals so bei den Patriarchen, sondern vom Himmel her angesehen ist es heute noch mit dir und mir auch der Fall? Was für eine Gottesidee soll denn unser Leben darstellen? Unser Frieden hängt davon ab, ob wir uns in Harmonie mit dieser unserer Lebensaufgabe befinden oder man kann sagen, der Wert der einzelnen Episoden unseres Lebens steigt oder fällt je nach ihrem Verhältnis zur Darstellung dieser Grundidee desselben.

Was war denn damals dieser Grundgedanke Gottes, der im Leben Abrahams und seiner Nachkommen offenbar werden sollte? In einer Umgebung, wo man des wahren Gottes vergaß und sich in den Besitz und Genuß des Diesseits fest gebissen hatte, sollten jene Männer zeigen: „Wir sind hier fremd unter euch! Wir haben unter euch kein Vaterland! Wir sind für Gott da und einst bei ihm zu Hause!

V. 8—10: „Durch Glauben ward Abraham gehorsam, als er berufen war auszuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte, und zog aus, obwohl er nicht wußte, wohin er gehe. Durch Glauben wohnte er als Fremdling im verheißenen Lande, wie in einem fremden, indem er mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung, in Zelten wohnte; denn er wartete auf die Stadt, die feste Grundlagen hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“

---

\*) Fortsetzung der in den letzten Jahrgängen abgedruckten Besprechung des Hebräerbriefts.



Der Auszug war eine schwere Glaubensaufgabe in jener Zeit, wo der Mensch nur an seiner Sippe Schutz und Halt fand, und das nomadische Leben im Lande der Verheißung war eine zweite schwere Aufgabe. Wie nahe hätte es dem reichen Abraham gelegen, sich wichtige Stätten durch Kauf zu sichern (wie er es beim Kauf des Erbbegräbnisses tat) oder (wie der Kriegszug gegen Keder-Teomer zeigt) mit Waffengewalt sich Stück um Stück zu erobern. Beides durfte er nicht. Die Kananiter sollten sich drüber wundern, daß hier ein Mensch ihre wichtigsten irdischen Ziele gering achtet, weil er Gottes Verheißung im Sinn hat. Ob Abraham nur an der Verheißung fest hielt, daß seine Nachkommen dieses Land bekommen würden, oder ob er wirklich noch neutestamentlich weiter gedacht hat, wie der Verfasser dieses Briefes, daß er an das neue Jerusalem der Ewigkeit sich hielt, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, Abraham und die Erzväter trugen die Glaubenslast: „wir könnten kaufen, erobern, feste Stätte bauen, — aber aus der unsichtbaren Welt steht Gottes Wort dagegen, also tun wir es nicht.“ — Nun möchte ich nur meine Hörer von heute fragen: „Steht ihr auch so zu Gott, wenn es sich um Anlegung eurer Ersparnisse oder die Sicherstellung eures Alters oder das Erbe eurer Kinder handelt?“

B. 11—12: „Durch Glauben empfing auch Sarah selbst Kraft, daß sie schwanger ward, auch wider die Zeit ihres Alters; denn sie achtete ihn treu, der es verheißten hatte. Darum entsproßten auch von einem, und zwar einem Erstorbenen (Viele), wie die Sterne des Himmels an Menge und wie der Sand am Rande des Meeres, der unzählig ist.“

Nach 1 Mos. 18, 12 war Sarah selbst noch ungläubig, muß aber doch zu jenem Glauben hindurch gedrungen sein von dem B. 6 in unserm Kapitel spricht; denn sonst wäre die Entstehung des ganzen Bundesvolks nicht auf sie zurückzuführen. Isaaks Empfängnis und Geburt wird als ein Sieg des Glaubens über den dagegensprechenden Augenschein und die Gesetze der harten Wirklichkeit angesehen. Gott tut sein Wunder, aber er will Menschen zur Ausführung haben, die ihm wirklich ganz vertrauen können.

B. 13—16: „Diese alle sind im Glauben gestorben und haben die Verheißung nicht empfangen, sondern sie von Ferne gesehen und sich ihrer vertröstet und bekannt,

daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden seien. Denn die solches sagen, geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen. Und zwar, wenn sie jenes gemeint hätten, von dem sie ausgezogen, so hätten sie ja Zeit gehabt, wieder umzukehren. Nun aber begehren sie eines besseren, nämlich eines himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen; denn er hat ihnen eine Stadt bereitet.“

Mitten im Weltmeer lag eine große Insel und die Bewohner derselben hatten nie von einem Festlande gehört. Plötzlich taucht ein Fremder auf, der vom Festland stammt und viel von seiner schönen fernen Heimat spricht. Er lehrt auch die Insulaner, die seine Freunde wurden, Festlandsitten und Festlandslieder, so daß als die Behörden der Insel ihn töten, die Festlandsfreunde nicht mehr zu ersticken sind: sie führen Festlandsitten ein und singen Festlandslieder. Das Diesseits ist die Insel, — das Festland die unsichtbare Welt, die herrliche Zukunft der Kinder Gottes. So hat Jesus uns die neue Offenbarung vom Festland gebracht. — Aber die Patriarchen waren für ihre Zeit und Umgebung Vorläufer Jesu in diesem Stück: sie predigten durch ihre Vaterlandslosigkeit von dem ewigen Vaterland, dem ihr Glaube galt. Erlangt hatten sie weder auf Erden jene Verheißung, noch im Schattenreich, wo sie jetzt weilen, aber der feste Glaube ist ihnen geblieben: Gott werde sie noch einst zu der vollen Ruhe des Volkes Gottes auf der neuen Erde bringen.

Und nun können wir uns etwas schämen! Wieviel heller und reichhaltiger ist uns das alles durch das Evangelium bezeugt! Wieviel Unterpfänder wunderbarer Siege Jesu in aller Welt bezeugen, daß er fortschreitet sich die ganze Erde untertänig zu machen — und wie träge und unlustig sind nicht die Meisten unter uns, wenn es sich darum handelt, auf jene ewige Heimat zu trauen oder in Folge solcher Hoffnung jetzt auf irgend etwas irdisches Naheliegendes zu verzichten! Dann können wir uns nicht wundern, daß unsere Zeitgenossen uns nicht recht glauben wollen, daß wir noch soviel vor uns haben! Das Licht der nahen herrlichen Zukunft Jesu müßte doch ganz anders durch unsern Alltag sprühen und schimmern und auf unsern Gesichtern glänzen!

B. 17—19: „Durch Glauben opferte Abraham den Isaak, als er versucht ward und zwar brachte er, der die Ver-

Heißung empfangen hatte, den Eingebornen dar, von welchem gesagt war: In Isaak soll dir ein Same genannt werden, indem er dachte, daß Gott auch von den Toten erwecken kann, weshalb er ihn auch zum Vorbilde wiederbekam.“

Daß Abraham so etwas gedacht habe, wird im alttestamentlichen Bericht nicht angedeutet; also ist es eine Auslegung des Verfassers unseres Briefes. Sie ist auch sehr einleuchtend: denn, wenn Abraham am Wort der Verheißung festhielt, das seine Nachkommenschaft an die Person Isaaks band, konnte er ihn nicht opfern wollen, ohne zu glauben, daß Gott ihn ihm aus den Toten erweckt wieder zurückgeben würde. Bei der ganzen Sache erinnern wir uns wieder daran, was es für Abraham bedeutete, dieses Kind seines Alters zu opfern. Wenn Gott in viel geringfügigeren Fragen von uns einmal verlangt, wir sollen irgend „einen Isaak“ ihm zu Liebe opfern, was gibt's da nicht für ein Handeln und Markten oder für Erpressungsversuche! Man möchte nur ja nicht etwas Liebes aufgeben. Bisweilen erhört Gott solche verzweifelte Gebete und man darf seinen Lieblingswunsch durchsetzen. Merkwürdig, daß man dann nachher gerade an einer solchen Stelle, wo man von wunderbarer Erhörung zu reden wußte, bitteres Herzeleid oder schwere Trübsale erntet. Eine Mutter, die ihr einziges Kind, das totkrank darniederlag, dem Herrn abgerungen hat, erzählte mir unter Tränen, was sie später mit ihm erlebt. Der Junge machte ihr schon auf der Schule viel Not und als junger Student erschöpfte er sich einer Kellnerin wegen! — Im neuen Testament, wo viele massive Vorstellungen des alten Testaments in Wegfall gekommen sind, heißt es doch auch sehr scharf: Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert! — Seit der Sohn Gottes für uns geopfert worden ist, verlangt der Herr solche Dinge nicht mehr von uns, wie einst von Abraham; aber die Gesinnung und die Herzensrichtung und der Grad der opferbereiten Hingabe an Jesus wird wohl manches Mal ähnliche Gefühlskonflikte für die gläubigen Christen heraufbeschwören. Es ist gut, daß wir uns nicht freiwillig zu solchen Extraproben zu melden haben, sondern der Herr es in der Hand behält, wann und wie er uns auf unsere Liebe prüft!

B. 20—22: „Durch Glauben segnete auch Isaak den Jakob und Esau in betreff zukünftiger Dinge. Durch



Glauben segnete Jakob jeden der Söhne Josephs, als er starb und betete an (geneigt) auf die Spitze seines Stabes. Durch Glauben gedachte Joseph, als er starb, des Auszugs der Kinder Israel und tat Befehl wegen seiner Gebeine."

Was für Realisten waren doch jene Männer in ihrer Stellung zu Gott! Sie waren so gewiß des zukünftigen Segens, daß sie über ihn verfügten und verteilten. Es gibt auch heute einen heimlichen Segen, den Gottesmenschen austheilen und wirken lassen können. Was ist mir meines seligen Vaters Segen für eine Quelle der Kraft und Bewahrung vor mancher Sünde, was für ein Zustrom von Freundlichkeiten Gottes gewesen! Wie manches Mal, wenn ich in schweren Zeiten unerwartet Hilfe von Menschen erhielt, mußte ich sie auf Konto dieses Segens setzen. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser! Könnnt ihr auch segnen? Seht zu, daß ihr im Gebetsumgang mit Jesu solche Menschen werdet, daß euer Segen keine hohle Phrase und leere Redensart bleibt, sondern eine Wirklichkeit wird, da sich Gottes Kraft auswirken kann.

Auch Josephs Testament über seine Gebeine redet die Glaubenssprache. Statt sich einen Ehrenplatz in einer ägyptischen Pyramide zu sichern, wollte er über den Tod hinaus Nomade bleiben! So überzeugt war er, daß Gott seine Verheißung wahr machen und das Volk nach Kanaan führen werde.

B. 23—26: „Durch Glauben ward Moses nach seiner Geburt drei Monate verborgen von seinen Eltern, weil sie sahen, daß er ein schönes Kind sei und sie sich nicht fürchteten vor des Königs Gebot. Durch Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn der Tochter Pharaos heißen, und erwählte vielmehr mit dem Volke Gottes mißhandelt zu werden, als den zeitlichen Genuß der Sünde zu haben, weil er die Schmach Christi für größeren Reichtum achtete, als die Schätze Ägyptens, denn er sah an die Belohnung."

Immer durch den Glauben! Das war das mächtige Leitmotiv von Moses Eltern gewesen und als er erwachsen ist, wirkt es sich bei ihm wieder aus! Was für eine Erziehung muß er schon in der Zeit, da seine Mutter ihn säugte, — was damals bis in's siebente Jahr vorkam! — erhalten haben. Unauslöschlich sind ihm die Ein-

drücke geworden: Wir Israeliten haben einen lebendigen Gott und er hat mit uns noch Großes vor und zeitliche und ewige Errettung hängt allein davon ab, ob man diesem Gotte sich ganz ergibt. Auch als er auf hohen Schulen die Weisheit der Ägypter lernte, konnte er jene Kindereindrücke nicht vergessen. — Was haben die Mütter für eine Aufgabe, die weichen Kinderseelen mit solcher religiösen Prägung für's ganze Leben zu versehen! Neulich bekannte mir ein junger Mann, der unter meiner Vortragsarbeit zum lebendigen Christenglauben kam: das wäre ihm aus der Erziehung im Hause der frommen Großmutter wie ein geheimes, drängendes Antreiben nachgegangen, das er nie ganz hätte vergessen oder loswerden können. Nach achtzehn Jahren der Entfremdung wären unter meinen Worten jene Kindereindrücke lebendig geworden und jetzt wisse er erst, was er der heimgegangenen Großmutter für die Ewigkeit zu verdanken habe! —

Aber „Schmach Christi“? Was soll das hier heißen? Damals kannte Moses weder den Namen „Messias“, noch war die messianische Weissagung in Moses Jugend irgendwie deutlich vertreten. Aber der letzte Ausblick in der Richtung der Verheißungen Gottes war der Messias. Von der Erfüllung her konnte der Verfasser schon so reden. Und ob die Israeliten nicht gerade um ihres zähen Festhaltens willen an solcher Verheißung besonders verfolgt und geschmäht wurden? Insofern paßt der Ausdruck schön in den ganzen Gedankengang des Hebräerbriefs, der seine angefochtenen Leser gerade ermahnen will, die Schmach Christi für größeren Reichtum zu halten, als alle augenblickliche Weltfreundschaft. — Hier könnten wir manches erbauliche und die Gewissen in unserer Zeit treffende Wort uns selber sagen! Man denke an den Kampf der Tiroler in „Glaube und Heimat“. Wenn für uns solche Kämpfe wieder kommen werden, dann denke an die Belohnung! Einst bei Jesus zu sein ewiglich! Amen.



„Manche Menschen gleichen dem Toten Meere. Sie sind immer an heiligen Stätten, sie nehmen immer auf; aber alles bleibt kahl und unfruchtbar, weil sie nicht weiter geben.“



## Der sterbende Krieger!

Wenn nun der Tod, der stärk're Bruder,  
Wird meine Augen brechen ganz,  
Dann komm' ich zu dem größten Siege:  
Dann schau ich Gott in seinem Glanz.

Es haben meine inn'ren Augen  
Zum Bruder Tod ein solch' Vertrau'n,  
Daß er, der nur den Leib mag töten,  
Mit neuen Blicken uns läßt schau'n.

So danken es dem Tod die Augen,  
Daß ew'gem Leben er schafft Bahn:  
Es geht durch's heiße Kampfgetümmel  
Zum letzten Sieg und himmelan!

Venzheim a. B.

R. R. Knodt.



## Christliche Feindesliebe und der Krieg.

Man hat mir aus meinem Leserkreise verschiedentlich die Bitte ausgesprochen, gerade jetzt über den inneren Widerspruch zu schreiben, der in unserm Thema zu liegen scheint. Das Gebot der christlichen Feindesliebe ist doch so allgemein und so absolut, daß sich unser Empfinden dagegen sträubt, es jetzt für die Kriegszeit oder für die im Feld stehenden Truppen einfach außer Gefecht zu setzen. Wäre es eine menschliche Satzung, die bald gelten soll, bald höheren Rücksichten weichen müßte, könnte man ja dieses Gebot Christi in die



Ferien schicken, wie es bezeichneter Weise die Adventisten mit ihrem sonst so heiß verehrten Sabbathgebot jetzt gemacht haben: sie erklären öffentlich, daß sie ihren Glaubensgenossen für diese Kriegszeit die Erlaubnis gegeben haben, auch am Samstag zu kämpfen. Mit andern Worten: Menschen, die sonst aus dem für uns Christen längst abgetanen Sabbathgebot eine eiserne Bedingung zur Seligkeit gemacht hatten, wagen es jetzt unter äußerem Druck der Verhältnisse zu erklären, daß Gottes Wille zur Sabbathheiligung jetzt nicht mehr zu beachten sei. Ob dadurch diese ganze englisch-amerikanische Importware an Wert gewinnt, scheint mir fraglich. Wirklich gewissenhafte Anhänger dieses Irrtums müssen sich doch sagen: Steht es so mit diesem Gebot im Kriege, dann gilt es uns auch im Frieden nicht als Gottes Willen. Wäre es Gottes Willen, müßte man alles draufsetzen, selbst das Leben, um daselbe zu erfüllen!

Wie steht es nun mit der vom Herrn selbst seinen Jüngern aufgetragenen Feindesliebe? Darf man sie jetzt einfach für einige Monate in den Schrank einschließen, wie zerbrechliche Nippes, die keinen Stoß vertragen? Gewiß nicht. Aber nun stehen furchtbare Wirklichkeiten gegen die landläufige Auffassung der christlichen Feindesliebe vor uns, die wir nicht einfach ableugnen können. Der Krieg selbst, — das regelmäßige, befohlene und geordnete Kämpfen, bei dem persönlicher Haß und Wut — Mann gegen Mann — gar nicht vorhanden zu sein braucht, ist schon von Luther\*) mit wichtigen Worten als ein Stück frommen Dienstes im Gehorsam gegen die Obrigkeit verteidigt worden. Aber nun kommt die wirklich bewiesene Verwendung von Dum-Dum-Geschossen von Seiten der Franzosen als erschwerender Umstand dazu. Das ist nicht mehr regelrechter, ehrlicher Krieg, sondern eine Niedertracht; denn diese Geschosse verursachen nur im Einzelfall eine unnütze Steigerung der

---

\*) „Solchem gemeinen Aller-Welt-Unfrieden, davor kein Mensch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, steuern. Darum ehrt auch Gott das Schwert, also hoch, daß er's seine eigene Ordnung heißt, und will nicht, daß man sagen oder wähnen solle, Menschen haben's erfunden oder eingesetzt. Denn wo das Schwert nicht wehrte und Frieden hielte, so müßte es alles durch Unfriede verderben, was in der Welt ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwerteramt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und greulich tut, so wird's sich's selbst beweisen, daß es ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich als Essen und Trinken, oder sonst ein anderes Werk.“ (Luther.)

Schmerzen der Verwundeten. So etwas läßt sich nicht durch die vom Krieg gebotene Härte der Umstände entschuldigen, sondern zeigt von einer schurkischen Verrohung der Gemüter.

Oder gar die Mißhandlung und Verstümmelung wehrlos daliegender Verwundeter! Ich will nicht aufzählen, was mir deutsche Soldaten in den Freiburger Kriegslazaretten als Augenzeugen darüber erzählten und was Privatbriefe von hin und her für grauen-erregende Einzelheiten berichten. Die Zeitungen haben davon übergenug bekannt gegeben. Und die Tatsächlichkeit vieler dieser Nachrichten, wie entsetzlich sie sein mochten, läßt sich nicht ableugnen. Soll dergleichen ungerächt und ungestraft bleiben? Was sagt hier die christliche Feindesliebe? Es scheint, man kann sie nicht brauchen und muß sie als ein störendes, weichliches Gerede beiseite schieben!

Halt, — was heißt im wahren Sinn „Liebe“? Ist das ein weiches, freundliches Gefühl? Nein, Liebe ist der starke Willens-trieb dem Andern darin zu helfen, daß er auch sein gottgewolltes Ziel der inneren Entwicklung erreichen möge. Wer sein Kind nur an die Brust drückt und herzt, jede schändliche Regung desselben aber übersieht und alles böse Erleiden wuchern läßt, — der weiß nichts von wahrer Liebe. Wer sein Kind hasset, schont die Rute! Wie ein Kind aus Liebe gestraft werden muß, wenn man seinen Trotz, seine Lüge, seine Unkeuschheit überwinden will, so gibt's auch für Erwachsene Augenblicke und Lebenslagen, wo die höchste Liebe, die Liebe zur Seele, uns zwingt, sehr hart zuzupacken! Man kann ein Volk, das sich der oben erwähnten Abscheulichkeiten schuldig gemacht hat, nicht mit Sammethandschuhen anfassen, sondern wird nach Gottes Wort das Rezept anwenden: „Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ War Jesus aus seiner eigenen rechten Stellung zur Feindesliebe gefallen, als er die Tempelschänder mit der Geißel aus seines Vaters Haus trieb? Oder als er ein drohendes „Wehe!“ nach dem andern über die Volksverführer ausrief? Oder als er im Verhör geschlagen nicht auch die andere Backe hinhielt, sondern sagte: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es; wo aber nicht, warum schlägst du mich?“ Oder man vergleiche einen Meister der Feindesliebe, wie Paulus, der sich aufopfert, um seine Gegner zu bekehren, sich oft genug von ihnen halbtot schlagen läßt, in den Augenblicken, wo er sich auf sein gutes römisches Bürgerrecht beruft, um etwas ganz anderes zu er-

reichen, als Schläge! Man sieht schon aus diesen Beispielen, daß man nicht an den Worten Jesu in buchstäblicher Deutung ein für allemal festhalten kann, sondern von Fall zu Fall ein anderes Verhalten die höhere sittliche Norm sein kann.

Das ganze Problem spitzt sich für den einzelnen Christen, — einerlei ob er auf dem Schlachtfelde steht oder daheim geblieben ist, nur auf den einen Punkt zu: Darf mein Herz den Einzelnen aus jenem Volk, mit dem wir jetzt kämpfen, hassen und ihm jede Qual wünschen oder antun, wie seine Volksgenossen es vielleicht unsern Angehörigen irgendwo getan haben? Und da muß ich sagen: Nein! der bewehrte Feind muß im Kampf unschädlich gemacht werden, — der verwundete Feind ist sofort ein Mitmensch, der auf meine christliche Nächstenliebe rechnen darf. Der heimtückische Frantktireur, der aus dem Hinterhalt schießt, Schlafende mordet und wehrlose Verwundete verstümmelt, muß durch Hinrichtung unschädlich gemacht werden, weil seine Schonung die größte Anbarmherzigkeit gegen unsere eigenen Brüder bedeuten würde. Der waffenlose, friedliche Bürger des eroberten Landes aber hat auf unsern Schutz und unsere Schonung ein Anrecht, solange er nichts gegen uns unternahm.

Und so geschieht es ja auch im Großen und Ganzen! Unsere Ärzte verbinden die feindlichen Verwundeten weiter, obschon verschiedene von ihnen bei der Ausübung solchen Samariterdienstes von den Franzosen erschossen worden sind. Wir bieten alles auf, damit der Einzelne unter uns sich nicht zum unevangelischen Hassen und und Wüten gegen Schuldlose fortreißen lasse. Die recht verstandene christliche Feindesliebe lähmt das Schwert in der Schlacht nicht, — wir kämpfen für Recht und Freiheit und Glauben ebenso gut, wie für Volk und Vaterland und Ehre! — aber sie sorgt dafür, daß unser Herz von niedrigen, unchristlichen Instinkten nicht überrascht und entstellt werde.

Dann müssen wir doch ehrlicher Weise noch hinzufügen: von wem wird die edle, reine christliche Feindesliebe, die niedern Instinkte und Leidenschaften im Keime erstickt, überhaupt erwartet? Wer kann sie in jedem Einzelfall gegen seine natürlichen Empfindungen aufbieten, daß sie zum Siege kommt? Doch nur der, welcher wirklich ein gläubiger Christ ist und mit dem erhöhten Heiland im lebendigen Verkehr steht, sodaß Christi Sinn und Art auf ihn abfärben. Bloße Kulturerwägungen halten gegen den Ansturm wütender Rach-



sucht und brutaler Schlechtigkeit nicht stand; das ist auch eine Lehre, die dieser furchtbare Krieg mit Frakturschrift in unser Erleben geschrieben hat. Wo man das wirkliche Christentum nicht kannte, da hindert einen der hohe Grad weltlicher Bildung nicht an allerlei Unmenschlichkeiten, wenn erst der nationale Nerv krankhaft gereizt worden war. Belgier, Russen, Franzosen und Serben haben doch in ihrer großen Masse vom wirklichen Christentum kaum einen Hauch verspürt; daher ist ihre Schuld auch kleiner, als die des englischen Volkes, welches das evangelische Christentum sonst in seinem öffentlichen Leben so auffallend zur Schau zu stellen pflegt. Je höher jemand sonst schon stand, um so schwerer wird das Verbrechen, statt humaner Behandlung barbarische Mißhandlung den wehrlosen Gegnern anzutun.

Wer so steht, daß er mit unsern Soldaten verkehrt, der soll es nicht versäumen, ihnen neben Mut und Begeisterung für den großen Kampf auch Feindesliebe in unserm Sinne einzulößen, oder sie zu mahnen, daß es für einen wirklichen Christen keine Kriegserinnerung geben dürfe, deren man sich später im Frieden schämen müßte. Betende Soldaten dürften auch im Umgang mit wehrlosen Feinden ihrem Meister keine Schande machen. Es geht eine heilige Macht mit, wo man sich seinem Heiland allezeit verantwortlich fühlt und oft kann im gefährlichen Augenblick ein einziger edler Kamerad durch ein Wort eine ganze Schaar von Ausschreitungen fernhalten, die dem Christentum zur Schande gereichen würden!



## Einsam und verlassen.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Zwei Erlebnisse der letzten Tage haben mir so recht gezeigt, welchen Wechsel in äußerem Geschehe und innerer Stimmung unsere Soldaten durchmachen müssen. Wie voll sahen sie damals die Straßen, als ein Extrablatt das andere jagte und dann Schlag auf Schlag eine Kriegserklärung der anderen folgte! Wie lebhaft, wenn auch wehmütig und weich gestimmt, ging es in den Familien her, als Verwandte und Bekannte zusammenkamen, um vom Krieger

Abschied zu nehmen, der für seine liebe Heimat in's Feld zog! Wie hochgemut war man in der Mitte der Kameraden, als auf den Bahnhöfen sich die Frauen und Mädchen drängten, um den abrückenden Truppen einen letzten Liebesdienst zu leisten. Da spürte der Soldat nichts von Einsamkeit und Verlassenheit. Er hatte dafür einfach keine Zeit, es war geradezu ein Saumel, in dem er lebte. Aber auch auf den Marschen und in dem Augenblick, da die ersten Kanonen brüllten und die ersten scharfen Schüsse pfißen, hatte er seine Vorgesetzten und Kameraden noch bei sich und um sich.

Aber dann hatte ein Granatsplitter, eine Kugel ihr Ziel nicht verfehlt.

„Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Brust geschossen.“

Die andern stürmen vorwärts und man selbst bleibt liegen einsam und verlassen. Glücklicherweise noch diejenigen, welche von unseren unermüdblichen Sanitätsmannschaften aufgefunden und auf die Verbandsplätze gebracht werden, um von dort in die Feldlazarette weiter zurückgefahren zu werden. Kommen sie dann erst noch in die so gut ausgestatteten Lazarette der Heimat und werden von lieber, vorsorglicher Hand gepflegt, dann ist es mit Einsamkeit und Verlassenheit vorbei — sie sind geborgen in der Mitte trauriger, heimlicher Umgebung.

Wieviel schwerer haben es die Söhne unseres Volkes, die verwundet wurden und nicht aufgefunden tagelang auf Hülfe hoffen und vielleicht vergeblich gehofft haben. Zwei Erlebnisse seien kurz gezeichnet, welche die Überschrift rechtfertigen.

In einem Walde machten wir Halt, weil die Straße vor uns durch aufmarschierende Truppen gesperrt war. Als wir unsere Pferde von der schmutzigen Straße in den Wald zogen und einige Schritte weiter hineingingen, fanden wir plötzlich die Leiche eines deutschen Soldaten, etwas weiter tiefer trichterförmige Gruben — die bekannten Einschlagstellen der Granaten — zerschmetterte Bäume und in aufgewühltem Waldboden abermals drei Leichen. Bei näherem Zusehen waren es drei Mann mit einem Unteroffizier des Regts. 142, jedenfalls eine Patrouille, die hier im Walde in feindliches Granatfeuer gekommen, zusammengeschossen wurde. Unsere erste Frage war, ob sie wohl gleich tot gewesen seien — oder einsam und verlassen noch gelitten hätten? Der Unteroffizier, dem das mörderische Geschloß ein Bein abgerissen hatte, muß noch gelebt haben. Er hatte

noch seine Verbandpäckchen, die jeder von uns im Rock eingenäht immer mit sich trägt, herausgenommen und damit versucht, seine schreckliche Wunde zu verbinden und das Blut zu stillen, aber es war natürlich nicht mehr möglich. Mit dem entströmenden Blute werden seine Kräfte nachgelassen haben und er wird wohl langsam und leicht an Blutverlust sein junges Leben für das Vaterland dahingegeben haben. Was mag er aber alles vorher empfunden und gelitten haben? Wir konnten uns wohl denken, daß die zerfetzten Bäume und Sträucher um ihn herum die Worte gehört haben: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Mein stilles Gebet war dieses: Möge er trotz Einsamkeit und Verlassenheit doch nicht einsam und verlassen geblieben sein, so daß sein letzter Seufzer doch noch lauten konnte: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Die drei Mann seiner Patrouille schienen sofort tot gewesen zu sein.

Einsam und verlassen lagen sie hier im Walde und wären wohl niemals zu einem rechten Begräbnis gekommen, wenn nicht gerade wir — „zufällig“, wie der Weltmensch sagt — hier hätten halten müssen. Wir konnten unsere gefallenen Kameraden nicht so liegen lassen. Eine Grube, welche Granaten geschlagen, erweiterten und vertieften wir, d. h. wir ließen diese traurige Arbeit von gefangenen Franzosen machen, die mit uns marschierten. Unsere toten Kameraden aber trugen wir selbst in das Massengrab am Fuße einer großen Eiche und betteten sie in fremder Erde zur letzten Ruhe. In wehmütiger Feier gedachten wir ihres Heldentodes und ihrer fernen Lieben in der Heimat, die wohl noch nichts von dem Verluste ahnten, der sie betroffen und deckten sie mit Erde zu zum Schlafe, von dem einst an jenem Morgenrote der Ewigkeit Gottes Engel sie wecken wird, der auch an dieses deutsche Heldengrab in Frankreichs Wald treten wird mit dem Befehlsrufe: „Stehet auf, die Ihr schlafet!“

Ein schlichtes Kreuz konnten wir noch auf das Grab legen und einen großen Kranz aus Eichenlaub und Immergrün. Franzosen, die diesen Wald durchstreiften, sollten sehen, wie wir unsere Brüder auch noch im Tode zu ehren suchen. Die französische Eiche am Kopfende des Grabes mußte es sich gefallen lassen, daß sie verwundet wurde, um eine Grabplatte an ihrem Stamm zu schaffen, auf der mit Blaustift groß die deutschen Namen dieser vier 142er geschrieben wurden.



Als nach vollbrachter Liebesarbeit noch einmal die Helme abgenommen wurden zu stillem Gebet, da waren wir wohl alle, die vielleicht der Krieg schon hart und rauh gemacht hat, wehmütig und weich gestimmt, manche Träne rann verstohlen über die gebräunte Wange — am ergriffensten aber waren wohl unsere französischen Gefangenen, die sich nicht mehr beherrschen konnten, sondern los-schluchzten. Diese kleine kirchliche Feier hatte sie tief ergriffen. Das wundert einen nicht, wenn man weiß, daß die französischen Krieger von religiöser Feier und seelsorgerischer Arbeit im Kriege nichts kennen. Bei keinem verwundeten oder gefallenem Franzosen habe ich bisher ein Feldgesangbuch oder ähnliches gefunden, wie es jeder deutsche Soldat in seiner Rocktasche bei sich trägt, dagegen Spielkarten und schmutzige Bilder sind ihre Begleitung.

Einsam und verlassen liegt das Grab jetzt dort. Möchte es trotzdem für die Angehörigen dieser vier Krieger ein Trost sein.

Einsam und verlassen zu sterben ist schwer. Vielleicht ist es aber noch schwerer, tagelang da zu liegen und immer wieder vergeblich auf Hilfe zu warten, um dem Augenblick entgegenzugehen, da man nicht an seinen Wunden den Heldentod stirbt, sondern jammervoll verhungert und verdurstet.

Wir ritten in kleinem Trupp in der Richtung auf Vaccarat, als ein französischer Bauer uns anhielt und berichtete, daß ein deutscher Soldat etwa 15 Minuten vom Wege entfernt im Walde läge. Er bezeichnete uns die Stelle und wollte weitergehen. Das machte uns stutzig. Sollten vielleicht hier Frantktireurs uns einen Hinterhalt legen wollen? Eine gerade des Weges kommende stärkere Gendarmeriepatrouille warnte uns, da in vergangener Nacht aus diesem Walde noch auf Gendarmen geschossen worden sei. Was sollten wir tun? Vielleicht liegt dort wirklich ein Deutscher einsam und verlassen und wir, seine Kameraden, die ihm helfen könnten, lassen ihn im Stich? Das ging nicht. Auch die Gendarmerie wollte nicht, ohne einen Versuch gemacht zu haben, weiter. So nahmen wir unsere Revolver zur Hand, den Franzmann in unsere Mitte, um ihn zu haben für den Fall eines Hinterhaltes und gingen vorsichtig vor. Doch wir hatten dem Bauer bitter unrecht getan. Tatsächlich hatte er aus reinsten Nächstenliebe uns zu diesem armen Kameraden vom 113er Regiment geführt.

Der arme hatte einen Kopfschuß erhalten und war eine ganze Nacht im Regen besinnungslos gelegen. Als er morgens zu sich

kam, war er so am ganzen Körper erstarrt, daß er sich nicht regen konnte. Vergeblich wartete er auf Hilfe. Der Kampf hatte mit Zurückwerfung des Gegners geendet, die eigenen Truppen waren nach Vaccarat vorgerückt, die Sanitätsmannschaften hatten ihn nicht gefunden und nun lag er wie im Starrkrampf wehrlos, hilflos, einsam und verlassen da. Und der Tag ging zur Neige, aber keine Hilfe kam und nun war die dritte furchtbare Nacht vorüber, der dritte Tag war angebrochen, schon schwanden Kräfte und Sinne — da fand ihn der feindliche Bauer und rief uns, wieder „zufällig“, wie man sagt.

Einige Schluck Rotwein halfen ihm etwas auf und dann trugen wir ihn auf Ästen zur Straße. Was aber nun mit dem armen, erstarrten Manne anfangen? Kommt er nicht bald in Pflege und ärztliche Behandlung, dann stirbt er doch, sagte uns der Sanitätsunteroffizier. Mehrere Kilometer zurück liegt ein Feldlazarett. Dahin muß er. Da im Augenblick der höchsten Not kommt ein leerer Lebensmittelwagen der 5ten berittenen Jäger durch. Das war eine Rettung. In Woilachs packen wir den Armen und dann führen die Jäger den erstarrten Kameraden zum Feldlazarett. Will's Gott, ist er mit dem Leben davon gekommen.

Viel konnte ich mit dem Regimentskameraden — trug ich doch vor Jahren als Einjähriger dieselbe Uniform — nicht sprechen. Zitternd und fiebernd lag er matt da. So weiß ich nicht, was er in diesen Stunden und Tagen alles durchgemacht hat, aber das ist doch wohl sicher, daß diese Einsamkeit und Verlassenheit Not ist, die beten lehrt.

Diese Zeilen aus meinem heutigen Feldpostbriefe mögen die Leser von „Auf Dein Wort“, die mich aus meiner Mitarbeit kennen, grüßen. Waren es früher meist Artikel über Mission, so mußte jetzt diese Liebesarbeit — das Herz will einem dabei bluten, wenn man daran denkt — dem Bajonette und der Granate weichen, die „christliche“ Völker zerfleischen. Darum werden es Feldbriefe sein, die auch heute zeitgemäßer sind, werden doch kaum Leser unseres Blattes sein, die nicht Angehörige im Felde haben. Einsam und verlassen, so lautete die Überschrift. Gedenkt daheim bei Euren Kriegsgebetstunden auch der deutschen Soldaten, die vielleicht gerade im Augenblick Eures Betens unter dem Zeichen der Einsamkeit und Verlassenheit stehen!

---



## Aus meinem Leben. 14.

Bei einem inneren Erlebnis kann sich ganz besonders stark der Mangel an Distanz geltend machen, wodurch man dann weder die Tragweite, noch den inneren Wert augenblicklich richtig bemißt. So ging es mir auch mit dem im vorigen Abschnitt geschilderten Erlebnis. Jahre mußten vergehen, Ebbe und Flut des inneren Erfahrens mußten wechseln, bis mir die ganze Tragweite desselben zum Bewußtsein kam. Vielleicht gilt auch hier das Wort des Herrn: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.“ Und darum möchte ich gern von ihren Wirkungen nach innen und nach außen etwas plaudern.

Die erste spürbare Innenwirkung möchte ich nicht Friede nennen, sondern Heilsgewißheit. Der Friede hängt zu sehr von unsern Nerven, von dem ganzen Behagen oder Unbehagen des Körpers ab, kann außerdem beeinflusst sein von den verschiedensten bunten Reizen der Außenwelt und wird außerdem noch erfahrungsgemäß durch unsere eigenen sittlichen Leistungen bestimmt, etwa nach dem Leitmotiv der Schrift: „Ach, daß du achtestest auf meine Gebote, so sollte dein Friede sein wie ein Wasserstrom und deine Gerechtigkeit wie die Meereswellen.“ Auf dem Wege des Gehorsams kann einem oft der innere Friede begegnen.

Darum rede ich lieber von Heilsgewißheit; aber das soll auch wieder nicht eine bloße Aufklebeetikette sein, ein dogmatischer Ausdruck für irgend eine fremde Erkenntnis, sondern ich kann es eben nur so beschreiben, wie ich es in dreiunddreißig Jahren, die seither verfloßen sind, an mir beobachtet und erprobt habe. Vielleicht wäre darum der Ausdruck Ueberzeugung, daß ich einen gnädigen Gott habe, durch Jesum Christum, noch entsprechender. Was immer an die empfindliche Seite meines Innenlebens in Freud und Leid herankam, in schönen Erfolgen oder tiefen Demütigungen — was Menschen mir antaten oder über mich sagten durch gute Gerüchte und böse Gerüchte — dies Eine ist mir ehern und tröstlich, erziehlich und erhebend durch die ganze Zeit sich gleich geblieben: Ich bin mit Gott versöhnt durch Jesum Christum und habe zu dieser inneren Geschichte, dieser neuen Sachlage, diesem neuen Zustand, nichts, auch nicht das geringste hinzuzufügen oder davon abzubrechen. Wie oft auch irgend eine Untreue von meiner Seite vorlag, oder mein Gewissen über irgend eine Sache mich strafte, so waren das alles Eindrücke, die auf einer andern Fläche lagen.



Ich möchte sagen, man könnte es vergleichen mit der Geschichte einer Ehe. Auch da kann es Sonnenschein und Regen geben, leichtere und schwerere Tage — aber wenn die Ehe anders echt ist, taucht die Frage einer Ehescheidung überhaupt nicht mehr auf. Man hat's mir verdacht, wohl auch als bodenlosen Leichtsinn oder Ueberhebung bezeichnet, wenn ich in diesem Zusammenhang scherzweise zu sagen pflegte: Ich bin mit Jesus verheiratet! Nicht fünf Minuten gab es in diesen dreißig Jahren, daß mir die neue Ueberzeugung schwankend geworden wäre, oder auch nur der leiseste Zweifel an der Wirklichkeit dieses neuen Zustandes gekommen wäre. Ist das nicht evangelisch? Ist diese vom Gefühl unabhängige, durch die Erfahrung einst entzündete Ueberzeugung falsch, dann möchte ich auf Grund der heiligen Schrift erst von solchem Irrtum überzeugt werden. Bis das geschehen sollte, halte ich an diesem Stück meiner Persönlichkeit als an meinem größten Gute fest, ist das doch die einzige Berechtigung dafür, daß ich es wagen darf, mit einer Botschaft Christi an anderer Menschen Herz und Gewissen anzuklopfen: ich glaube, darum rede ich!

Eine zweite Wirkung jenes Erlebnisses möchte ich nennen, die ganz neue Gebundenheit an die heilige Schrift. Vorher war sie mir ein Lehrbuch, ein Bericht, der Glaubhaftes und schwer zu Glaubendes, Nebensächliches und Wichtigeres in bunter Reihe an meinem Intellekt vorüberziehen ließ. Oder man könnte das andere Bild brauchen. Es war ein interessanter, gefrorener Bach, der mich selbst bei aller Kenntnis seines Laufes und seiner klaren Eiskristalle doch im letzten Grunde kühl bis an's Herz hinan gelassen hatte. Jetzt war an einer Stelle an meinem Herzblut das Eis geschmolzen, und nun erhob sich ein quellendes sprudelndes Leben, das die Eiskruste sprengte. Dadurch wurde mir nun auch vieles andere, was ich von den Wahrheiten der Schrift noch nicht erlebt hatte, in eine Linie der Wirklichkeit gerückt, und ich konnte von dem, was ich erlebt hatte, den Schluß ziehen auf das andere, was mir noch fremd war. Das Wort von Sören Kierkegaard wurde mir zur vollsten Aneignung geschenkt:

„Religiöse Wahrheit kann man nicht wissen, sondern nur sein.“ Es hat mich darum später der Angriff mancher engherziger Seelen nicht getroffen: „Keller ist an die Wahrheit der Bibel nicht gebunden, sondern steht mit einem Fuß im Lager der Ungläubigen.“ Meine liberalen Gegner haben mich darin viel besser verstanden, wenn sie mir immer wieder in ihren mündlichen oder schriftlichen Kritiken es zum Hauptvorwurf machten: ich litte an einer sflavischen Gebundenheit an die Schrift.

Eine weitere Wirkung jenes Erlebnisses könnte man nennen: die Verantwortlichkeit für anderer Seelen zu sorgen. Ich weiß alles, was man in gewissen Kreisen heutzutage dagegen anführt. Die einen nennen es Intoleranz, die andern einen Gewissens-

katarth, wieder andere eine Seelenschnüffelei, oder eine unzarte Einmischung in die geheimsten Angelegenheiten des andern. Da möchte ich nun nur an den Spruch erinnern: „Der Eine fragt: Was kommt darnach? der Andere fragt nur: Was ist recht? — und also unterscheiden sich der Freie und der Knecht.“ Ist mir damals die Verantwortlichkeit, für meine eigene Seele zu sorgen, riesenhaft aufgegangen und im selben Augenblick klar geworden, daß ihre Hauptsache dabei durch meine gläubige Hingabe an Jesus mir schon aus den Händen gewunden ist, so stieg das Gefühl übermächtig in mir auf: jetzt bist du großartig beschenkt worden, und andere gehen noch dahin in den Wurmängen ihrer Verirrungen und in den Höhlen ihrer Armut. Darum mußt du ihr Helfer werden. Nachher ließ mich Gott einige tausend Mal das Werkzeug an andern werden, ihnen Lasten von der Seele zu nehmen, oder ihnen die Brücke schlagen zu helfen aus der Schuldverhaftung zum Gnadenbewußtsein. Das aber war ein so großes Glück für mich selbst, daß es gewissermaßen meine Passion, mein Auftrag, mein Geschick, mein Lebensziel und Lebensinhalt geworden ist, solche seelische Arbeit an andern zu treiben.

Damit hängt vielleicht noch der letzte Punkt zusammen, den ich eine Art freundliches Verständnis für die Last der Brüder nennen möchte. Warum hat der Herr nicht den sonnenhaften Johannes, nicht den sittlich hochstehenden Nathanael, nicht den charaktervollen Jakobus, sondern den narbenreichen Petrus zum ersten Fundament seiner Gemeinde erklärt? Der Mann wußte aus eigener Erfahrung, wie es dem Sünder zu Mute ist, und darum konnte er den Kristallisationspunkt einer Gemeinde bilden, die aus lauter armen Sündern bestand, die zur vollen Gotteskindschaft hindurch gedrungen sind. Ganz einfach ausgedrückt: ich glaube an die Vergebung der Sünden. Ich glaube, daß Jesus rehabilitiert. Und darum, weil ich das für mich selbst mit einer Gläubigkeit beanspruche, die bis über mein Sterben hinausgehen soll, darum kann ich nicht anders als mit der Gewißheit an andere heranzutreten, daß ich es überall nur mit Menschen zu tun habe, denen eigentlich ihre Sünden längst vergeben sind. Sie wissen nur noch nicht, daß hinter ihrem Rücken die Schuld bezahlt ist. Und das ist nun der Glanz und die Schönheit meines Amtes, ihnen den Sorgenbann zu brechen. Nicht Ihr habt Gott zu versöhnen mit irgend was für Leistungen und Bußmitteln, sondern er bietet Euch ein volles, rundes Gnadengeschenk an, sobald Ihr Euch die Hilfsaktion in Christo Jesus gefallen lassen wollt.

Die Wirkung jenes Erlebnisses nach außen war auch sehr bemerkenswert. Vielleicht mußte das auch so sein, damit der Abstand von Einst und Jetzt nicht nur das eigene Zeugnis beleuchte, sondern durch Zeugen, die mich vorher und nachher gekannt haben, erhärtet würde. Schon die nächste Predigt schien nach dieser Seite hin etwas ganz Neues zu bieten. Jener alte Bauer, von dem ich im vorigen

Abschnitt gesprochen, war der erste Mensch, der mir gleichsam eine Quittung über die Wirklichkeit und über den Wert meines inneren Umschwungs überreichte. War ich sonst selbstgewiß auf die Kanzel gegangen, so zitterte ich diesmal um der Verantwortlichkeit meines neuen Dienstes willen und kam mir so ungeschickt, so hölzern, so unlebendig und unwirksam wie möglich vor. Traurig und bekümmert darüber, daß ich so wenig meinem inneren Feuer hatte Ausdruck geben können, schlich ich aus der Kirche. Draußen aber stand mein alter Bauer mit Tränen in den Augen, schlug mir auf die Schulter und sagte: „Herr Pastor, das war zum ersten Mal etwas!“

Vacht Tage später kam der erste Mensch voller Unruhe und Angst um sein Seelenheil zu mir. Ich durfte mit ihm reden und beten und ihn seines Heils versichern und dann später noch manche Freude an ihm erleben. Wurde er doch der erste Jüngling, der sich nach Jahr und Tag zum Missionsdienst bei mir meldete. Jetzt schien das Eis gebrochen zu sein. Raum eine Woche verging, in der nicht irgend jemand mich bloß in solcher Seelenunruhe aufgesucht hätte. Plötzlich entstand ein Verlangen dieser Ungerechten nach näherer Belehrung aus Gottes Wort. Damals wußte ich noch nichts von der deutschen Gemeinschaftsbewegung, sonst hätte ich mich vielleicht etwas anders in den an mich herankommenden Fragen benommen. So lud ich denn die Ungerechten in's Pfarrhaus und opferte ihnen gern den freien Sonntagabend. Ganz von selbst nahmen diese Zusammenkünfte etwa den Charakter an, den man im Rheinland und Westfalen Bibelbesprechstunde nennt. Zuerst waren es Sechs, dann Zehn, und im Spätherbst, wo der Bauer mehr Zeit und Kraft für geistige Dinge hat, stieg die Zahl sehr schnell. Bald reichten die Stühle des Pfarrhauses und der beschränkte Raum nicht mehr, und ich mußte die „Stunde“ in das Schulhaus verlegen. Fast zu gleicher Zeit regte sich dasselbe Bedürfnis in andern Dörfern, und, ob ich wollte oder nicht, mußte ich zu meiner vielen Arbeit noch hin und her solche Bibelstunden in entfernten Orten ansetzen. Die Zahl aller im nächsten Winter Ungerechten kann ich nicht genau feststellen, immerhin mögen es sechs bis achthundert Menschen gewesen sein, die mit allem Ernst ein neues Leben anfangen wollten. Neben dem Kern gab es natürlich noch einmal so viel unentschiedener Mitläufer, wodurch die Bewegung im ganzen Kirchenspiel ausgebreitet wurde und zu einer entschiedenen Stellungnahme aller Gemeindeglieder drängte. Licht und Finsternis verschärften sich. Es war, als ob der böse Feind nun ganz besonders auf den Plan trat, um mir meine wunderschöne Arbeit zu verderben. Davon soll noch später die Rede sein.

Aber auch im guten Sinne ging es vorwärts. Trinker wurden nüchtern, streitende Ehepaare versöhnten sich, schwebende Prozesse wurden niedergeschlagen, und ein Schnapschenker erklärte, er wolle mir zehntausend Rubel zahlen, wenn ich meine Tätigkeit einstellte! (Fortf. f.)



# Aus der Briefmappe des Evangelisten



R. W. Wozu die Aufregung? Die Tatsache, daß Jesus uns mit Gott versöhnt hat, wird durch die einzelnen täglichen Untreuen nicht umgestoßen und ausgelöscht. Diese Untreuen werden schmerzliche Nachenschläge, Demütigungen und Erziehungsmaßregeln für Sie nach sich ziehen, — aber das hat mit der großen im Himmel geschehenen und gebuchten Tatsache, daß Sie Jesu teuer erkaufte Eigentum sind, nicht das Geringste zu tun. Habe ich einen Waggon Kohlen gekauft, so gehört er mir, — ob ich alles davon sofort in mein Haus überführen oder auf Anruf stehen lasse: zum zweiten Mal braucht der Preis doch nicht bezahlt werden! So wird das Eigentumsrecht Gottes an Sie davon nicht berührt, daß Sie lau, untreu, jämmerlich und kleingläubig sind. Gott hat gewissermaßen keinen Schaden, aber Sie selbst schädigen Ihren Frieden, Ihre Liebesstellung und Ihre Arbeit an Andern, wenn Sie sich trotz der Gewißheit sein Eigentum zu sein, in allerlei unnützen Dingen versündigen. Statt daß Sie sich beunruhigen, ob Sie überhaupt noch ein Gotteskind sind, sollten Sie auf Grund der unumstößlichen Tatsache, daß Sie es bleiben, um so ernsthafter in tägliche Reinigung und Buße sich treiben lassen. Erwarten Sie darum keine neue weltbewegende Erfahrung der Wiedergeburt, sondern machen Sie damit Ernst, daß Sie nicht für sich leben, sondern für Gott! Ein unartiges Kind braucht nicht noch einmal geboren zu werden, sondern es muß auf dem Boden der Kindschaft sich bewegen und durch Kindespflicht und Kindesliebe sich des zu Recht bestehenden Verhältnisses entsprechend beweisen.

J. v. S. Daß Sie von jeder Verbindung mit Ihren Lieben im Ausland abgeschnitten und wie Sie schreiben, „nur auf dieses schreckliche Warten“ angewiesen sind, kann ich Ihnen etwas nachfühlen. Mir selbst geht es auch so, und Tausenden von Andern auch, — nur mit dem Unterschied, daß ich dieses Warten nicht schrecklich finde. Gott lehrt uns geduldig werden und unser Vertrauen auf ihn allein setzen! Mir scheint, derartige Nöte unserer eiserne Zeit, die nervösen Menschen besonders schwer auf dem Gemüte lasten, müssen einen besonderen Seelensegen an uns auslösen. Durch Stillesein und Hoffen werdet Ihr stark sein! — Also nicht schreckliches Warten, sondern geheiligtes und betendes Warten!

M. S. M. Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Also liegt Ihre Kälte einerseits daran, daß Ihre Sündenerkenntnis nicht sehr tief gegangen sein wird und in Folge dessen das Glück der Vergebung auch nicht über-

strömend war. Außerdem steht geschrieben, daß wir um heiligen Geist bitten sollen. Tun Sie das im Blick auf Ihre „Not“ auch. Denn die Ihnen mangelnde Liebe ist eine Ausstrahlung des Geistes Jesu, sobald derselbe reichlich bei Ihnen vorhanden ist.

M. D. Solchen „Himmelsbrief“, wie Sie mir ein Exemplar schickten, hat man leider bei manchem gefallenem Soldaten vorgefunden. Geschützt hat er also vor der Kugel doch nicht, sondern er ist nur ein trauriges Zeichen dafür, daß der Aberglaube nicht weicht; es sei denn, der rechte Glaube kehrt in's Herz ein und vertreibt die bösen Geister des Unglaubens und Aberglaubens. Ein wirklich gläubiger Soldat wird sich mit solchen und ähnlichen Zauberstücklein nicht einlassen, sondern wissen, daß er in Gottes Hand ist, einerlei ob er daheim auf dem Acker oder in der Fabrik arbeitet, oder im Granatenhagel der Feuerlinie liegt.

Frau v. A. Ihre Entrüstung über die Beurteilung meiner Romane durch den Herrn Evangelisten Vetter kann ich verstehen, wenn ich sie auch nicht teile. Andreorts haben ernste Christen sich darüber in kleinem Kreise ausgesprochen und dem Angreifer einen Brief geschrieben, in dem er aufgefordert wird, mich um Verzeihung zu bitten. Das war mir an jenem Brief, dessen Abschrift man mir schickte, nicht so wichtig, als wieder einmal das Bekenntnis, daß einer durch jene von Vetter verurteilten Romane „auf den Weg des Glaubens gekommen sei.“ Schade, daß ich seit einem Vierteljahrhundert nicht darüber Buch geführt habe, wieviel solcher Nachrichten mir Mut zur literarischen Arbeit gemacht haben.

M. G. Daß der Krieg viel schwerer geworden ist, als Viele nach den ersten Siegesnachrichten annahmen und daß der blutigen Opfer soviel mehr geworden sind, als man ahnte, kennzeichnet ihn auch für uns als eine Gerichtszeit ersten Ranges. Wenn das nur allgemein schärfer empfunden würde! Wir sind nicht bloß in Gottes Hand dazu da, um fremde gottlose Völker zu strafen, sondern wir selbst gehen auch durch schwere und ernste Gerichte. Sie haben also damit Recht, daß Sie sich über den Leichtsinns der Leute ärgern, die in unsern großen Städten das wüste Nachttreiben fortsetzen. Es ist außerdem eine Lieblosigkeit sondergleichen gegen die Verwundeten und die trauernden Hinterbliebenen der Gefallenen. Leidet ein Glied, so leiden die andern Glieder mit. Kann man das ein Mit-Leiden nennen, wenn der Lärm der Nachtlokale auf die Straße herauströnt, wo gerade ein Wagen mit Schwerverwundeten durchfährt? Müssen diese nicht klagen: „Wir haben draußen im Anwetter und Granatenhagel unser junges Leben in die Schanze geschlagen, um das Vaterland vor dem furchtbaren Feind zu schützen — und daheim tanzt und trinkt und tollt man, als ob Fasching wäre?“ Was soll wohl noch geschehen, um unserem Volk zur rechten Buße und ernststen Einklehr zu verhelfen, wenn dieser furchtbare Krieg es nicht tun kann? Die ganze Menschheit wird allmählich in die Kriegswirren hereingerissen, als ob sich das Wort der Schrift erfüllte: „Und es ging heraus ein ander Pferd, das war rot; und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde und daß sie sich unter einander erwürgeten und ihm ward ein groß Schwert

gegeben.“ Wer achtet darauf von jenen Leuten, für welche die Stadt Dortmund soeben eine neue Bordellstraße eingerichtet haben soll? Über die Kriegsmacht der Feinde in Ost und West würde ich mich nicht aufregen, — aber über die schurkische Gesinnung, die jetzt an nichts als freche Fleischeslüste denkt, möchte man aus der Haut fahren. In Esingtau geht eine treue Besatzung den Opfertod, — und daheim reißt der tolle Reigen wahnsinniger Lust nicht ab. Muß da nicht noch mehr Gericht kommen? —

**N. N.** Privatauskünfte und Korrespondenzen nach feindlichen Ländern vermitteln H. Jonkheer Jong van Beck on Donk, Im Haag, Holland, Theresiastr. 50 (für England und Rußland); für Frankreich das „Internationale Friedensbureau Bern, Schweiz.“ Außerdem das Hauptsekretariat der deutschen Friedensgesellschaft Stuttgart, Werfershalde 14. Anfragen wegen verwundeter Kriegsgefangener: „Internat. Gefangenenagentur vom Roten Kreuz Genf, Schweiz.“ Bei den beiden ersten Adressen möge man eine internat. Antwortbriefmarke von 25 Pfg. beilegen.

**v. L., S. D., u. Anderen.** Ihre Fragen nach dem Geschick solcher Angehörigen, die unentschieden plötzlich abgerufen sind, kann ich nicht anders beantworten, als es in meinem Büchlein „Auferstehung des Fleisches“, Seite 108 ff. bereits geschehen ist.

**N. N., Barmen.** Der eingeschriebene Brief kam in Schweibental noch in meine Hände. Herzlichen Dank!

Die Totenfestpredigt der Berliner Stadtmission ist wieder von mir verfaßt und nimmt Rücksicht auf die Zeitlage. Bitte nicht nur Bestellungen aufzugeben, sondern auch eine kleine Gabe zur Gratisverteilung dorthin einzusenden!

## Vom Büchertisch

**Hans Keller.** Weiße Kinder im schwarzen Afrika. Berlin, Missionsgesellschaft. 5 Pf.

Das erste Traktat meines Sohnes selbst anzeigen zu müssen, ist schwierig. Lobe ich es, dann rümpft mancher die Nase: „Natürlich, blinde Vaterliebe!“ Tadel ich etwas, dann heißt es: „Na, wenn schon der eigene Vater es nicht einmal lobt!“ Also will ich keins von Beiden tun, sondern das Hestchen bloß anzeigen. Mit Kindern reden, sodaß sie mit dem Herzen dabei sind, ohne daß man läppisch wird, ist eine besondere Gabe und die hat nicht jeder. Wer sie aber hat und so zu erzählen weiß, wie mein Sohn, der darf und muß auch solche Kinderhefte schreiben. Man kann sich gleich eine größere Anzahl kommen lassen, um sie an Kinder zu verteilen und tut damit in diesen schweren Zeiten der Mission einen Dienst.

**Lic. Dr. Kramer.** Patriotische, sowie Kriegs- u. Friedenspredigten. Leipzig, Krüger. M. 3.75.



Diese Sammlung von Ansprachen aus älterer und neuer Zeit, die zum Teil berühmte Verfasser haben, kommt jetzt sicher manchem Amtsbruder sehr gelegen, der viel „Kriegsreden“ halten soll. Schon die Auswahl der Texte und die Anwendung auf die damalige Kriegslage ist eine dankenswerte Vorarbeit, mag man nachher soviel eigene Gedanken und ernste selbständige Arbeit dran rücken, wie man will. Die Namen der Verfasser bürgen für guten Geist und kernige Sprache. Nach den Stichproben kann ich das Werk bestens empfehlen.

Der **Evangelische Trostbund in Berlin SW. 68** (Alte Jakobstraße 129) der schon im Frieden bei so mancher Gelegenheit: An Krankenbetten, in Trauerhäusern, am Totenfest u. a. durch Verteilen seiner Blätter und Schriften still und gesegnet wirken durfte, ist nun im Kriege vor eine große Aufgabe gestellt. Auf Siegesbotschaften folgen die Verlustlisten. Sie bringen namenloses Weh in ungezählte deutsche Familien. Was vermag da menschlicher Trost, ohne die Gewißheit des Glaubens und die Zuversicht, daß Gott auch über die Schlachtfelder geht? Diese Botschaft möchte in ernster Zeit der „Evangelische Trostbund“ an recht viele Menschenherzen heranbringen helfen. Es sind eine Reihe von Blättern und Schriften erschienen (darunter solche von Geh. Konsistorialrat Dr. Conrad, Hofprediger Vic. Doebling, Prof. Dr. Knodt, Prof. Dr. Wurster) in denen auf besondere Fälle Bezug genommen wird und die sich zur Verbreitung in Lazaretten, zum Zurücklassen bei Trauerbesuchen, zum Einlegen in Briefe, wie zur Verwendung bei vielen anderen Gelegenheiten eignen. Um Mitwirkung bei diesem schönen Werk wird hierdurch herzlich gebeten. Der „Evangelische Trostbund“ ist eine Arbeit der inneren Mission. Sein verstorbener Gründer, Graf Douglas, setzte ihn durch ein Vermächtnis in die Lage, Blätter und Schriften in Friedenszeiten ganz unentgeltlich und im Kriege zum Selbstkostenpreis abgeben zu können. Ein ausführliches Schriftenverzeichnis wird an jedermann umsonst abgegeben.

**E. Mariels. Der kleine Tierfreund 1915.** Dresden, Alberts Schütt's Verlag. 10 Stück M. 1.—

Das nette kleine Jahrbüchlein würde den Kindern sicher Freude machen und die rechte Liebe zu den Mitgeschöpfen in ihnen wecken oder steigern.

---

---

## —Reiseplan—

Anfang November: Berlin. 15. Nov.: Magdeburg. 22.—27. Nov.: Freiburg i. Br. Nachher wahrscheinlich wieder Berlin.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.— Einzelnummer 35 Pfg.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1 spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

---

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von Hamerschlag u. Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang.

Heft 3.

Dezember 1914

## Weihnachtszeit.

Klingende, singende Weihnachtszeit!  
Lieder durchjubeln die Welt!  
Und aus den Toren der Ewigkeit  
Ein goldenes Sternlein fällt.

Leuchtendes, liebendes Himmelslicht  
Bringt es dem sehnenen Land;  
In's Tannengrün ein Flimmern es flücht,  
Im Herzen ein goldenes Band.

Frieden senkt es in heimliche Not,  
Licht in die Kammern hinein.  
Seines Herzens Schlag ist Gnade von Gott,  
Sein Wesen die Liebe allein.

Klingende, singende Weihnachtszeit,  
Lieder durchjubeln die Welt!  
Und aus den Toren der Ewigkeit  
Das Leuchten der Liebe fällt!

A. Eitner.





## Heiliger Abend!

Wie wirst du in diesem Jahre sein? Ich habe dich schon sehr verschieden erlebt — in tiefem, tiefem Schnee Nordrußlands bei starrem Frost und im feuchtwarmen Dunst am schwarzen Meer unter dem Druck von Krankheit und Sorge und in strahlendem Kinder-glück, — aber so wie in diesem Jahre noch nie! Nicht nur fern von meiner Familie, — Weihnachten und Zuhause gehört sonst dem Deutschen zusammen; allein dieses familiärste Fest zu verbringen war sonst nur Strafe für eingeseifchte Egoisten oder es war der schwerste Tag für die ohne ihre Schuld Einsamen! — sondern unter dem großen Zeitdruck: Krieg! Sonst stellte man sich mit geschäftiger Phantasie recht viel Frieden auf Erden vor und vertuschte manchen klaffenden schreienden Zwiespalt, weil es Weihnachten war. Aber in diesem Jahr kann man nicht um die harte Tatsache herum, daß Krieg auf Erden ist, wie sonst noch nie! Wer wird da gerne singen wollen: Stille Nacht, heilige Nacht . . .? Wird die Nacht still sein, wenn der Donner der Geschütze weiter grollt — wird sie heilig sein, wenn dort Blut vergossen wird im grimmigen Kampf und hier viel Tränen geweint werden um die, welche in diesem Jahr fehlen unter dem Christbaum, weil sie in Ost oder West für's Vaterland gefallen sind? Vielleicht stellt man ihr Bild auf mit dem eisernen Kreuz, das sie noch errungen, von einigen Tannenzweigen umrahmt, — aber singen fällt den Eltern und Bräuten und Wittwen so schwer. Wer bürgt dafür, daß sie nicht statt der alten lieblichen Melodien plötzlich aufschluchzen in namenlosem Weh?

Und dennoch Weihnachten? Ja gewiß! Die Lebenden brauchen es, und Gott vom Himmel reicht es uns dar! Die Lebenden unter den Kriegern an der Front im Feindesland bedürfen in Sonderheit einen herzlichen Festgruß aus der Heimat und die Lebenden daheim müssen an sie denken und bei Zeiten ihnen die Weihnachts-



pakete abschicken, daß keiner den heiligen Abend ohne einen Liebesduft aus der Heimat zu verbringen braucht. Aber die Lebenden brauchen Weihnachten noch anders für sich selbst. Wir bedürfen wie einer Festgabe des Trostes von Oben: Dennoch Weihnachten! Dennoch beweist Gott seine Liebe zu uns darin, daß er seinen Sohn zu unserer Erlösung gegeben hat! Es wird das neue Liebesverhältnis des barmherzigen Vaters zu armen Sündern auf Erden nicht aufgehoben und ausgeschaltet durch den Krieg. Kein Krieg reicht in das Heiligtum der ewigen Erlösung störend und hemmend hinein, aber die Hand Gottes, der uns seinen Sohn gab, reicht in jeden Krieg hinein und kann darin walten und wirken, was er will. Wer weiß, ob nicht der Krieg dem Weihnachtserlebnis bei Tausenden im Volke wieder hat Raum schaffen müssen — und zwar draußen im kalten, dunklen Feld und drinnen in warmer heller Feststube!

Als wir Kinder waren, bemühte man sich uns nicht nur eine flüchtige Freude zum Fest zu machen, sondern die Eltern dachten bei allen Gelegenheiten an praktische Anknüpfungen. So hieß es zu Weihnachten: „Kinder, paßt mal auf euch selbst auf! Gott hat jedem Kind ein eigenes Weihnachtslicht in sein Herz gestellt. Wenn ihr nun häßlich zu einander seid, zankt und lügt, dann brennt das arme Lichtchen immer trüber und flackert unruhig hin und her. Es kann den bösen Zugwind solcher schlechter Gedanken nicht ertragen. Wird's jetzt gar nicht besser bei euch in den Feiertagen, dann zischt es noch einmal und löscht ganz aus. Wenn ihr aber recht freundlich zu einander seid, und habt euch lieb und seid den Eltern gehorsam, dann brennt dieses Weihnachtslicht immer heller und heller. Man kann dann seinen Schein auf euren Gesichtern und in euren Augen glänzen sehen.“

Muß man solche Gedanken erst noch in die Sprache der Erwachsenen übersetzen? Der helle Schein der Freude an Jesus, die wunderbare Klarheit des Glückes über ihn ist auch uns anvertraut; was haben wir mit diesem heiligen, stillen Glanz nicht für ein böses Spiel getrieben, wenn wir häßliche, neidische, empfindliche, selbstflüchtige Gedanken sich daneben wie schwarze Kobolde breitmachen ließen! Jeder ist seines Glückes Schmied, — auch seines Weihnachtsglückes Schmied! Oder brauchst du da einen Glücksdoktor? Eine Glücksmedizin? Woran mag's fehlen, daß du nicht innerlich froh und getrost wirst, weil Jesus dich so unsagbar lieb hat?

Sag' es dir doch wieder und wieder vor in den stillen Stunden,  
 die nach allem geschäftigen Zurüsten vorher das Fest doch jedem  
 bringt: Er hat mich lieb und alle Erdenerlebnisse und alle Erden-  
 leiden sind nur Papier und Bindfaden, Umhüllungen, damit sein  
 Weihnachtspaket an mich nicht verloren gehe, — aber wenn diese  
 Hüllen einst alle fallen, weil der Inhalt nicht mehr geschützt und  
 geschont zu werden braucht, wird der goldne Kern in alle Ewigkeit  
 glänzen: also hat er mich geliebt! . . . Wie kann er so wunderbar  
 wohlthun denen, die auf ihn harren (Jes. 64, 4), daß ihre Seele da-  
 rüber schon hier mitten in den Umhüllungen und all dem Staube, die  
 Melodie des himmlischen Jauchzens lernen muß, erst leise, stückweise,  
 unter Tränen, und dann wird's einst kommen brausend und brandend  
 wie das Meer, — das Lied des Lammes!



## Jung Siegfried.

Jung Siegfried hat nach dem Siege geruht,  
 Sein Schwert von der Arbeit noch blind;  
 Er hat um all das vergossene Blut  
 Geweint wie ein kleines Kind.

Nicht daß er selber Wunden gewann,  
 — Jung Siegfried ist stolz und hart, —  
 Nein, daß er manchen edlen Mann  
 Auf blutigem Acker verscharrt.

Ihr kanntet nur seines Schwertes Pein  
 Und seine zorn'ge Gestalt;  
 Ach, Freund und Feind, schaut nicht hinein,  
 Wie er schluchzend kniet im Wald.

Jung Siegfried, Gott war dein Gewinn,  
 Deine Kraft in der Feinde Schwarm:  
 Doch jetzt im Walde kniet Gott zu dir hin  
 Und hält dich fest im Arm!

Annemarie Buchwald.



## Auf dem Hauptverbandplatz.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Es ist unzweifelhaft das Furchtbarste der Schlacht, was sich hinter der Front der siegreich vorgehenden Truppen abspielt. Welch' fürchterlichen Anblick bietet doch das Schlachtfeld oft noch mehrere Tage nach dem Kampfe! Ich denke nur an den Teil des Saarbürger Schlachtfeldes, auf dem die Truppen, denen ich zugeteilt bin, ihre blutig' schwere Pflicht erfüllt haben, an das Gelände der Dörfer B. . . . . und H. . . . . Dreimal habe ich einen Ritt durch diese zerschossenen Dörfer und ihre nächste Umgebung gemacht. Was sich da dem Auge bot, prägte sich unauslöschlich ein. Überall lagen noch die Toten, vor allem Franzosen, weil niemand Zeit gehabt hatte, sich ihrer anzunehmen, so lange noch Lebende Hilfe verlangten. Da lagen die Helden des Tages. Das weißlich-gelbe Gesicht des Einen zeugte von stiller Ergebenheit in Gottes Willen, das des Andern von Wut und Zorn. Hier hatte einer seine gefalteten Hände im Tode gen Himmel erhoben und so waren sie erstarrt; dort scheint einer noch im Sterben in Haß und Ingrimm seine Fäuste geballt zu haben. Manche lagen da mit schmerzverzerrtem Angesichte, die Hände auf die Stelle gedrückt, wo das tödliche Blei sie getroffen oder der Granatsplitter den jugendlichen Körper zerrissen, andere noch in ihrer Kampfesstellung oder ihre Hände umklammerten wie hilfesuchend einen Ast oder Zaunpfahl, oder die Finger hatten sich in die Erde eingekrallt.

Auf diesem Schlachtfelde selbst hatten die einzelnen Truppenteile die ersten kleinen Verbandplätze aufgeschlagen. Dorthin wurden die Verwundeten teils von ihren Kameraden, teils von geschulten Krankenträgern auf regelrechten Tragbahren, auf notdürftigen Bahren aus Baumzweigen, auf den Armen oder in den Zeltbahnen hingetragen. Hier erhielten diese Opfer der Schlacht den ersten Ver-



band und dann suchte die Sanitätskompagnie dieselbe möglichst bald zu dem von ihr errichteten Hauptverbandplatz zu bringen, wo eine gründlichere Behandlung einsetzen kann, welche sie zur weiteren Fortbringung in die rückwärts gelegenen Feldlazarette fähig macht. Auf diesen Hauptverbandplätzen werden sich wohl meistens die Geistlichen aufhalten, da hier die Verwundeten ärztlich behandelt und nach der Aufregung des Kampfes beruhigt still liegen müssen, um auf ihren Abtransport oder ihren Tod zu warten. Da hat der Geistliche Zeit und Gelegenheit, ihnen etwas Liebe und seelsorgerischen Zuspruch zu bieten.

Wenn ich an die vielen Hauptverbandplätze denke, auf denen ich mich in den ersten dreizehn Wochen dieses Feldzuges aufgehalten habe, so war für mich der eindrucksvollste der von Gunzweiler. Ein kleines Bild von ihm soll den Lesern gezeigt werden.

Mein katholischer Kollege und ich waren morgens auf die Runde vom Beginn der Schlacht von Dreihäuser fortgeritten in der Richtung auf Urzweiler, wo die Sanitätskompagnie stehen sollte. Es war ein wundervoller Ritt. Der Augustmorgen goß alle seine Reize über die schöne friedliche Landschaft. Strahlend stand die Sonne am Himmel, dessen wolkenloses Blau etwas so überaus Friedliches und Feierliches hatte, daß es mir unmöglich erschien, daß sich hier das ganze Furchbare einer Schlacht entwickeln könnte. Wunderbar war auch die Abtönung von Sonnenlicht und Bergeschatten in dem schmalen Tale, durch das uns der Weg führte. Die morgenfrische Natur atmete ordentlich tief und regelmäßig wie einer, der sich behaglich dehnt und streckt. Das rührendste Bild aber waren zwei kleine in ihrer Unschuld und Ahnungslosigkeit spielende Kinder vor einem der wenigen Häuser, in denen noch Menschen sich befanden. Trotz all' diesem Friedlichen lag es doch wie eine drohende Todesstimmung über der Gegend, denn soweit das Auge reichte, alles still und leer, kein Mensch in Wald oder Feld, kein Wanderer auf der Straße, fast kein Bewohner mehr in den Häusern. Und diese Todesstimmung wuchs noch, je weiter man kam, durch das unheimliche Rollen und Dröhnen der schweren Artillerie, die den Schlachttag einleitete. Vor Urzweiler holten wir unsere Sanitätskompagnie ein und rückten mit ihr nach einigen Stunden des Wartens in den Ort Gunzweiler.

Hier gab es nun für die Kompagnie alle Hände voll zu tun, um einen rechten Hauptverbandplatz herzurichten. Im katholischen

Pfarrhause wurden einige Zimmer ausgeräumt und zu Operations- und Behandlungsräumen umgestaltet. Zwischen Kirche und Pfarrhaus war die Aufnahmestelle; in der Kirche selbst sollten die Leichtverwundeten unterkommen und die vielen Scheunen belegte man regelrecht mit Stroh als Notlager für die Schwerverwundeten. Allen sollten zunächst Waffen und Patronen abgenommen werden. Im Laufe des Abends und der Nacht wurden ganze Säcke voller Patronen so gesammelt, ebenso entstanden auf dem Friedhofe Haufen von Waffen und ganze Berge von Tornistern.

Es war etwa 4 Uhr Nachmittags, als die ersten Verwundeten eingeliefert wurden und dann ging es unaufhörlich weiter bis 1 Uhr nachts, um gegen 4 Uhr morgens wieder einzusehen. Da kamen sie an, die Tapferen, treu kameradschaftlich sich gegenseitig stützend oder notdürftig in Bauernwagen auf Stroh gebettet und wenn sie ganz schwer verwundet waren, in den eigentlichen Krankenwagen. Bald füllte sich die Kirche und wenn auch immer wieder ganze Schaaren zu den nächsten Feldlazaretten abmarschierten, so wurde sie doch nicht leer. Bald füllten sich aber vor allem auch die Scheunen; eine nach der anderen wurde in Angriff genommen. Hier ruhten die Schwerverwundeten eng nebeneinander. Da gab's auch für uns zu tun genug.

Hier sagte man einem ein kurzes aufmunterndes Wort, um ihn aus seiner Niedergeschlagenheit zu reißen, dort suchte man zu beruhigen, wo die Nerven noch durch den Schlachtenlärm und das entsetzliche Schlachtenbild zu krankhafter Erregung aufgepeitscht waren. Unendlich viele wollten einen Gruß an Weib und Kind daheim oder an Vater und Mutter geschrieben haben — als letztes Liebeszeichen in manchem Fall. Unvergeßlich war mir ein blutjunger Unteroffizierschüler, der zu Beginn des Krieges in ein Infanterie-Regiment eingestellt wurde und jetzt durch Granatsplitter schwer verwundet war. Schluchzend klagte er, daß er, wohl der jüngste im Regiment jetzt sterben müßte und daheim seine verwitwete Mutter ganz allein gelassen wäre. Wir schrieben gemeinsam und teilten der Mutter die Sachlage in beruhigender Form mit. Das war auch gut. Gestorben ist er nicht, vielleicht in der Heimat völlig genesen und vor wenigen Tagen sahen wir uns wieder, da er zu seinem Truppenteil zurückgekehrt auf's Neue seine Vaterlandspflicht erfüllt. Wir freuten uns des Wiedersehens und gedachten jenes Abends in Gunzweiler.

Auch ein anderes Bild haftet noch in meinem Gedächtniß. Da lag im Stroh gebettet ein Infanterist und bat mich sofort, als er in mir den Pfarrer erkannte, seiner Mutter Mitteilung zu machen. Er möchte aber den Brief, den er vor der Schlacht seiner Mutter geschrieben habe, mitgeschickt wissen. Mühsam holte ich aus seiner Rocktasche ein Neues Testament, das seine Mutter ihm gegeben und in das er den Brief gelegt. Hoffentlich ist auch er noch heimgekehrt, um mit seiner frommen Mutter Gott zu danken für seine Genesung.

Niemals in meinem Leben habe ich wohl so viele Briefe und Karten geschrieben, wie in jener Nacht von Gunzweiler. Wie viel traurige Nachrichten haben diese Briefe wohl heimgebracht, hoffentlich aber auch Beruhigung und Trost, da sie doch mehr enthielten, als trockene Angaben von Ort, Datum und Art der Verwundung. Da wir nun einmal bei äußerem Liebesdienste sind, so sei auch erwähnt, daß ich auf solchen Verbandplätzen Kaffee und Suppe den halb Verschwachteten gereicht habe, wenn die Feldküche neue Auflage schickte und es an Sanitätspersonal zum Austeilen fehlte. Ich habe auch mehr, als einmal mit angefaßt, wenn es galt eine Bahre aus dem Wagen zu heben und schnallte in der Nacht auf dem Friedhofe von den Tornistern Mäntel ab, um die Verwundeten in den Scheunen gegen Nachtkälte zu schützen. Ja — als mich ein verwundeter Offizier um eine Zigarre bat, da sie ihm am besten helfen würde, seine Schmerzen auf dem Bauernwagen über das holperige Pflaster zu ertragen, eilte ich zu einem Auto, das gerade durchkam, und bat den darin sitzenden General um dieses Linderungsmittel. So kann sich der Feldgeistliche überall nützlich machen, wenn er auf dem Verbandplatze tätig ist.

Die seelsorgerische Arbeit wurde in Gunzweiler, wie wohl meist an diesen Plätzen durch den Raummangel erschwert. Wenn einer neben dem anderen eng gedrängt liegt und man kaum an ihn herankommen kann, dann ist es schwer mit einem Sterbenden zu reden und zu beten. Und doch habe ich manch' ergreifenden Augenblick gehabt, wenn ich im Stroh neben einem solchen Armen kniete und weil keine andere Beleuchtung da war, beim Scheine eines elektrischen Taschenlämpchens ihm das Abendmahl gab und seine letzte Wünsche im Blick auf seine Hinterbliebenen empfing. Am dankbarsten sind wohl die meisten für einen Liebesvers oder einen Bibelspruch, der ihnen



bekannt ist und sie vielleicht erinnert an ihre Kindheit oder Konfirmandenzeit.

Aber diese Arbeit ist doch in der Hauptsache nur Stückarbeit, da die Leute doch noch nicht in rechter Pflege und Ruhe sich befinden. Wenn die Armen sich in schrecklichen Schmerzen winden, dann kann geistlicher Trost wenig ausrichten, ist wohl kaum am Platze und wenn einer vor wenigen Stunden zum Krüppel geschossen wurde, da ist es für ihn, der das Furchbare noch gar nicht fassen kann, doch auch eine schwere Sache im Blick auf seine gesund gebliebenen Kameraden es zu verstehen, daß nun gerade das Gottes Wille gewesen ist und für ihn gut sein soll. Nirgends habe ich meine Ohnmacht so gefühlt, wie auf den Verbandplätzen und niemals sonst es so deutlich empfunden, daß manch' gut gemeintes religiöses Trostwort zur leeren Redensart wird. Da bleibt oft nichts übrig, als voll aufrichtigster Teilnahme dem armen Unzufriedenen die Hand zu drücken, an der noch sein schwer vergossenes Blut klebt und ihn hinzuweisen auf unsern Herrn im Garten Gethsemane: „Nicht mein Wille geschehe, sondern Deiner.“

Solche Stunden spannen ab. Man braucht auch als sonst gesunder und nervenstarker Mensch Zeit, sich von dem Wehe und Elend zu erholen, das einen umgeben hat. Damals in Gunzweiler dauerte die Arbeit bis nach Mitternacht, unterbrochen nur durch eine kleine Pause, da ich mir an der Feldküche einen Becher schwarzen Kaffee und ein Stück Kommisbrot geben ließ. Nachdem ich noch von einem der Ärzte zu einem Sterbenden geschickt worden war, setzte ich mich für einige Stunden in meinen Wagen, den ich hatte nachkommen lassen, denn ein Quartier war im überfüllten Orte nicht mehr zu haben. Hier suchte ich durch etwas Schlaf alle gesehene Not zu vergessen und mich für neue Arbeit zu stärken. Aber es war kein rechter Schlaf. Alle Augenblicke wurde man aufgeschreckt durch Munitionskolonnen, die leer von der Front kamen oder gefüllt zur Front jagten und war man eingeschlafen — dann verfolgte einen manches Bild des Tages, im Traum zu einem noch größeren Schreckensbilde werdend, als es die Wirklichkeit geboten hatte. Als der neue Morgen graute, war ich wieder auf, gerade im rechten Augenblick, da mich der katholische Ortsgeistliche zu einem Sterbenden rief, dem ich noch das Abendmahl geben konnte und der dann bald an Blutverlust leicht und kampfslos in die Ewigkeit hinüberschlummerte.

Wie schrecklich sah es aber jetzt in den Scheunen aus, ehe die geplagte Sanitätsmannschaft, deren rührigen Eifer ich immer wieder bewundern mußte, ihre Morgenrunde gemacht hatte. Da war mancher inzwischen einsam und verlassen in den Tod gegangen, vielleicht völlig unbemerkt von seinen Kameraden. Ich ging noch einmal durch die Reihen der Überlebenden und schaute nach den neu Eingelieferten; dann gegen Mittag rückten Feldlazarette in den Ort, um die Sanitätskompagnie abzulösen. Mit ihnen kamen Ärzte, Geistliche und weitgehendes Pflegematerial. Unsere Aufgabe hatten wir erfüllt, die erste Hülfe war geleistet, unsere Stelle war jetzt weiter vorne an der Front, da auf der ganze Linie bis Saarburg der Sieg erfochten und unsere Truppen vorgerückt waren. Dort erwarteten uns neue Pflichten, die eigentliche und gründlichere Behandlung der Verwundeten konnte nun in den Feldlazaretten einsetzen.

(Fortf. folgt.)



„Wir sollen das, worin wir voneinander abweichen, nicht vergessen oder künstlich aus der Welt schaffen, sondern wir müssen es anerkennen und innerlich überwinden, nicht durch Streiten, sondern durch Liebe.“ An dieses Wort von J. S. OIdham möchte ich die Freunde einer plötzlichen Einigung aller evangelischen Kirchen und Sekten, besonders auf dem Missionsfelde, erinnern. Gerade, wem das ein Anliegen ist: „daß sie alle eins seien,“ sollte sich im Spiegel dieses Wortes fragen, wie reif und bereit er selbst zu einer Einigung wäre, wenn das Aufgeben von Gewohnheiten von ihm gefordert würde!

\*

\*

Bei manchem Urtheil über „Gefallene“ stieg mir schon als unausgesprochene Widerlegung des pharisäischen Gesichtes, das der Sprecher machte, der Gedanke auf: „Du hast gut reden! Mancher hatte nichts, wovon er fallen konnte!“

\*

\*

Ein Koranspruch sagt, daß Gottes Auge eine schwarze Ameise in schwarzer Nacht über einen schwarzen Stein laufen sehe. — Und da sollte er deine Sorgen und Nöte nicht sehen, du kurzfristiges und kleingläubiges Herz?

\*

\*

Inferat: „Für mein Geschäft suche ich einen Jungen, der daheim seiner Mutter gehorcht.“



## Aus meinem Leben. 15.

Bei der Schilderung jener hellsten Zeit meines Lebens darf ich nicht verschweigen, was ich für eine Beobachtung über das Verhältnis der Wirkung des gepredigten Wortes zu dem mündlichen Zeugnis unter der Kanzel gemacht habe. Gewiß war die Predigt die Vorbereitung, die Zurüstung der Seelen für das spätere Ereignis. Aber die meisten, die damals zur Umkehr kamen, bedurften eines persönlichen Anstoßes, der entweder von mir selbst ausging, oder den irgend ein anderes erwecktes Gemeindeglied auf sie ausübte. Hier kann man nicht den Gedanken unterdrücken: wie schade ist es doch, daß unsere gläubigen Christen im persönlichen Umgang allzusehr ihre Reichtümer verbergen, als fürchteten sie sich überhaupt von Jesus zu sprechen! Es wird wohl überall so sein; der Lebensfunke muß eben von einem Lebendigen zum andern überspringen. Wieviel veräumte und verträumte Gelegenheiten mag es wohl da geben!

Die Bewegung zog allmählich, ohne daß ich viel dazu getan hätte, größere Kreise. Man sprach auf hundert Meilen in die Runde in andern Kirchspielen von dieser neuen Erweckungszeit. Die Folge war, daß man mich zu Festreden und Gelegenheitspredigten aufforderte, bis nach Charkow, Kursk und Moskau. Auch kamen einzelne bekümmerte Seelen, die sich mit mir aussprechen wollten, mehrere Tagereisen weit von ihren einsamen Gehöften in der Steppe. Da zu gleicher Zeit immer mehr Leute aus meinem eigenen Kirchspiel meine seelsorgerliche Arbeit in Anspruch nahmen, gab es zu Zeiten eine wahrhafte Arbeitsheize. An dem Ostersonnabend 1882 waren es weit über hundert Personen, die mich im Pfarrhaus zu einer Privatbeichte gesprochen haben.

Aber wie das so geht: zwei Bewegungen hemmten und störten mein ganzes gesegnetes Wirken. Die eine kam aus dem Lager der Sektierer; als ob sie in toten Zeiten sich um solch ein Kirchspiel gar nicht gekümmert hätten und jetzt erst, wo Leben erwacht war, sich dafür interessierten, zu schneiden, wo sie nicht gesät hatten! Da kamen Baptisten verschiedener Art und warfen den Gedanken in unsere Kreise hinein: wer sich wirklich bekehrt hat, müsse nun auch unbedingt sich großtaufen lassen. Ich muß gestehen, daß ich für einige Monate selbst in die größte Unruhe über die Bedeutung meiner eigenen Kindertaufe gekommen bin. Es rächte sich eben an mir, daß man uns



irrtümlicherweise gelehrt hatte, die Taufe sei die Wiedergeburt, während doch im neuen Testament von unserer Kindertaufe kaum eine Andeutung vorhanden ist, sondern sich alles, was dort sich mit der Taufe beschäftigt, nur auf Missionstaufe bezieht. In jener Zeit korrespondierte ich über die Tauffrage mit verschiedenen geistlichen Führern und mir näherstehenden Freunden. In dieser Korrespondenz gab mein früherer Lehrer Alexander von Ottingen unumwunden zu, daß bei den heutigen traurigen Zuständen der großen Gemeinden die Kirche gezwungen werden könne, die Kindertaufe als allgemeines Institut fallen zu lassen und das Katechumenat einzuführen. Gibt es gar keine Garantie dafür, daß auf die Kindertaufe auch eine entsprechende Erziehung und Unterweisung in der christlichen Lehre folgt, dann sollten die Leute erst unterrichtet und etwa mit siebzehn oder achtzehn Jahren auf eigenen Wunsch hin getauft werden. Mein alter Generalsuperintendent schrieb mir lange und sehr warme Briefe, um mich vor einem unüberlegten Bruch mit der Landeskirche zu bewahren. In einem derselben kam der fast komisch klingende Bericht vor: „Mein Vorgänger hatte es auch mit einem solchen jungen Heißsporn, wie Sie es jetzt sind, zu tun und als derselbe sich nicht mit seiner Kindertaufe beruhigen wollte, nahm er ihn in sein Schlafzimmer und taufte ihn aus der Waschkanne noch einmal. Damit hat sich derselbe dann beruhigt. Sollte Ihnen damit auch gedient sein, dann kommen Sie nur nach Petersburg und ich will Sie auch so taufen.“

Den besten Dienst in dieser ganzen unruhigen Zeit leistete mir ein Schwager von mir, der spätere livländische Generalsuperintendent Vehn, indem er mir ein kleines, unscheinbares Büchlein schickte. In demselben erzählte ein schlichter Laie von seinen Erfahrungen im Oberbruch. Er hatte sich auch großtaufen lassen und war dann nachher durch seine übeln Erfahrungen mit den Baptisten und durch das rechte Verständnis aller Schriftstellen, die hierher gehören, zur Erkenntnis gekommen, was für einen Fehler er begangen. Es fiel mir beim Lesen dieses Buches eine Decke nach der andern von den Augen und ich wurde meiner Kindertaufe wieder froh. Seither konnte ich den baptistischen Sendlingen ganz energisch widerstehen und habe manches originelle Stücklein mit ihnen erlebt. Wer mein Buch: „Wildes Taufen“ gelesen hat, der wird darin auch eine Darstellung meiner inneren Kämpfe, aber auch aller wichtigen Schriftstellen, die eben über die Taufe sprechen, gefunden haben. Darum verfolgt mich auch der Haß der Großtäufer bis auf diesen Tag. Man hat mir nicht nur in der lieblosesten, fast unmöglichen Weise mancherorts Steine in den Weg gelegt, sondern auch manche meiner andern Bücher auf das Ungerechteste kritisiert. Viele Jahre später hat mich dann auch der Widerspruch gegen die Baptisten veranlaßt, aus dem Vorstand der Westdeutschen Allianz auszutreten.

Auch die Sabbathbrüder griffen in den reichen Fischkasten meines Kirchspiels hinein und wollten, ähnlich den Baptisten, sich neuerweckte Seelen fangen. Meinen Zusammenstoß mit ihnen habe ich in dem Büchlein: „Seine Spuren in der Steppe“ vor Jahren schon geschildert. Ungefährlich waren die sogenannten freien Brüder, weil ihr Lebenswandel offenkundigen Anstoß erregte.

Immerhin waren neunundfünfzig von den mehreren Tausenden, die damals zum lebendigen Erfassen des Heils gekommen waren, von den Baptisten geangelt worden. Das gab nun Aufsehen bei den Behörden und das Konsistorium mußte auf manche Klagen meiner Gegner, die aus einem ganz andern Beweggrunde meiner ganzen Arbeit entgegenstanden, Rücksicht nehmen. Das führte mich nun zu der zweiten Hemmung, die die Erweckungszeit erfuhr. Wie überall gab es in solchen Zeiten auch erbitterte Feinde. Solange man dem natürlichen Menschen nur Buße predigt und den Pelz klopft, daß der Staub fliegt, läßt er sich das gefallen; wenn aber seine früheren Sündengenossen ein wirklich neues Leben anfangen, dann ist ihm das so unerträglich, weil sein Gewissen ihm vorhält, daß er nur aus Sündenliebe nicht auch diesen Weg eingeschlagen, daß er den Urheber einer solchen Bewegung mit geradezu unverzüglichem Groll verfolgt. Es zog sich vom Winter 1882 bis zu meinem Fortgang im Sommer 1884 eine ganze Kette von Anfeindungen, Verleumdungen, Bedrohungen und Schmähungen durch mein Amtsleben. Es hat das für einen selbst den Vorteil, daß man sein Leben ganz anders unter die Lupe genommen weiß; denn niemand sieht so scharf, auch wirklich verborgene Fehler, als der religiöse Haß. Insofern verdanken wir ja bekanntlich unsern Feinden mehr religiöse Förderung, als unsern besten Freunden. Wer ein besonderes Kapitel aus jener Zeit lesen will, findet z. B. in der Geschichte „Gottliebs Mas“ in dem Sammelbändchen von „Hüben und Drüben“ eine sehr anschauliche Schilderung. Es fehlte aber auch nicht an Eingreifen und Bezeugungen Gottes, sodaß man doch sagen kann: „sie gedachten es übel zu machen, aber der Herr hat es wohl gemacht.“

Durch diese verschiedenen Bekämpfungen und Störungen stand die Ausbreitung der Bewegung nicht still; wohl aber wurde mir die erste stürmische Begeisterung gründlich korrigiert und ich lernte zwischen seelischem und geistlichem Christentum unterscheiden.

In den Augen der Fernstehenden war vielleicht mit das Schlimmste, daß sich jetzt in den meisten Dörfern kleine Kreise gebildet hatten, die zu ihrer Erbauung in den Häusern zusammenkamen und die Bibel lasen. Es war etwa dasselbe, was wir in Deutschland Gemeinschaftsbewegung nennen. Obwohl kein Gedanke daran war, daß diese Kreise von der Landeskirche sich abtrennen würden, so gab ihr Vorhandensein den Feinden doch eine Handhabe zu der Verleumdung, meine Tätigkeit verwirre die Gemeinden und sei eher schädlich als nützlich.

Nach dem Gesagten wird es nicht verwunderlich sein, daß auch die Heidenmission jetzt anfangt, eine Rolle zu spielen. Zuerst war ich noch ziemlich unbekannt mit der Mission und fand auch im Kirchspiel fast gar kein Interesse für dieselbe vor. Da war ich der Kirche von Neustuttgard, wo ich als Gast des alten Pastor Heine gepredigt hatte. Wie erschrocken ich, als derselbe, ein früherer rheinischer Missionar auf Sumatra, in großer Bewegung an den Altar trat und nicht die Gemeinde anredete, sondern mich. Er sagte etwa nur, daß wer selbst zum lebendigen Glauben gekommen sei, nun auch verpflichtet sein müsse, den letzten Befehl Jesu an seine Jünger auf seine Fahne zu schreiben. Er verstand mein Herz so zu rühren, daß ich von dem Augenblick an für die Mission gewonnen war. Jetzt ließ ich mir aus Deutschland Missionsliteratur kommen, gründete das erste Missionsblatt in deutscher Sprache für die evangelisch-lutherischen Gemeinden Rußlands und fing an, meine erweckten Kreise für die Mission zu begeistern. Es dauerte nicht lange, da konnte ich mit Heines Hilfe das erste Missionsfest in meinem Kirchspiel feiern. Der Erfolg war sowohl, was den Zulauf der Leute anlangte, als auch was den Ertrag der Missionskollekte betraf, einfach verblüffend, sodaß man unter dem Eindruck stand: „Es rauschte, als wollte es sehr regnen.“ Die Kollekte war damals an einem Tage zehnmal so groß, als sie vorher im ganzen Jahre betragen hatte. Es meldeten sich auch die ersten Jünglinge für den Dienst in der Heidenwelt. Ich werde dieser Sache später noch einen besonderen Abschnitt widmen müssen, da ich ja in der Krim erst recht durch meine Missionstätigkeit Aufsehen erregt habe und sie in Gottes Hand ein Mittel wurde, mich zur Flucht aus Rußland zu bewegen. (Forts. folgt.)



## Zur gefl. Beachtung!

Lassen Sie doch die Dezember-Nummer von

**„Auf Dein Wort“**

den Lieben ins Feld senden.

Preis 35 Pf. incl. Porto und Verpackung.

**Der Verlag.**



# Weihnachten im Feld!

Ein Gruß von daheim an unsere tapferen Krieger draußen.

Ihr Lieben, das haben wir uns im vorigen Jahr unter dem Lichterbaum nicht träumen lassen, daß wir dieses Jahr Krieg haben würden, — daß Ihr da draußen im Feindesland euer Leben für's teure Vaterland in die Schanze schlagen würdet und wir ohne euch die Kerzen am Baum anstecken und „Stille Nacht, heilige Nacht!“ singen müßten! Aber wir wollen euch und uns das Herz nicht weich machen, sondern uns festen Herzens sagen: Gott hat es so gewollt und da müssen wir uns fügen. Weil ihr aber vielleicht gerade über Weihnachten im Schützengraben oder auf Vorposten seid, so daß euch kein Gottesdienst gehalten werden kann, möchten wir euch mit diesen Zeilen in Gottes Namen grüßen. Es soll so sein, als säße Mutter oder Weib, Schwester oder Braut unsichtbar neben euch und faßte eure Hand und sähe euch über die Schulter, während ihr diese kleine Weihnachtspredigt leset. Ein Heimatgruß aus Liebe — nehmt ihn freundlich auf!

Weihnachten hat's so an sich, daß man irdische und himmlische Fäden zusammenspinnt: Erinnerungen an sein Rinderglück am Weihnachtsfest, Heimweh nach der irdischen Heimat, ein Gedenken, das durch kleine Geschenke noch frisch und mächtig geweckt wird auf der einen Seite, und auf der andern alles, was einem Jesus je gewesen ist an Trost und Kraft. Rührt Weihnachten mit einem Flügel so an die nächtliche Erde, so streift der andere des Himmels hellen Segen. Das finden wir auch in dem Worte:

Titus 2, 11—13: „Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen und züchtigt uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes, Jesu Christi.“

Gott sei Dank, das ist der tiefste Grund aller echten Weihnachtsfreude daheim und draußen, daß die heilsame Gnade Gottes in Christo, unser Evangelium vom Sünderheiland, erschienen ist, d. h. man hat's doch sehen können in Bethlehem, man hat's später gesehen wandelnd auf den Fluren Judäas, — es hing am Kreuz für uns und ist auferweckt aus dem Grab für uns, — dieser Jesus, den Gott gab zu unserer Errettung, ist unsere eigentliche Weihnachtsgabe, an der wir uns freuen können. Denn mit ihm hängt unser Trost auf Erden, unsere Bekämpfung alles Bösen und der endliche Sieg auf's Engste zusammen. Je nachdem wir uns zu ihm stellen, darnach steigt oder fällt unsere christliche Freude an solchen Festen, wie Weihnachten. Wer helle Freude haben will, der achte hier darauf, was die heilsame Gnade mit ihrer

Erscheinung bezweckt: sie züchtigt uns, d. h. sie erzieht uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste.

Nun, meint mancher Soldat: im Schützengraben, auf dem Proklasten oder in kalter Nacht auf gefährlicher Wache — da ist das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste nicht so arg verführerisch als im warmen Wirtshause oder Tanzboden des Heimatdorfes! Dann verstehst du das noch nicht ganz richtig! Das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste können in deinem Herzen stecken und deine Gesinnung beflecken, ob es gerade eine äußere Möglichkeit zu grober Sünde gibt oder nicht. Und daher kann man sich solche Mahnung immerhin gefallen lassen. Mancher war wachsam auf Vorposten und tapfer beim Bajonettangriff, aber gegen die bösen Gelüste seines Herzens war er schläfrig und feige, bis in böser Stunde das geheime Verderben in häßlichen Worten und Werken hervorplaste. Und wir daheim haben solche Angst, daß unsere tapfern Helden draußen sich auch nur das Geringste mit Recht nachsagen lassen mußten, daß die Mannszucht gelockert wäre und der Ehrenschild unserer Armee befleckt würde. Die Weihnachtsgabe Jesus, — die große Liebesgabe Gottes an alle Menschen, die er aus der himmlischen Heimat an die Front auf Erden geschickt hat, diese Liebesgabe will euch helfen, alle jene bösen heimlichen Gelüste zu überwinden, und er zustande zu bringen, was hier weiter steht: „Daß wir züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.“

Diese Welt ist unser Kriegsschauplatz, und alles, was wir tun, kommt in die Zeitung! Alle Welt erfährt schließlich doch die Wahrheit über uns! Ist es da nicht von ungeheurer Bedeutung, wie wir wirklich leben? Das Gegenteil von züchtig würde heißen unzüchtig, — ist das besser, daß wir unflätige Worte im Munde führen und kein fremdes Weib oder Mädchen in unserer Nähe mehr sicher ist, als hätten wir ganz vergessen, wieviel Achtung daheim wir für unsere Mutter oder Frau oder Tochter beanspruchen! Das Gegenteil von gerecht hieße ungerecht. Wie empört sind wir, wenn man uns Unrecht tut, wenn etwa die Ungerechtigkeit der Feinde die weiße Fahne mißbraucht, um dann aus der Nähe doch zu schießen oder wenn das Völkerrecht mit Füßen getreten wird, indem man auf Lazarette und Aerzte und Verwundete schießt, — nun müssen wir dann nicht gerade uns in allen Stücken ganz gerecht benehmen? Der Gegensatz zu gottselig heißt gottlos. Ist das wirklich dem deutschen Soldaten möglich, in treuen Gedanken an seine Lieben daheim Weihnachten zu feiern und dabei will er los von Gott sein! Unmöglich, Gottes Wort und Wille wird in unserem Heer heilig gehalten vom Kaiser bis zum letzten Pferde- burschen, — daher wollen wir Jesu Hilfe nehmen, damit wir alle Gefahren überwinden. Denke dran, er will helfen, er kann helfen und wenn du zu ihm betest, wird er auch helfen!

Und wenn einem das innere Sinnen und das äußere Tun so gereinigt ist, dann nennt unser Text noch etwas: „warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi.“ Warten, nun das hat mancher im modernen Kriege gelernt, mancher draußen, wenn man in seiner befestigten Stellung sich eingegraben hatte und alles Kämpfen brachte den großen Sieg noch nicht; mancher daheim, wenn Woche um Woche verrann, ohne daß man eine Nachricht erhielt, ob er noch lebt oder nicht! Aber es kommt darauf an, worauf man wartet. Wenn alles Warten schließlich doch zu nichts anderem führt, als zum Untergang und zur furchtbaren Demütigung der Besiegten, dann war das Warten schrecklich. Das Licht vom Ende her muß das ganze Warten bestrahlen. Wird nicht mancher brave deutsche Krieger zu Weihnachten sich heimlich mit dem Handballen die Träne von der wettergebräunten Wange wischen, wenn er sich vorstellt, wie ihm zu Mute sein wird, daß sein Warten zu Ende ist! Daß er heimkehren darf zu Weib und Kind oder zu Mutter und Braut, was für ein Jubel wird dann durch's ganze Land tönen! Ich möchte das wohl auch noch miterleben!

Worauf warten wir? Ist's gewiß, daß du heimkehrst, wie du heimkehrst? Ist das überhaupt das letzte rechte Ziel für uns alle, worauf wir warten? Nein, ich weiß hinter all dem Getriebe der Arbeit und dem Dröhnen der Geschütze, hinter all dem Leid und den Tränen, hinter Schmerz und Tod noch eine große Weihnachtsbescheerung für alle Welt — die güldne Aue der Ewigkeit, das herrliche Friedensreich Jesu Christi auf der neuen verklärten Erde, wo wir in ewiger Jugend, Gesundheit und Schöne — rein von aller Sünde — mit ihm vereint uns ewig freuen wollen. Das meint unser Text mit dem Warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi. Meinst du das auch? Hebe deinen Blick über das winterliche Land, über die Erdendunkelheiten und Sorgen, über Leid und Lust der Welt weg in weite Ferne hinauf zum tiefen Himmel, der sich rätselhaft dunkel über dir wölbt, und warte! Der Himmel muß noch mal auf die Erde kommen, Weihnachten muß noch mal alle Welt erfreuen, Jesu Licht und Wahrheit alle Menschen erquicken. Das ist unsere letzte Heimat, auf die wir warten! Dann soll es vom Himmel her über uns heißen: das Warten der Gerechten wird Freude werden! Amen.

Wollen wir noch zusammen beten! „Lieber Vater im Himmel, wir danken Dir, daß Du uns Deine große Liebesgabe, Deinen Sohn, geschenkt hast, und weil wir uns von ihm unsere Sünden vergeben lassen wollen, trauen wir Dir zu, daß Du uns in ihm segnen willst! Nimm Dich unser aller an, die wir im Glauben und in der Liebe zusammen gehören, draußen und daheim! Dein Himmelt wölbt sich ja über uns allen. Behüte uns, hilf uns kämpfen, warten, siegen! Vater, wir sind Dein! Amen.“



# Aus der Briefmappe des Evangelisten



**A. in P.** Da ich die Schilderung des Zustandes Ihrer Schwester nicht selbst nachprüfen kann, würde mein Urtheil befangen sein, wenn ich Ihren Aussagen blindlings glaubte. Es gibt eben zweierlei Unwahrhaftigkeit: bewußte und unbewußte. Ohne daß Sie selbst es ahnen, können Sie über Ihre Schwester mir falsche, übertriebene Angaben gemacht haben: sie erscheint nur Ihnen oft so. Ebenso kann es sein, daß Ihre Schwester unbewußt jene Überschreitungen der Wahrheit sich zu Schulden kommen ließ. Jedenfalls seien Sie vorsichtig solche Dinge zu schreiben; — vielleicht sprechen Sie mit andern Menschen ähnlich über Ihre Schwester? Daß Ihr Leiden nur aus dem Zorn und Ärger über jene Geschichten entsprang, möchte ich nicht recht glauben. Verschlimmert könnte es sich nur dann dadurch haben, wenn Sie sich nicht mit Gebet und Sanftmut in der Zucht der Selbstbeherrschung gehabt hätten. Und schließlich: Hassen dürfen Sie Ihre Schwester in keinem Fall! Sehen Sie, wie das geht! Sie haben mir ein schauerhaftes Seelengemälde Ihrer Schwester gemalt und jetzt finde ich, daß bei Ihnen manches schief, falsch, lieblos, ungerecht ist. Also bessern Sie zuerst Ihr Christentum und beten Sie dann für Ihre Schwester!

**v. St.** Die Adresse meines Sohnes bleibt sich gleich, einerlei wohin ihn der wechselnde Lauf der Ereignisse in Frankreich verschlägt: S. Divisionspfarrer Hans Keller, beim Stabe der 28. Division, XIV. Armeekorps.

**Sorau.** Ihre Bitte um geeignete erbauliche Literatur in russischer Sprache für die vielen russischen Gefangenen will ich hier gern veröffentlichen, obschon ich fürchte, daß es kaum welche geben wird. Als ich selbst noch in Rußland war, durfte keine evangelisch-erbauliche Schrift in russischer Sprache erscheinen. Später haben verschiedene Sekten darin freiere Hand bekommen. Ob aber davon irgend etwas jetzt in Deutschland lagert? — Neue Testamente in russischer Sprache und alte Testamente in hebräischer dürften durch die Bibelgesellschaften zu beziehen sein. Vergessen Sie nur eins nicht, daß 60 Proz. der russischen Soldaten nicht lesen können! — Soeben erfahre ich, daß H. N. Rudnitsky, Steglitz-Berlin, Südbendstraße 15, einige russische erbauliche Flugblätter in unserm Sinn herausgegeben hat. Ebenso werden einige meiner Reden für die Russen übersetzt werden.

**J. B.** Über Ihren Klagebrief habe ich lange nachdenken müssen, — nicht als ob mir die Antwort schwer gefallen wäre, sondern weil er Narben

meiner eigenen Seele aufriß! Es geht mir ja mit vielem ganz ähnlich, wie Ihnen, nur habe ich nie in meinem Leben solche Klagen vor andere Menschen gebracht oder von ihnen Trost und Hilfe erhofft. Nur das sei Ihnen zum Trost gesagt, wenn das in Ihren Augen ein Trost ist, daß ich Ihre „innere Hungersnot und tägliche Seuerung seit vielen Jahren“ voll und ganz verstehe. Das ist aber auch alles, was wir gemeinsam haben. Mein Trost liegt auf einer ganz anderen Fläche, als wo Sie ihn erwarten oder gern erzwingen und erbitten wollen. Ich habe mit meinem Herrn schon lange folgendes Abkommen getroffen: Auf diesem Punkte verlange ich hienieden kein Glück, — ich blase die kleinen Hoffnungslichtlein aus und sarge die letzten schüchternen Träume ein. Dafür gib mir als Entschädigung hin und wieder deine Nähe so überströmend zu spüren, daß ich jauchzen und schluchzen kann zugleich und segne meine Arbeit für dich mit einem wirklich spürbaren Seelensegne, wie geschrieben steht Jacobus am letzten: „Wer den Sünder bekehrt hat von dem Irrtum seines Weges . . .“ Vielleicht wäre das auch für Sie ein passendes Weihnachtsgeschenk, das Sie auf Ihren himmlischen Wunschzettel schreiben können.

**Großmutter.** Besten Dank für Brief und Einlage, die meiner Privatwohlthätigkeitskasse zugegangen ist. Daß ich seit Anfang November in Berlin arbeite, werden Sie wohl wissen. Der Herr bereite Sie und mich zu, daß wir seine Herrlichkeit sehen mögen! Früher hört die Sehnsucht ja doch nicht auf!

**W., Düsseldorf.** Sie sind nicht fern vom Reiche Gottes, — aber schreiben Sie sich auf ein großes Blatt Papier mit großen Buchstaben nur die zwei Worte: „Ganz, ungeteilt.“ Wenn das nicht eine Umwälzung in Ihrem Hause gibt, können Sie wieder nach einem Jahre mit Ihrer Anfrage kommen! Warum soll der Herr Ihnen seine Herrlichkeit ganz, ungeteilt offenbaren, wenn Sie nicht einmal etwas so mittelmäßiges, minderwertiges, wie Ihr Herz doch ist, ihm ganz, ungeteilt übergeben! Für was ist etwas!

**H. P.** Sie haben Recht, soviel Tränen sind seit Menschengedenken nicht zu einem Weihnachtsfest geweint worden, als in diesem Jahre sicher geweint werden, — aber sollte aus solchem Regen nicht Heilsameres wachsen, als aus leichtsinniger Freude und oberflächlicher selbstsüchtiger Familienbehaglichkeit, die sonst wohl bei vielen unter dem Christbaum vorherrschte? — Wo der selbstsüchtige Schmerz weggestrichen wird, sind die Tränen nicht mehr bitter, sondern tun wohl.

**S. P.** Über seine Verhältnisse leben ist unverzeihlich, denn dann kommt man schnell in Schulden und unwürdige Abhängigkeit von Andern. Aber was soll man von all den Christen halten, die im Geistlichen unter ihren Verhältnissen leben, d. h. stets viel mehr einnehmen wollen, als sie auch nur die Absicht und Aussicht haben, auch wieder in Verkehr mit Andern abzugeben und anzuwenden! Daraus entstehen dann geistliche Blutstokungen, wie in Ihrem kleinen Kreise! Hätte man in der demütigen Nachfolge Jesu und in selbstloser Aufopferung für die Geringsten unter seinen Brüdern auch ausgegeben, was man in all den vielen Bibelfunden und Andachten eingestekt hatte, wäre es anders gekommen. Machen Sie da einen neuen Anfang!

**Gr. in B.** Das Wort von der religiösen Wiedergeburt unseres Volkes bleibt ein frommer Wunsch oder eine schöne Phrase, wenn die einzelnen gläubigen Christen sich dieser Sache nicht annehmen. Wieviel geheime Kräfte der treuen, heißen Fürbitte sind dazu nötig, — wieviel Treue im Wandel und wieviel Wärme der Liebe müssen das notwendige Bekenntnis der Laien unter der Kanzel stärken, bis wirklich das Volksleben von solchem Umschwung ergriffen wird. Der Druck des furchtbaren Krieges wird schnell verschmerzt sein, wenn Macht und Gold die Räder des Siegeswagens schmücken; wo wird dann das Volk der Väter sein? Überholt vom Leichtsinn, der nach langer Zurückdämmung zehnfach über alle Ufer branden wird, — an die Wand gedrückt vom politischen Aufleben der Gottlosigkeit? Wenn wir jetzt nicht einen großen geistigen Sieg erringen, wird die politische Herrlichkeit unser Volk zum Antichristentum reif machen. Daher wünsche ich mir zu Weihnachten die Bekehrung meines Volkes zu Jesu!

## Vom Büchertisch



**Anna Schaefer geb. Sellschopp. Hannis Heimkehr.** Hamburg, Korssches Haus. Mk. 3.—

Wenn ich für eine Badtsch-Geschichte den ersten Preis zu erteilen hätte, würde dieses Buch ihn erhalten! Das ist ja geradezu erstklassig nach allen Seiten hin! Humor und Christentum, Erdgeruch und Hochlandsluft, köstliche Einzelheiten und großartige Fernblicke — kurz und gut — die Badtsche, die an diesem Buch keinen Gefallen haben, werden für die neue Zeit, die unser Volk, wills Gott, nach dem Kriege erleben soll, nicht zu brauchen sein! Hätte ich das geahnt, als ich einst bei dem Herrn Professor in Kiel zu Mittag aß, daß die liebenswürdige Hausfrau solch ein Buch im Kopfe haben könnte! Ich sage diesem schön ausgestatteten Buche eine glänzende Zukunft voraus!

**A. Krämer. Interm Weihnachtsbaum.** Rober, Basel. 90 Pf.

Das sind gut ausgewählte Ansprachen, Gedichte, Zwiegespräche und Anleitungen zu Christfeiern in Schule, Familie und Vereinen. Viele bedürfen solcher Hilfsmittel und sie werden gern nach solcher Vorarbeit greifen. — Einen ähnlichen Zweck verfolgen 3 kleine Hefte à 20 Pf., die von der Jugendbund-Buchhandlung, Friedrichshagen bei Berlin unter dem Titel „Im Weihnachtsglanz“ herausgegeben sind.

**Pastor Pils. Pilger-Jahrbuch für 1915.** Verlag von Max Koch, Leipzig. 25 Pf.

Ein stattliches Heft von 134 Seiten und viel wertvollem Stoff aller Art für den lächerlich geringen Preis! Möchte es zu den alten Freunden noch viel neue werden. Der Krieg ist auch schon durch einen Artikel berücksichtigt worden.



**Ernst Nissef Brandt. Der Friesenpastor.** Schwerin, Bahns Verlag. Mt. 3.—

Das ist eines der originellsten Bücher, die ich im letzten Jahr gelesen habe! Heiratet da ein Original durch und durch ein Mädchen, wie er sagt „ohne Liebe“ — und ist nur ein Jahr unsagbar glücklich mit ihr, um dann als Wittwer es zu erleben, daß er jetzt erst seiner Gemeinde etwas bieten kann. Alles in diesem bald humoristischen, bald tief ernstern Buche möchte ich nicht unterschreiben, aber es fesselt vom Anfang bis zum Ende und regt zu eigenem Nachdenken an. Ist doch viel Lebenswahrheit und Lebensweisheit zwanglos eingestreut. Jedenfalls kann ich es freudig und herzlich empfehlen.

**Leontine von Winterfeld - Platen. Der Mann in Erz.** Schwerin, Bahns Verlag. Mt. 2.80.

Eine spannende Erzählung aus Kursachsens Vergangenheit. Die Charakterisierung ist gut, die Behandlung des Liebesromans keusch und zart; das Ganze hält einen beim Lesen fest, sodaß man das Buch nicht aus der Hand legen möchte. In wie weit geschichtliche Unterlagen dem Verlauf des Romans seinen Weg vorgezeichnet haben, ahne ich nicht; es ist genug, wenn solch ein Buch seinen Zweck erreicht, dem Leser außer dem Reiz der Spannung einen Anstoß gegeben zu haben, der nach ethischer Seite sich fortwirkt.

**S. Limbach. Was hat der gegenwärtige Krieg uns zu sagen?** Basel, Kober's Verlag. 80 Pf.

Unter der Hochhut der kleinen Kriegsbroschüren, die ich weder alle lesen, noch alle besprechen kann, sind einzelne, die einen originellen Gedanken vertreten oder bekanntes in neuer Fassung bringen. Zu diesen gehört auch dieses kleine Büchlein. Besonders die Beantwortung der Frage: Kommt jetzt das Weltende? wird nach der Bibel hier nüchtern und klar geboten.

**Superintendent Oskar Brüssau. Kriegsbesetzungen I. u. II. Folge.** Hamburg, Schloßmanns Verlag. Je Mt. 1.—

Treffliche, vollständige und ergreifende religiöse Reden aus der Zeit für die Zeit! Dasselbe gilt von den beiden evangelistischen Vorträgen: **Fr. Binde, Gott redet im Kriegswetter**, und **G. Nagel, der lebendige Gott im Sturme**, die bei P. Ott in Gotha erschienen sind. 20 u. 15 Pf.

**E. Schreiner. Felsen der Wahrheit.** Schwerin, Bahns Verlag. Geh. Mt. 2.20, geb. Mt. 3.—

Der große Leserkreis, den der begabte Verfasser gefunden, ist sicher erfreut, wieder ein Werk von ihm zu erhalten. Unchristliche Leser dürfen sich von der Art, wie er seine Tendenz in der Erzählung vertritt, vielleicht zurückstoßen lassen; aber für solche werden diese Bücher auch nicht geschrieben. Die gläubigen Leser pflegen sich an einer Darstellung des Sieges ihres Glaubens zu freuen und rechten mit dem Erzähler nicht darüber, ob die Mittel, durch welche er zum Ziele gelangt, etwas drastisch und ungewöhnlich sind. Die Ausstattung des Buches ist sehr ansprechend.

**G. Schmid. Christen-Abel.** Stuttgart, Philadelphia-Verein. Mt. 1.—

Das schlichte Büchlein atmet den Geist eines Christen, der sich von den Tagesgrößen und -Götzen abgekehrt hat; hin und her ist es originell, überall warm und gläubig.

**Dr. theol. J. Hauri. Nicht Frieden, sondern das Schwert! Acht Kriegspredigten.** Basel, Reinhardt's Verlag. M. 1.—.

Das Originelle dieser geistvollen Reden ist, daß ein deutscher Schweizer vor internationalem Publikum sie gehalten hat und daß jeder Ton des Patriotismus, der heute uns durchglüht, fehlt, um keinen Hörer zu verlegen. Mancher Leser wird auch den „Bekehrungsseifer“ in ihnen vermissen und dennoch sind sie sehr anregend und interessant. Dem Kriege wird sein Recht eingeräumt und viele praktische und tiefe Gedanken über des Gläubigen Stellung zu Gott und zum Kriege zeigen uns Wege, wo wir vorher meinten, das Geröll der Felsen habe Weg und Steg verschlungen.

**Sächsischer Volkskalender für 1915.** Dresden, Ver. zur Verbreitung christl. Schr. 50 Pf.

Der rühmlichst bekannte Volkskalender ist wieder erschienen und braucht man ihn ja nur anzuzeigen; Er hat wieder trefflichen Inhalt.

**Paul Ebert. Das Kreuz Christi.** Batur, Schwerin. M. 1.50.

Diese praktisch-erbauliche Auslegung von Psalm 22 u. Jesaias 53 wird hoffentlich an vielen Lesern seinen Hauptzweck erfüllen: „neue Jesusliebe zu wecken.“ Ist es auch mehr für die Passionszeit gedacht, so dürfte es manchen Seelen, die allezeit in der Passion stehen, wichtig und segensreich werden. Gläubige Christen werden Freude an dieser Lektüre haben.

**Dr. Otto, Freiherr von und zu Aufseß. Ein Herr und ein Glaube.** München, Paul Müllers Verlag. 75 Pf.

Das ist die verständigste Ausführung über die Frage der möglichen Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche, die ich je gelesen habe. Ich für meine Person würde in diesem oder jenem Punkte mich vielleicht noch anders ausgedrückt haben, aber es ist wenigstens ein Boden, eine neutrale Zone, wo man zusammen kommen und mit einander verhandeln kann. Und im Blick auf den antichristlichen Unglauben einerseits und die ungeheuren Aufgaben der Weltmission unter den Heiden andererseits muß ich sagen: dieses Problem wird uns in den nächsten Jahren am brennendsten beschäftigen! Wenn man nur wollte! Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Ich kenne einige hochgebildete, tiefgläubige Katholiken, mit denen ich mich lieber heute als morgen zusammenschließen möchte! —

**P. Martin Romber. Gibt es einen Gott?** Schwerin, Bahns Verl. 60 Pf.

Ein klarer, von warmer Überzeugung durchglühter Vortrag, den man jedem Mitglied des Komitee „Konfessionslos“ schenken müßte!!

**L. Schimme. Geheiligt durch den Glauben.** Gotha, Verlag Ott. 70 Pf.

Dieses Büchlein freute mich sehr: trägt es doch über Rechtfertigung, Heiligung und Christenleben nüchtern und warm zugleich in verständiger Form die Lehre vor, die ich seit 16 Jahren verkündigt habe, obschon ich bald von rechts, bald von links darüber angegriffen wurde! —

**Frauenlob, Kalender für Frauen und Jungfrauen 1915.** Stuttgart, Evang. Gesellschaft. Preis 25 Pf., in Partien billiger.

Ein reizend ausgestatteter Kalender, dabei so billig! Man könnte vielen einsamen Mädchen eine Herzenzserquickung für wenig Geld verschaffen, wenn man ihnen das wertvolle Büchlein auf den Tisch legte.

**Dr. Theodor Zanger. Wesen und Bestimmung des Menschen.** Zürich, Vereinsbuchhandlung. 65 Pf.

Die kleine originelle Abhandlung liest sich besonders ernsthaft, wenn man die Widmung im Auge behält: der Vater schreibt so etwas an seine Söhne!

**Paul Blau. Am Wegsaum!** 6. Jahrg. Hamburg, Rauhes Haus. M. 3.—.

Wöchte das schöne, wertvolle Buch an diesem Weihnachtsfest nicht unter der Kriegszeit leiden! Es wäre schad' darum. Der Inhalt ist wieder sehr reichhaltig und erquicklich für einen Christenmenschen, der sein Herz noch am rechten Fleck hat. Humor und Ernst kommen zur Geltung und der feine Duft eines deutschen evangelischen Heimatherdes liegt über dem Ganzen: ein Buch für die Familie, draus jung und alt etwas schöpfen kann, was aus Gottes Brunnlein stammt!

**Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend.** Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung von W. Eigenstein. 1913. Im Selbstverlage des Verfassers. Chorlottenburg, Goethestr. 5. M. 1.60.

Dieses viel und günstig besprochene Buch bietet ein fleißig gesammeltes und übersichtlich geordnetes Tatsachenmaterial zur Einführung in die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend und kann eine brauchbare Waffe sein für die, welche im rechten Geiste den Kampf um die Jugend führen. R.

**Eine Heldin unter Helden** (Florence Nightingale) von J. Friz. Stuttgart 1914, Verlag der Evang. Gesellschaft.

Geschichtlich und psychologisch ist die Heldin bedeutend, dazu ist das Buch geschickt geschrieben und für die Entwicklungsgeschichte der Kriegskrankenpflege vom Krimkriege bis zum jetzigen Weltkrieg interessant.

**Dreißig Thesen** an die Türe unserer Kirchenfeinde, von Ernst Schreiner. Stuttgart, Verlag von Karl u. August Wöhrer.

Die Wahrheit dieser Sätze wird der gegenwärtige Krieg erschütternd zum Bewußtsein bringen; sie im Dichte der Zeiterscheinungen auf sich wirken zu lassen, kann von bleibenden Gewinn sein. R.

**Familien- Stammbuch.** Braunschweig und Leipzig, Verlag von Hellmuth Wollermann.

Solch' ein Familien- Stammbuch sollte sich jedes Brautpaar, das einen Hausstand begründet, anlegen, es hat sich schon als praktisch erwiesen. Das hier gebotene kann empfohlen werden. R.

**Unser Kaiserpaar.** Eine Festgabe und Gedenkbuch von D. Bernh. Rogge, Hofprediger. Für das deutsche Volk und Heer, für Schule und Haus. Goslar a. H. 1906 — Richard Dannehl's Verlag.

Auf 162 Seiten mit einer Anzahl Bilder wird uns das Leben unsers Kaiserpaares vorgeführt. Es entspricht dem, was man von einem Hofprediger erwarten kann. R.

**Jugendblätter.** Herausgegeben von R. Weitbrecht. 78. Jahrg. Stuttgart. Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Ein Monatsheft, das 78 Jahrgänge erlebt hat, bedarf keiner Empfehlung. Ich möchte nur bemerken, daß ich mit Freude in diesem Buche gelesen und geblättert habe. Was es an Bildern, Unterhaltendem und Belehrendem bringt, zeugt von gediegenem Geschmac und feinem Verständnis. Für die männliche Jugend etwa vom 12. Jahre kann schwerlich Besseres gefunden werden.



**Bruno Keller. Der Prophet Daniel.** Ungelents Verlag, Dresden. Mf. 3.—, geb. Mf. 3.80. — **Die Offenbarung Johannis.** Mf. 3.—, geb. 3.80.

Diese beiden Hilfsmittel für schwer verständliche biblische Bücher sind in den Kreisen der Bibelleser längst sehr beliebt. In der gegenwärtigen schweren Zeitlage werden sie auf besonderes Interesse rechnen können und seien so lange, bis ich einmal auch den Mut fasse, an die Besprechung der Offenbarung mich zu machen, bestens empfohlen.

**Margarethe Nicolaus. Sonnenkinds Ehejahre.** Eine Familiengeschichte. C. Ludw. Ungelents Verlag, Dresden. Mf. 3.60.

Wer den ersten Teil „Sonnenkind“ gelesen hat, wird sicher auch nach diesem Bande greifen und umgekehrt: wer diese gemüth- und humorvolle Familiengeschichte gelesen, muß sich den ersten Teil verschaffen. Es ist aber auch wirklich erquickend, wie kindlich-gläubig und menschlich-selbstlos die Heldin alles erlebt und wie reizend sie alles wieder gibt. Daß in diesem Band 1866 und 1870 solch eine gewichtige Rolle spielen, dürfte dem Buche bei dem gegenwärtigen Kriegsinteresse nur förderlich sein! Zur Familienlektüre sehr zu empfehlen.

**Karl Fr. E. Hempting. Nacht u. Morgen.** Hamburg, Raubers Haus. Geb. 4 Mf.  
Wenn man von einer behaglichen Breite im ersten Drittel des Buches absieht, ließt sich das Ganze fast wie ein Sensationsroman und doch verrät sich hin und her die Wirklichkeit. Die Spannung zwischen den „Altheffen“ und Preußen gleich nach 1866 ist einem Fremden und dazu 1914 unter den Eindrücken des Krieges kaum mehr verständlich. Die Falschmünzerwerkstätte mit dem Feuerofen scheint im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts stark romanhaft. Immerhin hat das Buch neben einigen für mein Empfinden zu stark aufgetragenen Farben sehr große Vorzüge und wird einen dankbaren Leserkreis finden. Der Brand von Chicago ist z. B. muster-giltig geschildert!

---

---

## —Reiseplan—

Bis zum 28. Dezember: Berlin, dann bis zum 8. Januar Ruhezeit in Freiburg i. Br.; vom 10. Januar ab voraussichtlich wieder Berlin; einzelne auswärtige Reden wie bisher nicht ausgeschlossen.

Zef. 64, 4.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mf. 3.50. Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mf. 4.— Einzelnummer 35 Pfg. Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

---

Herausgeber Pastor C. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von Walter Momber in Freiburg i. Br. — Druck von Hammerschlag u. Kahle, G. m. b. H. in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 4

Januar 1915

## „Laß ihn noch dies Jahr!“

An dir allein, o Herr! — Mich traf dein Wort  
Ins Herz hinein! — Du nur kannst Schuld vergeben!  
Ach, schneide Du die kranken Stellen fort  
An deinem Baum! — Noch diesmal laß ihn leben!

Du hast als Gärtner ihn so treu gepflegt,  
Ihn oft beschnitten, an den Stab gebunden,  
Damit er endlich Dir die Früchte trägt,  
Und dennoch hast du taube Frucht gefunden!

„So hau ihn ab!“ — Mein Herz vernahm den Ton! —  
Die Art schon fühlt' ich durch die Wurzel gehen —  
Da tratest du, o heil'ger Gottessohn,  
Noch einmal ein: „Laß ihn noch dies Jahr stehen!“

So grabe tief umher, und setze ein  
Dein Messer, Herr, und ging' es auch durchs Leben!  
Nur mache Dir dies Herze völlig rein!  
Zum Früchtetragen reinige den Reben!

Damit er nicht verdorre, laß aufs neu  
Von deiner Liebe Saft ihn gar durchdringen,  
Daß er um dich, den Weinstock, wieder treu  
Die losgerissnen Ranken möge schlingen!

Vom Schattendunkel ziehe ihn hervor  
In deinen Glanz, hin auf die Sonnenseite,  
Daß er zu deinem Himmelslicht empor  
Die Blätter, Blüten wieder fröhlich breite!

Herr, die verstummten Lippen tue auf!  
Aus meinem Munde laß dein Lob erklingen!  
Nur daß in Einfalt es zu dir hinauf  
Wie von den Kinderlippen möge dringen!

M. St . . . .

## Zum Neujahr !

„Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen.“

Joh. 10. 11.

Der Name Januar kommt von dem römischen Gotte Janus her, der mit zwei Gesichtern, einem lachenden und einem weinenden dargestellt wurde. So haben manche Bibelsprüche auch zwei Gesichter; je nachdem, von woher man sie ansieht: eins ist dann im Schatten, das andere im Licht. Eins tönt drohend, wie ein Gerichtswort, — und das andere klingt süß und trostreich. So geht es auch mit unserem Text. Es wird auf die Stellung des Hörers ankommen, was für Töne er aus diesem Wort heraushören muß, und darnach wird sich auch der Sinn des Wortes für ihn an der Schwelle des neuen Jahres bestimmen lassen.

Wenn Jesus ruhig und feierlich erklärt: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen“ — dann mußte das doch damals, wie ein Blitz die Wolken zerreißt, mit einem Schlage seine Gegner bis ins tiefste Innere enthüllen und überführen. War das, was sie von Jesus erlebt hatten, was er ihnen war, wirklich Leben und volle Genüge gewesen? Denken wir nicht an die, welche ihn damals schon mit blindem Haffe verfolgten, sondern an die große gleichgültige Masse des Volkes. Hatten sie denn durch sein Wort und Wesen in irgend einem Sinn Leben empfangen? Waren ihre geheimen Bedürfnisse der Seele, ihre Sehnsucht nach Frieden und Gottesnähe, nach Trost und Seelenkraft denn durch Jesus gestillt? Nein, sie hatten im besten Fall den scharfen, schmerzhaften Eindruck gewonnen, daß sie an ihm ihre Sünde erkannten: „So hätten wir alle sein müssen, wie er!“ Und weil sie ihm sich nicht ergeben hatten, ihm weder geglaubt, noch gehorcht hatten, darum konnte er sie nicht heilen und erquickten, sondern stand vor ihnen wie eine wandelnde Anklage.



Das war auf die Dauer nicht auszuhalten. Darum mußten die Unentschiedenen, die seine Hilfe nicht annahmen, sich allmählich zu seinen entschiedenen Feinden entwickeln. Das Wort, daß er gekommen sei, damit sie Leben und volle Genüge hätten, wirkte dann wie ein Gericht. Dann wurde derselbe Jesus ihnen zum Fall, zum Anstoß, zum Tod, und sie mußten dazu übergehen, ihn zu hassen.

Etwas ähnliches können wir auch heute beobachten. Daß Jesus gekommen ist, läßt sich nicht leugnen. Wenn der Zweck seines Kommens sich an vielen unter uns im alten Jahr nicht erfüllt hat, dann muß der Fehler an den Menschen liegen und nicht an ihm. Nun sieh zu, war das wirklich Leben und volles Genüge, was du von Jesus erlebt hast? Kann man das Leben nennen, wenn deine Sünde dich doch überwältigte, einmal übers andere? Oder, wenn du so schlaff und fleh am Irdischen klebst und keine Hilfe von Oben trat siegreich in deine Erfahrungen ein? Leben nennt man die Kräfte, welche den Tod aufhalten; hat nicht gerade der Tod Fortschritte gemacht in deinem täglichen Kleinmut und deiner ständigen Verzagtheit? Oder hat die Verstrickung in fremde Schuld oder Schlechtigkeit, gegen die du ohnmächtig warst, dich heruntergezogen und überwältigt, daß du gegen die niederdrückende Macht dieses Bösen dich nicht mehr stemmen konntest? Wie hat die Last des Krieges dich zu Boden gedrückt, daß du verzagt warst, wie die, welche keine Hoffnung haben!

Oder er ist gar nicht zu dir gekommen? Vom Himmel her kam er mit Gnade und Trost; aber du hast ihn nicht eingelassen. Vor einigen Jahren schrieb mir jemand von auswärts, eine bestimmte Familie an meinem Wohnort sei durch besonderes Herzeleid betroffen und trostlos; ich möchte doch hingehen und sie trösten. Darauf betete ich um Kraft und Weisheit und suchte das Haus der mir ganz unbekannten Leute auf. Aber als das Dienstmädchen meine Karte hineingebracht, kam es mit dem Bescheid zurück: die Herrschaften möchten meinen Besuch nicht! Wieviel solche Häuser und Stunden mag es im alten Jahr gegeben haben, zu denen Jesus nicht hat kommen können, weil sie ihm den Eintritt verweigert haben! Wenn unter den Lesern dieser Zeilen solche Leute sind, dann fällt ihnen das Wort heute schwer aufs Herz, daß Jesus zu ihnen hat kommen wollen und sie haben nicht gewollt! Der Krieg fragte nicht um Erlaubnis; er kam doch in die Häuser, — und Jesus blieb draußen?

Und wenn sie dann etwas nachdenken: was war der Grund, daß man Jesu Hilfe und Trost nicht hatte annehmen wollen? Nun, man sah in etwas anderem sein Leben und sein volles Genügen! Was war das? Einerlei, was die verblendeten Menschen für ihr Leben ansahen, — Geld, Genuß, Ehre, — volles Genüge fanden sie nie darin. Darum weckt die Erkenntnis davon nachher den Schrei ihres Gewissens, daß sie das wahre Leben ausgesperrt hätten und darum nie zur vollen Genüge kommen können. Wer sich an Jesus nicht wollte genügen lassen, mußte es erleben, daß alle seine falschen Trostquellen versagten, und das Elend schlug über seinem Haupte zusammen. Zuletzt kam dann soweit, daß der überhungerte Mensch nichts mehr essen kann, daß der Überdurstete verschmachtet zugrunde geht, wenn auch dicht neben ihm die wahre Quelle rauschen sollte. Solchen Menschen fällt der Ruf Jesu: Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen — wie ein Hohn ins Ohr, und sie ballen die Fäuste voll Haß gegen ihn, weil der Eindruck sie so schmerzt, daß sie sich selbst um ihr Glück gebracht haben.

Oder mancher unter uns Gläubigen hätte heute beim Rückblick auf das alte Jahr sich unter Jesu Wort wie unter ein Gericht zu beugen. Ja, Jesus wollte zu manchem seiner Bekannten kommen und ihm Leben und Genüge bringen; aber sein Weg waren die Gläubigen, und die haben versagt! Weil sie selbst nicht recht geglaubt und sich recht von Jesus hatten füllen lassen, konnten sie den andern nichts bieten!

Und wie sieht die andere Seite unseres Spruches für das neue Jahr aus? Jesus sagt allen denen, die im Ernst an ihn glauben und die im Ernst ihm nachfolgen wollen: „Ich bin gekommen, daß ihr das Leben und volle Genüge haben sollt.“

Er ist gekommen. Er braucht dazu nicht nochmals wiederzukommen, keine neuen Tatsachen vom Himmel her müssen erst geschehen, bevor diese Wahrheit gilt und sich auswirkt. Ob von dem neuen Jahr her noch keine Forderungen und Notstände sich gegen uns aufmachten, — ihre Erledigung liegt hier schon fertig unterschrieben und unterschiegelt vor. Denn das ist eine Tatsache und Wirklichkeit, daß Jesus für uns und zu uns gekommen ist. Und es kann nicht sein, daß er nur für irgend eine Sonntagszeit unseres Lebens solch besondere selige Hilfe bedeutet und außerdem nicht. Er kann sich nicht leugnen: er ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit, und sein

letztes Wort vor dem Unsichtbarwerden war: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Also auch für die schwere Kriegszeit unserer Tage!

Das ist eine Anweisung aufs neue Jahr, die an allen Tagen desselben erprobt werden kann; eine Einlaßkarte, die Tag und Nacht gilt, eine dauernde Gegenwart Jesu voller Licht, ein Freudenschein, der nicht abnimmt oder abblaßt. Dieses Gottesbrünlein hat Wassers die Fülle. Die Wärme seiner Liebe läßt nicht nach; sein Wille, zu helfen, seine Richtung auf unser Heil ist ununterbrochen die gleiche. Es ist eine fortlaufende Hebung unseres Tiefstandes, eine tägliche Besserung unserer schlechten Gedanken, eine unermüdliche Bereicherung unserer Armut, eine stets wiederkehrende Dämpfung unserer bösen Triebe, — kurz eine Liebe gemeint, die sich nicht erbittern läßt und die nicht zu überbieten ist.

Ich möchte aber mit diesen Worten nicht bloß eine Andacht des Augenblicks schaffen oder eine Stimmung einer Stunde, die mit ihr verweht. Nein, ich möchte heute Denkmünzen austeilen, die nachher, immer und überall den gleichen Wert haben. Und sie unterscheiden sich von allen anderen Münzen dadurch, daß, wenn man sie ausgibt oder wechselt, sie sich in der Hand immer wieder erneuern. Wer in der rechten kindlichen, gehorsamen Vertrauensstellung zu Jesus steht, dem kann so der Vorrat an diesen Denkmünzen nie ausgehen.

Auf der ersten Denkmünze steht: „Du wirst geliebt!“ Leben ohne Liebe wäre Qual, und von vollem Genügen könnte da erst recht nicht die Rede sein. Aber vom heiligen Gott um Jesu willen fort und fort geliebt zu werden, das ist ein seliges Glück. Wie es bei dir im neuen Jahr stehen wird, ob dein Leib krank und deine Einnahme spärlich sein wird, eins ist sicher: Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu! Diese Liebe schafft uns Frieden ins Herz!

Die zweite Denkmünze trägt die Inschrift: „Dein Leben währet ewig!“ Ob der Leib sich zum Sterben anschickt, ob Erdenhoffnungen zerflattern und verwehen, — unser neues Liebesleben mit Jesus stammt aus dem ewigen Gott und kann darum nicht wieder zu Ende gehen: es ist ewig, wie Gott.

Auf der dritten Denkmünze lesen wir: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Hat er uns die ersten beiden geprägt in seinem himmlischen Heiligtum, — dann haben wir



diese letzte selbst angefertigt und als Widerhall seiner Liebe und seines Lebens aus Dankbarkeit darauf geschrieben: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln! Mit diesen drei Denkmünzen wollen wir ins neue Jahr hineinziehen. Es lohnt sich und es hilft, solche starke Worte mitzunehmen, wo sonst nichts sicher und fest ist!

Soll es mehr als die Wirkung eines Wortes sein, was du willst? Nun, so suche ein verzagtes, elendes Menschenherz auf und stemme dich selbstlos mitleidig und mitfühlend unter die fremde Last, — was gilt's, dann spürst du, daß da ein anderer neben dich tritt und mitträgt, so nah, daß seine Schulter deine Schulter streift, — das ist Jesus. Oder wenn du hingehst und nimmst dich im Verborgenen liebevoll der Ärmsten und Verkommensten an, — dann verändert sich plötzlich ihr Gesicht und du siehst Jesu Augen auf dich geheftet und sein Mund spricht: Was ihr getan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan! Oder es ist eine geheime Opferstelle da, von der niemand sonst etwas weiß, und du hast dich dort wirklich selbst verleugnet, um Jesu und seiner Sache willen, dann steht er plötzlich da, noch ehe der Opferr Rauch verweht ist, und sagt: Du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel segnen!

So hat der Spruch: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen“ für uns eine helle, liebe Seite, und wir freuen uns seiner wie eines Geschenke. Wir wollen dieses neue Leben immer besser kennen lernen und uns nach dieser Seite ausleben, und wir wollen uns immer ehrlicher und völliger an Jesus genügen lassen. Es gibt keinen Menschen, keinen Gegenstand, keine Erdenlust, die wir neben Jesus durchaus noch nötig hätten zu unserm vollen Genügen. Nein, ich will zu meiner Seele sprechen: So sei nun wieder stille, meine Seele, denn der Herr tut dir Gutes! Habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz begehrt. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit!





## Der Hebräerbrief in Bibelfunden.

### 20. Glauben halten!

Rap. 11, 27—39.

In frommen Traktaten und erbaulichen Blättern wird es oft so hingestellt, als ob der Glaube unter allen Umständen auf Erden belohnt werden muß: das Schicksal des Gläubigen wendet sich zum Glück und der Gottlose wird durch Unglück bestraft. Nun ist etwas Wahres daran, denn die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und jenes Lebens, aber ebensoviel Irrtum, wenn man solchen Lohn des Glaubens als Regel ansieht. Unser heutiger Abschnitt will denn auch eine ganz andere heroische Auffassung des Glaubens verfolgen, wo man ihn, ohne seinen Lohn erlangt zu haben, dadurch bewährt, daß man ausdauert bis zum Tode. Zur Aufrüttelung der schlaffen Christen in lauen Zeiten kann solch eine Betrachtung gute Dienste tun. Sie liest sich wie ein Kapitel aus der Kriegsgeschichte des Reiches Gottes.

B. 27—29. „Durch Glauben verließ er (Moses) Ägypten und fürchtete nicht des Königs Grimm; denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn. Durch Glauben hat er das Passah veranstaltet und das Blutgießen, damit der Erwürger der Erstgeburt sie nicht anrühre. Durch Glauben gingen sie durchs Rote Meer, wie durch trocken Land, welches die Ägypter auch versuchten und ertranken.“

Wieder bringt hier der Verfasser eine ganz ungewohnte Auslegung, als sei die Flucht des Moses (2. Mos. 2, 14) eine Glaubensstat gewesen. Vielleicht bezieht sich aber der Vers im voraus auf die ganze Auszugsgeschichte mit dem Volk; dann würde diese Erklärung besser passen. — Was ist das für eine merkwürdige Hand, mit der man sich an einem unsichtbaren Gegenstand festhalten kann,

als sähe man ihn! Wir müssen der Gegenwart, Liebe und Hilfsbereitschaft Jesu so unmittelbar durch den Glauben gewiß geworden sein, wie wenn er sichtbar vor uns stände. Wer bloß mit den Dingen und Faktoren der sichtbaren Welt rechnet, der macht die Rechnung ohne den Wirt. Wir, die wir Arbeit im Reiche Gottes treiben, werden dazu erzogen, glauben zu lernen, daß das Sichtbare unsicherer und unzuverlässiger ist, als unser Unsichtbares: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Der Auszug, nachdem im letzten Augenblick bekannt wurde, daß Pharao doch seine Erlaubnis zurückgezogen und seine Garden mobil mache, war auch eine Glaubensentschlossenheit, die nur durch die Erfahrung der letzten Wunderhilfe erklärlich ist: daß das Blut des Passahlammes den Todesengel wirklich von den Hütten der Israeliten abgehalten hatte. Ein Gott, der so töten und so verschonen kann, der ist auch imstande, vor Pharaos Sichelwagen und Lanzenreitern zu schließen; — und er hat's getan. Ach, daß wir mehr wirklichen Glaubensmut hätten! Er würde auch belohnt werden.

B. 30—31. „Durch Glauben fielen die Mauern Jerichos, nachdem sie sieben Tage lang umhergegangen waren. Durch Glauben ging die Dirne Rahab nicht zu Grunde mit den Ungläubigen, da sie die Rundschafter in Frieden aufgenommen.

Die Vermittlung der Gottestat, wodurch die Mauern Jerichos umfielen, (mag der Ungläubige so etwas sich nur durch ein Erdbeben erklären!) war der Glauben des Volkes, das sieben Tage lang im Gehorsam gegen Gottes Zusage den Umzug um diese Mauern vollzogen hatte. Wer die Geschichte des Reiches Gottes kennt, der weiß, wie vergeblich alles menschliche Ankämpfen gegen die Bollwerke Satans, die geistigen Mauern der Feindschaft, des Unglaubens, der Ablehnung gewesen sind und wie manches Mal der Herr nur ein Wörtlein sprach und jahrtausende alte chinesische Mauern fielen über Nacht. Denken wir nur an die erste Wirkung des Krieges auf unser Parteiwesen! Darum wollen wir auch nicht meinen, als müßten wir in unsern kleinen Reichsgottesarbeiten alles allein tun! Gewiß, wir gehorchen und tun in Treue und Gebet unsere Pflicht, aber den Sieg gibt der Herr!

Auch die Dirne Rahab hat geglaubt! Sonst hätte sie nicht mit eigener Lebensgefahr gewagt, die Rundschafter zu verstecken. Sie

80



merkte, daß Gott mit Israel sei und darum setzte sie alles daran, sich an dieses Volk anzuschließen. Wenn die Weltleute von heute, die sonst doch für Börsenspekulationen und Finanzoperationen einen so feinen Sinn haben, es auch wittern wollten, daß die Zukunft Jesu gehört! Wie würden sie sich ihm anschließen, ehe es zu spät ist!

B. 32—39. „Und was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich erzählen sollte von Gideon, Barak, Simson, Jephtha und David und Samuel und den Propheten, welche durch Glauben Königreiche zwangen, Gerechtigkeit übten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verstopften, des Feuers Kraft auslöschten, des Schwertes Schärfe entrannen, kräftig wurden aus Schwachheit, stark wurden im Krieg, Schlachtordnungen der Feinde zum Wanken brachten. Weiber haben aus Auferstehung ihre Toten wiederempfangen; andere aber sind gefoltert und haben die Erlösung davon nicht angenommen, damit sie einer besseren Auferstehung theilhaftig wurden. Andere haben Spott und Geißeln erfahren, dazu auch Bande und Gefängniß, sie sind gesteinigt, gefoltert, zersägt, durchs Schwert getötet, sie gingen umher in Schafspelzen und Ziegenfellen, in Mangel, Trübsal, Mißhandlung, — deren die Welt nicht wert war —, umherirrend in Wüsten und Bergen und Höhlen und Erdklüften.“

Das wäre eine Beschäftigung für einen freien Sonntagabend, wenn draußen der Regen rinnt und der Sturm heult, daß man sich zusammensetzte mit der Bibel in der Hand und suchte alle die Bilder auf, deren Überschriften und Titel hier nur kurz aneinandergereiht werden. Nimmt man die Makkabäerbücher hinzu, dann wird wohl kein Zug fehlen. Und wer da will, der schlage nachher die Kirchen- und Weltgeschichte auf und setze die Reise fort: Christenverfolgungen, Märtyrer Jesu, Waldenser, Hugenotten, Salzburger, Tiroler und die neuesten Märtyrer der Missionsgeschichte!

Das ist der Höhenweg der Menschheitsgeschichte: deren die Welt nicht wert war! Sie alle haben Glauben gehalten! Und dann schließe die Augen und sinne drüber nach, was du für deinen Glauben gelitten hast! Aber bitte mische da nichts von dem hinein, was nur deiner Ungeschicklichkeit oder deinem Unverstand auf Rechnung

kommt, sondern wirkliches unentrinnbares Kreuz Christi, — so etwas, was nur um deines Glaubens und Bekenntnisses wegen über dich gekommen ist. Ich hoffe, du wirst etwas Rechtes finden, sonst wäre dein Glaube nicht echt!

Zu solcher Betrachtung möchte ich nur noch andeuten: es braucht heutzutage nicht immer so grob und massiv ans Blut und Leben zu gehen, — dagegen schützt manchen die geordnete christliche Obrigkeit! — aber es kann eben so weh thun. Was ist schwerer, in einem Augenblick himmelhoher Begeisterung für Jesus sich hinhängen zu lassen, oder ein ganzes Leben so für ihn zu leben, daß man auf menschliches Lebensglück tausendmal verzichtet um Jesu willen, daß man verkannt, verleumdet, verachtet wird, oft die eigenen Hausgenossen die schlimmsten Bestreiter unserer innersten Überzeugung sind, daß täglich kleine böshafte Nadelstiche einen kränken und überall spitze Steine einem in den Weg gelegt werden? Dazu kann kommen, daß man allein steht und sein tiefstes Leid in sich begraben muß und die Folie der bewundernden Blicke der Andern fehlt dabei, denn man muß sein Antlitz salben, daß keiner inne wird, wieviel heimliche Tränen und Seufzer einem das Brandopfer des eigenen Ichs kostet!

Und doch gehört dieser Schatten notwendig zu dem Lichtweg der Kinder Gottes aller Zeiten! Sie wären nie das geworden, was sie wurden, — sie könnten nicht Salz und Licht einer untergehenden Welt sein, wenn nicht all jenes Kreuz und Leid sie auserwählt gemacht hätte, wie Gold im Feuer bewährt wird. Das alles aber ist nur möglich, weil sie in wirklichem Glauben eine andere Welt, als die sinnliche, als die vor Augen ist, schon ihr eigen nannten und heimlichen Seelensegnen aus dem Umgang mit Jesu erhielten. Nicht darauf kommt es an, wie auf einen Gradmesser ihrer rechten Stellung zum Herrn, wieviel äußerer Erfolg und wieviel greifbarer Sieg ihnen jetzt auf Erden zufällt, sondern, was sie innerlich an den Regentagen der Seele geworden sind. Gras kann nicht wachsen ohne Wasser und der Sonnenschein allein macht die Wüste!

Aber durch alle solche Erfahrungen wird das Augenmerk gerichtet auf zweierlei: zuerst auf die innere Liebesgeschichte mit Jesu, die um so süßer und seliger ist, je mehr Nacht und Not von außen über einen kommt, und auf die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Wem diese eine ganz gewisse Realität ist, der kann „um einen ewigen Kranz dies arme Leben ganz“ — wagen oder wegwerfen.

Dann höre schnell auf mit deinen Klagen und deiner Verzagttheit! Alle deine Trübsale sind dann die Quittungen darüber, daß du ein hohes Himmelsgut einst zu erhalten hast; — dann sind deine Tränen und Nöte hier der Freudenwein der Ewigkeit. Aber dann muß von dorthier auch ein heller Glanz in dein heutiges Dunkel fallen und du mußt dich mitten im Erdenleiden freuen lernen und über dasselbe Gott danken! Und danken kann man nicht mit verzweifelten Augen und murrenden Lippen. Ewigkeit, in die Zeit leuchte hell herein, daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine! Sel'ge Ewigkeit! Amen.



## Leid.

Gestirnter Himmel, was schaust du mir zu?  
Mein Leid, mein Leid ist tiefer als du.

Ihr roten Rosen, was brennt ihr vor mir?  
Mein Leid, mein Leid brennt röter als ihr!

Ach Kunst und Schönheit und Wald und Licht,  
Mein heil'ges Leid überwindet ihr nicht!

Was willst du, rinnendes Herzensblut?  
Du wandelst Dich zitternd in purpurne Blut,  
Hüllst Krieg und Grausen und sehnende Pein  
In einen neuen erwärmenden Schein;

Daß alles sich recht und aus zuckender Zeit  
Emporstrebt in die Ewigkeit.

Mein Leid, mein Leid, schließ die Augen zu!  
Die Liebe Gottes ist heißer und heil'ger als du!

Annemarie Buchwald.







## Der Gottesdienst im Felde.

Feldpostbrief von Hans Keller.

In der Heimat wundert man sich, wie wir draußen im Felde aus manchem Brief und mancher Zeitungsnachricht ersehen, darüber, daß die Zahl der Feldgottesdienste verhältnismäßig so gering ist. Soldaten kommen als Verwundete nach Hause und erzählen, sie wären ein, zwei oder gar drei Monate im Felde gewesen und hätten keinen einzigen Gottesdienst miterlebt. Das ist auch Tatsache. Dieser Mangel hängt aber nicht zusammen mit dem Unvermögen der zuständigen Divisionspfarrer, sondern einfach damit, daß die moderne Kriegsführung sich derartig gestaltet, daß buchstäblich keine Gelegenheiten sich bieten zu häufigen Feldgottesdiensten. Bei Rogge las ich einmal in einem Buche über den Krieg 1866, daß die Truppen der Division täglich zu einem vorher bestimmten Rendezvous-Platz zusammenkommen. So böte sich immer Gelegenheit zu Feldgottesdiensten oder wenigstens Feldandachten. Etwas derartiges gibt es heute nicht. In unserem Feldzuge haben sich Regimenter, die zu derselben Brigade gehören, oft wochenlang nicht gesehen. Selbst Regimentskameraden in den verschiedenen Bataillonen ist es so gegangen. Tagelang mußten unsere Truppen marschieren bis in die späte Nacht hinein. Wochenlang liegen sie in ihren Stellungen und kommen nicht heraus. Wann soll da der Feldgeistliche diesen Soldaten Gottesdienste halten? Die Leser ersehen daraus, daß dem Mangel nicht dadurch abgeholfen wird, daß mehr Feldgeistliche ausgesandt werden. Man kann ihm in der Hauptsache eben nicht abhelfen. Soviel Vertrauen aber sollten die heimatlichen Gemeinden zu ihrem Divisionspfarrer im Felde haben, daß diese alle Hebel in Bewegung setzen, um möglichst oft ihren Truppen Gottes Wort nahezubringen. Wenn ich mein Tagebuch daraufhin durchschaue, so gibt es da Truppen, welche im ersten Vierteljahr des Krieges drei- bis viermal Gottesdienst gehabt haben, also etwa ebenso oft, wie in der Garnison daheim, allerdings hatten damals einige Batterien eines Artillerie-

Regimentes unserer Division noch keinmal an einer gottesdienstlichen Feier teilnehmen können — eben nur durch die Ungunst der Verhältnisse.

Der Feldgeistliche muß unter diesen Umständen natürlich darauf verzichten, irgendwelche Rücksichten auf den Tag zu nehmen. Haben die Truppen Zeit, dann ist dieser freie Tag eben der Feiertag und muß zur kirchlichen Feier benutzt werden. Deshalb wandte ich mich, so oft ich von unserem Generalstabsoffizier erfuhr, daß ein Truppenteil voraussichtlich am nächsten Tage Ruhe hätte, sofort an diesen, und die Stunde des Gottesdienstes wurde für den nächsten Morgen festgesetzt. Aber wie unendlich oft habe ich es erlebt, daß Ort und Stunde ausgemacht war, daß interessierte Offiziere noch am späten Abend mit ihren Soldaten einen schönen Altar aufschlugen, mit Tannenreis geschmückt, und plötzlich in der Nacht kam ganz unerwartet der Abmarschbefehl. Der Pfarrer war dann wohl an Ort und Stelle zur rechten Zeit, aber seine Gemeindeglieder marschierten bereits wieder durch Sonnenbrand und Straßenstaub oder lagen im schwersten Granatfeuer. Mit all' solchen Schwierigkeiten muß man rechnen. Dann aber kann natürlich niemals auf einen Sonntag gewartet werden. Jeder Tag wird dem andächtigen Krieger zum feierlichsten Sonntag, wenn unter Musikbegleitung unsere alten schönen Choräle über das Feld brausen und vom Feldaltar, neben dem die enthüllten Fahnen stehen, Gottes Wort ihr Ohr und Herz trifft.

Und doch muß ich aus meiner Erfahrung heraus sagen, daß der Feldgeistliche, wenn irgend möglich, den Sonntag benutzen sollte. Zu meiner großen Freude habe ich es immer wieder erfahren, daß unsere Soldaten — mag man in Friedenszeiten noch so sehr geklagt haben über die Gleichgültigkeit unseres Volkes im Blick auf die Sonntagsheiligung — ihren Gottesdienst am allerliebsten am Sonntage selbst haben. Wie oft sagten mir Soldaten nach einem Sonntagsgottesdienst, wenn sie bisher nur an Werktagen Gottesdienst gehabt hatten, das wäre doch der erste richtige Gottesdienst gewesen am Sonntag morgen, da sie es wußten, daß ihre Frauen und Kinder oder Eltern und Geschwister auch in der Kirche gewesen wären. Die Hauptsache ist natürlich, daß eine Zeit gefunden wird, in der die Soldaten wirkliche Ruhe haben und darum auch aufnahmefähig sind — der Wochentag darf keine Rolle dabei spielen. Aus dem Gesagten sieht aber der Leser, daß es nicht immer gerade leicht ist, die Zeit für den Gottesdienst im Felde zu finden.

Ebenso schwierig aber ist es, den rechten Ort für eine würdige, gottesdienstliche Feier ausfindig zu machen. Da Divisionsklüster nicht im Felde sind — sie wären auch überflüssig — muß der Geistliche sich selbst auf den Weg machen und nach seinem „Gotteshause“ suchen, wenn nicht Offiziere in zuvorkommender Weise, wie es oft genug der Fall war, mit geschicktem Griff den rechten Ort fanden. Sehen wir uns diese „Gotteshäuser“ etwas näher an.

Am schönsten macht sich entschieden der Feldgottesdienst im Gotteshause der Natur unter freiem Himmel, wo auf dem schnell zusammengeschlagenen Altar die würdige Feldaltardecke mit dem Eisernen Kreuze aus dem Umstoffer und das Kruzifix das Ganze von vorneherein festlich und kriegsmäßig gestalten. In der ersten Zeit des Feldzuges, im August und September, wo wir auch bei allen unseren Feiern vom herrlichsten Sonnenwetter begünstigt waren, haben wir manche unvergeßliche Feier auf Frankreichs Boden gehabt. Ich denke dabei an Feldgottesdienste im Walde, wo die hochstrebenden Bäume mit ihren Wipfeln sich zu einem herrlichen Dome wölbten; auf Waldlichtungen, die völlig von der Außenwelt abgeschlossen dalagen, so daß man tatsächlich weiter nichts sah, als das geheimnisvolle Walddunkel um sich und den blauen Gotteshimmel über sich oder am Waldesrande, da der rote Feldaltar sich stimmungsvoll vom dunklen Waldeshintergrunde abhob. Und weiter schweift mein Blick zurück und ich erinnere mich an Feiern, da das „Gotteshaus“ der Park eines vornehmen, französischen Schlosses war oder die saftige Weide, die durch Hecken von den Feldern abgeschlossen, uns mahnte an den Gott, der uns auch im blutigen Kriege weidete auf einer grünen Aue. Aber immer konnten wir unsere Feiern nicht an solchen stillen, stimmungsvollen Stellen abhalten, wir scharten uns auch auf dem Marktplatz französischer Städtchen um Gottes Wort und suchten uns so zu sammeln, daß kein Lärm der vorüberrasselnden Kolonnen uns von unseren Gedanken ablenkte.

Noch Wald und Feld, Park und Marktplatz wurden in dem Augenblick zu schlechten „Gotteshäusern“, da die Ungunst der Witterung sich geltend machte, oder da feindliche Flieger jede Gelegenheit benutzten, um auf Menschenansammlungen unsererseits ihre furchtbar verheerenden Fliegerbomben zu werfen, eine Gefahr, die sich für unsere Division besonders in Nordfrankreich geltend machte. Ich denke da z. B. an einen Gottesdienst im kleinen Städtchen Bauvin,



wo am Sonntag morgen mein kath. Kollege um 9 Uhr seine Feldmesse hielt, während ich um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> den evangelischen Mannschaften Gottes Wort predigen wollte. Unter den Offizieren war eine Meinungsverschiedenheit eingetreten bezüglich des Ortes. Die Mehrzahl hätte einen wirklichen Feldgottesdienst unter freiem Himmel vorgezogen. Sie hatten bereits einen geeigneten Platz ausgesucht und Tische bereitgestellt, um eine Plattform zu errichten, auf welcher der Altar stehen sollte, damit der Geistliche höher und damit allen sichtbar seines Amtes walten könnte. Im letzten Augenblick entschied der Ortskommandant, daß er der Flieger wegen die Verantwortung einer solchen Menschenansammlung — es handelte sich um drei Regimenter — nicht tragen könnte. So fanden beide Gottesdienste in der großen katholischen Kirche statt, die völlig ausgeräumt worden war, weil sie als Hauptverbandsplatz gedient hatte, und darum sehr zahlreiche Stehplätze bot. Als ich in meinem Wagen in der Zeit, da der kath. Gottesdienst stattfand, nach Bauvin fuhr, sah ich plötzlich — durch Schrapnellschüsse unserer Artillerie aufmerksam gemacht — einen französischen Flieger über dem Orte kreuzen. Wäre der Gottesdienst draußen gewesen, dann hätte er unzweifelhaft einen Versuch gemacht, durch Bombenabwürfe in der dichtgedrängten Truppenmenge blutigen Schaden anzurichten. Auch wenn ihm das nicht gelungen wäre, hätte man es den Soldaten, die schon so manchen Kameraden durch solche Fliegerbomben auf furchtbare Weise verloren hatten, nicht verargen können, wenn sie ihre Aufmerksamkeit mehr dem Flieger, als der Predigt zuwenden würden.

Solche Erfahrungen bewogen uns immer mehr, geschützte Räume für unsere Gottesdienste zu suchen. Dabei aber kamen für uns, abgesehen von kleineren Feiern, die in Schulsälen stattfinden konnten, nur die meist großen katholischen Kirchen in Betracht. Die Frage machte dann aber natürlich zu schaffen, ob wir auch als Sieger ohne weiteres diese Kirchen für evangelische Gottesdienste benutzen durften. Meist gab es über das Benutzungsrecht keinerlei Auseinandersetzungen. Frankreich hat ja eine Menge der kath. Priester als Soldaten oder Sanitätspersonal ins Feld geschickt. Ein anderer Teil dieser Hirten hatte als Mietling seine Herde treulos verlassen gemeinsam mit dem Maire. So fanden wir meistens keinen Geistlichen mehr am Orte. Die Kirche war bereits zum Hauptverbandsplatz oder als Gefängnis für die gefangenen Gegner benutzt worden und dadurch wohl nach

katholischer Auffassung sowieso schon entweiht. Da nahm keines der Gemeindeglieder einen Anstoß mehr daran, wenn die deutschen Soldaten hier ihre „protestantische Messe“ feierten, wie sie unsere Gottesdienste gerne nannten. Sie ließen sich wenigstens nichts von einem Unwillen anmerken und standen meist neugierig an den Kirchentüren und starrten den Prediger mit dem schwarzen Talar an, der auf ihrer Kanzel betete und sprach.

Nicht so einfach lag die Sache, wenn der Ortsgeistliche noch anwesend war und sein Heiligtum bisher sorgfältig gehütet hatte. Aber keiner von ihnen — das muß ich zu ihrer Ehre sagen — hat jemals Schwierigkeiten gemacht, wenn wir an ihn das Unfinnen stellten, uns sein Gotteshaus zu überlassen. Ob es andere Amtsbrüder im Felde auch erlebt haben, wie es im Kriege 1870/71 vorgekommen ist, daß während des evangelischen Gottesdienstes der Ortspfarrer in Gewahrsam gebracht werden mußte und militärischer Schutz dafür sorgte, daß die fanatischen Bewohner nicht gewaltsam die Feier störten — das weiß ich nicht — ich habe jedenfalls keinmal etwas derartiges erlebt. Wenn es den französischen und katholischen Priestern auch nicht gerade angenehm sein mochte, daß ein deutsch-evangelischer Gottesdienst in ihrer Kirche sich abspielte, so wahrten sie immer die Form und zeigten sich überaus entgegenkommend. Meistens waren sie zugegen, bis unsere Feier begann und waren mir in jeder Beziehung behilflich. Ich habe darum auch niemals ihren Altar benutzt, um ihnen nicht wehe zu tun und entweder die Liturgie auch auf der Kanzel gehalten, oder an der Brüstung, die den Altarraum gegen die Kirche abschließt. So ist mir denn niemals meine gottesdienstliche Stimmung durch peinliche Auseinandersetzungen gestört worden. Ich erinnere mich besonders noch eines solchen Pfarrers, der seine reizende Kirche mit wundervoller Ausstattung mir mehrfach zur Verfügung stellen mußte. Es war im Dorfe Vendin le Vieil. Jedesmal half er mir, wenn nicht mit Worten, so doch mit Gesten, den Soldaten ihre Plätze anzuweisen und verabschiedete sich dann von mir, indem er mir vor meiner Gemeinde freundschaftlich die Hand drückte. Ob man diese Erfahrung verallgemeinern kann, das weiß ich nicht. Ich möchte sie aber für meine Person um der Wahrhaftigkeit willen und aus Dankbarkeit in diesem öffentlichen Feldbriefe festhalten.

Zweierlei wird wohl dem Feldgeistlichen, der auch im Frieden Soldatenpfarrer ist, vor allem auffallen. Das ist einmal der kräftige

und wirklich allgemeine Gesang und dann die geradezu ergreifende Aufmerksamkeit der Zuhörer.

Ich kann auch im Frieden nicht über schlechten Gesang meiner Rastatter Militärgemeinde klagen, weil meine Soldatenchöre, die jeden Sonntag singen, geradezu ansteckend auf alle wirken. Aber solche Gesänge habe ich doch nicht erlebt, wie im Felde. Wenn einer unserer gewaltigen Choräle, begleitet von der immer rührigen Militärmusik über das Feld oder durch die Kirchen brauste und niemand zu stolz war, kräftig mit einzustimmen, dann konnten einem auf der Kanzel wohl die Tränen kommen. Es brauchte nicht immer der alte Schlachtengesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ oder das stets ergreifende niederländische Dankgebet zu sein, die betend gen Himmel stiegen. Welche tiefersten Gedanken lösen im Kriege auch unsere schlichsten Lieder bei dem Soldaten aus, der tagelang im Granatfeuer oder im unheimlichen Heulen der Schrapnells gelegen und tausendfach dem Tode in's bleiche Angesicht geschaut hat! Da wird schon der Gesang zum Gebet und zur Predigt.

Und ebenso ist es mit der Aufmerksamkeit der Krieger. Da braucht man nicht mehr, wie man es wohl manchmal im Frieden macht, durch eine Geschichte oder ein packendes Bild auch die schläfrigen Leute wieder zum Aufpassen zu zwingen. Hier paßt jeder auf und atemlos lauschen Hunderte oder Tausende dem Worte. Daß dadurch die Verantwortung für das, was man sagt, um so größer wird, dessen war ich mir immer bewußt, war doch jeder Gottesdienst für so viele die letzte Gelegenheit, einen Ewigkeitsston zu hören. Die nächsten Tage oder gar Stunden brachten so oft schon für meine Kirchgänger den Eingang zur Ewigkeit. So werden die Feldgottesdienste zu weihvollen Stunden, denn sie stehen für viele Seelen wie Eingangsthüren zur himmlischen Herrlichkeit, während ihre Leiber zerfetzt und blutbedeckt in Feindesland gebettet werden.

Das sind so einige allgemeine Gedanken über die Gottesdienste im Felde, wie sie mir gerade kommen und wie sie der „Auf-Dein-Wort-Gemeinde“ ein kleines Bild von den Schwierigkeiten und Freuden eines modernen Feldgeistlichen geben. Sie werden hoffentlich manches gerechter beurteilen können, als bisher. Im nächsten Feldpostbriefe möchte ich dann diesem Bilde frischere Farben geben durch Schilderung einzelner dieser für mich unvergeßlichen Gottesdienste im Felde.





## Aus meinem Leben 16.

Um nicht aus dem Zusammenhang zu kommen, hatte ich gleich an mein Erlebnis die inneren und äußeren Wirkungen angeschlossen, auch wenn dieselben, wie die Erweckungsbewegung, durch mehrere Jahre fortging. Jetzt muß ich wieder auf jene Tage zurückgreifen. Es war der zweite März 1881. Am ersten März war Kaiser Alexander II. am Katharinenthal in Petersburg einem Bombenattentat zum Opfer gefallen und das sollte sich bald im ganzen Reiche spürbar machen. Denn wenige Tage nach der Thronbesteigung Alexander III. erhielt ich den Befehl, mit den entsprechenden weltlichen Beamten in kürzester Frist mein ganzes Kirchspiel zu bereisen, um die deutschen Kolonisten zu vereidigen. Nun war das gerade die schlechteste Zeit des Jahres. Der Winterfrost war fort, die Wege grundlos und an manchen Tagen war nicht daran zu denken, mit einem Wagen vorwärts zu kommen, selbst wenn er mit den besten Pferden bespannt gewesen wäre. Es mußte also dann geritten werden. Nun kam dazu, daß meine Frau am zweiten März ihr erstes Kind geboren hatte und schwach war, sodaß ich mich beunruhigt hätte, acht Tage lang dem Hause fern zu bleiben. Um sie nun inzwischen doch zu sehen, ritt ich ein paar Mal abends noch heim und mußte doch am andern Tage wieder rechtzeitig zu einer Vereidigung in einem entfernten Dorfe sein. Genau gezählt und notiert habe ich mir die Zahl der Kilometer, die ich in dieser Woche geritten bin, nicht; aber es dürften nicht viel an dreihundert fehlen.

Als unser Kind geboren war, schickte ich einen reitenden Boten fünfzig Kilometer weit zur nächsten Telegraphenstation, um meinen schwer kranken Vater in Dorpat so schnell als möglich davon zu benachrichtigen, daß das ersehnte Ereignis eingetreten sei. War ich doch damals sein einziger Sohn und alles erwartete einen Stammhalter. Mein Vater erhielt aber durch echt russische Bummellei das Telegramm nicht wie es möglich gewesen wäre am dritten März, sondern es kam erst am vierten in Dorpat an. Am Nachmittag des dritten richtete er sich plötzlich aus seiner liegenden Stellung auf, winkte meine Mutter heran und sagte ihr mit strahlendem Blick: „Das Kind da weit unten im Süden ist schon geboren und ist ein Junge und wird nach mir Johannes genannt werden.“ Eine halbe Stunde später ist er fröhlich heimgegangen. Nachträglich muß ich

mir sagen: was war das wieder für eine feine Fügung meines Gottes: gerade um die Zeit, wo meinem Vater die Fäden der priesterlichen Fürbitte für die ganze Familie aus den Händen glitt, brachte der Herr mich zum Erlebnis des wirklichen Glaubens, damit ich das Priestererbe der Verantwortlichkeit und Fürbitte auf mich nehmen könne!

Es dauerte wieder einige Tage, bis wir bei den trostlosen Verkehrsverhältnissen die Nachricht von des Vaters Tod erhielten. Die Leser dieser meiner Erinnerungen wissen, was ich an meinem Vater gehabt habe. Und dennoch muß ich bekennen: ich habe keine Sekunde Schmerz oder Druck empfunden, als die Nachricht kam. Im Gegenteil, ich habe mich gefreut für ihn, daß er endlich zur vollen Vereinigung mit dem gekommen sei, den er so heiß geliebt und den er auf seine Weise oft mit bitterem Ernst und oft mit grimmigem Humor gegen jedermann zu bekennen und zu verteidigen gewohnt war. Hätte ich damals einen Einfluß auf die Begräbnisfeier haben können, so hätte ich als Vortext nur vorschlagen können: Hebräer 13, Vers 7: „Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Oder Psalm 116, V. 15: „Der Tod seiner Heiligen ist wertgehalten vor dem Herrn.“

Im Geistlichen hatte ich viel vom Vater geerbt, aber im Irdischen stellte sich jetzt sofort heraus, daß nicht nur die Begräbniskosten, sondern auch die Deckung verschiedener kleiner Schulden von mir verlangt wurden. Damals schienen mir die Summen hoch und fühlte ich in meiner ganz geringen Haushaltung den Druck, sie aufzutreiben. Aber ich möchte doch nicht mit den Leuten tauschen, denen die Eltern ein großes Vermögen hinterlassen, die aber weder körperlich, noch nach der Seite des Charakters, oder vielmehr des Glaubens, solch ein Vatererbe erhalten als ich.

Jetzt kam auch eine andere Frage in Erwägung: ob die Mutter mit der einzigen Tochter den Haushalt weiterführen solle, oder auch zu uns in den Süden ziehe. War doch diese meine Schwester auch schon Braut und stand ihre Hochzeit vor der Tür; so war es wohl das Nächstliegende, daß man noch so lange warte, und dann sollte ich der Mutter ein Heim in meinem Hause bereiten.

Eine Erfahrung möchte ich noch der Vergessenheit entreißen. Die Schwierigkeiten, sich zu gewissen Zeiten Wagen und Pferde zu mieten, neben der Notwendigkeit, schier Tag und Nacht zu irgend einer Fahrt oder einem Ritt bereit sein zu müssen, hatten mir den Gedanken nahegelegt, mir selbst Pferde zu halten. Das Futter für sie konnte mit Leichtigkeit auf dem Pfarrland gebaut werden, da mir ja eine Wiedme von ungefähr 480 deutschen Morgen zur Verfügung stand; aber bei unsern Geldverhältnissen war die Anschaffung des Fuhrwerks doch nicht so leicht durchzuführen. Da kommt eines Tages ein alter Bauer, der mich sehr gern hatte und schenkte mir eine schöne lange Peitsche, wie sie dort im Gebrauch sind. Ich freute mich wie ein Kind, zeigte sie meiner Frau und sagte: „Wo eine

Peitsche ist, da kommen auch Pferde hin.“ Zwei Tage später hatte ich am Morgen eine Amtshandlung, die mir zehn Rubel einbrachte. Einige Stunden später kommt ein Bauer mit einem Paar schöner, junger Schimmelhengste, die vor einem ganz neuen Bauernwagen gespannt sind und ganz neue, wenn auch einfache Geschirre tragen, auf den Hof und bietet mir das alles fix und fertig für sechshundert-zehn Rubel an. Als ich mich auf den Wagen gesetzt hatte, mit meiner neuen Peitsche bewaffnet ein wenig Probe gefahren war und die Gangart der Pferde studiert hatte, schlug ich ein. Als Handgeld konnte ich nur die zehn Rubel geben, die gerade vorhanden waren. Wann ich die andere große Summe bezahlen würde, konnte ich nicht genau versprechen. Wenige Tage nachher erhielten wir die Nachricht, daß nach dem Tode meiner Schwiegermutter, die schon vor langer Zeit gestorben war, die Geschwister meiner Frau das Haus verkauft hätten und auf jedes Kind kam nun genau der Anteil von sechshundert Rubel! Da war meine Pferdeschuld getilgt.

Mein Pfarrland selber zu bestellen, dazu reichten weder meine landwirtschaftlichen Kenntnisse, noch meine Zeit aus. Nur ein paar Hektar wurden von meinen Pferden gepflügt und darauf ihr Futter gebaut. Alles übrige verpachtete ich an meine Bauern, wie es in Südrußland die meisten Amtsbrüder taten. War die Ernte gut, dann ging das Pachtgeld pünktlich ein und mancher schenkte noch an Naturalien irgend etwas dem Pfarrhose. Hatten wir aber wieder einmal eine Mißernte, dann kamen die meisten der Pächter mit der Bitte, ihnen einen Teil der Pachtsumme zu erlassen, was natürlich geschah. In solch einem Jahre gingen auch die Einnahmen von den Amtshandlungen reißend herunter und da kam es denn wohl vor, daß wir uns beisspiellos einschränken mußten. Manche Engigkeit lag außerdem in den Verhältnissen. Einen Metzger gab es auf fünfzig Kilometer in der Runde nicht. Wenn man also nicht selbst schlachtete oder mit den Nachbarn sich darüber einigte, gab es kein frisches Fleisch. Vier bis fünf Wochen konnten vergehen, ohne daß man hätte Fleisch kaufen können. Man half sich mit Rauchfleisch und Speck. Wenn aber die Juden schlachteten, da gab es auf einmal Fleisch die Fülle; denn nach dem jüdischen Schächtritus essen die Juden ja nicht das Hinterteil des Rindes und da kam es wohl vor, daß man Rindfleisch zu zehn Pfennig das Pfund kaufen konnte. Hühner, Gänse und Enten waren in gewissen Zeiten so billig, daß uns jetzt, im teuern Deutschland, eine Erinnerung beschleicht, wie die der Kinder Israels, die sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnten!

Verkehr mit Gebildeten gab es dort in der Steppe gar keinen. Man lebte eben wirklich mit den Bauern und für die Bauern. Wenn ich nicht daneben so viel gelesen hätte und auch selbst literarisch weiter gearbeitet hätte, wäre es mir wohl ähnlich gegangen wie manchen Amtsbrüdern, die langsam, aber sicher einer Verknöcherung zum Opfer fallen, die kaum mehr zu überwinden ist. Von einem Pfarrfranz,



oder Pfarrkonferenzen war bei den russischen Entfernungen auch nicht die Rede. Wir hatten höchstens alle zwei Jahre eine Synode und selbst dann kamen nicht alle Amtsbrüder zusammen. Darin liegen ja auch all' die Vorteile, daß alle die Reibereien mit Amtsbrüdern wegfallen, von denen man wohl anderswo ein Lied zu singen weiß. Nur entsteht durch diese Vereinsamung eine andere Gefahr: man entwickelt sich noch päpstlicher als sonstwo; denn es hat ja niemand einem etwas zu sagen oder das Zeug, einem zu widersprechen. Dadurch entsteht aber sehr leicht, ohne daß man es selbst weiß, eine Kruste um die Seele!

# Aus der Briefmappe des Evangelisten



W. S. Schade, daß ich keine Ahnung habe, wie alt Sie sind! Wer des Lebens Höhe überschritten hat, dürfte nämlich nicht in diesem Tone schreiben, der müßte wissen, daß solche schmerzliche Demütigungen und schwere Tage in der Hand des Herrn nur dazu da sind, um uns wieder hungrig und durstig nach seiner Nähe zu machen. Wenn Sie eine schwere Fußwanderung im Hochgebirge gemacht haben, an deren Schluß Sie noch im Gewitter und Platzregen sich mühsam bis zum schützenden Dach hindurchgemüht, dann war nachher das Sitzen im warmen, erleuchteten Raum, das Essen und Trinken mit lieben Freunden und die winkende Nachtruhe ein so erquickendes Ereignis, daß man noch manches Mal nachher das als eine besonders glückliche Stunde pries. Das macht der Gegensatz! Im Geistlichen geht es ähnlich: schwere Wege, dunkle Stunden, Not und Schmerz — das macht uns hungrig nach Jesu wunderbarer Erquickung!

D. L. Sie haben recht: wer sich durch die ganze Schwere dieser eisernen Zeit in seinem selbststüchtigen und gottlosen Treiben nicht hat stören lassen, der wird nach dem Krieg noch schneller zu des Bösen Haus gehen. Aber wir hoffen auf die Million junger Männer, die aus dem blutigen Kriegsearnst heimkehren werden. Niemand sieht monatelang täglich dem Tode ins Auge, ohne ernster, reifer, tiefer geworden zu sein. Dann muß am Tage der Friedensschließung sofort eine neue Mobilmachung erlassen werden zum Kampfe gegen Trunksucht und Unzucht und Unglauben. Ja, wenn das ginge, dann wäre noch viel für die Zeit nach dem Kriege zu hoffen! — Im politischen, sozialen und kirchlichen Leben werden nach dem Kriege vielleicht manche Gegensätze verschwinden, andere dürften gerade dann eine Umformung erfahren, zu der wir nicht werden schweigen

können. Doch, wer will jetzt den Propheten spielen! Es hat auch keinen Zweck, daß man sich das Herz mit den verschiedenen Möglichkeiten belastet. Gott sitzt im Regiment und führt die Sache seines Reiches zum herrlichen Siege, — ob so, wie wir uns das denken oder sehr viel anders! Wollen wir Schritt für Schritt, gerade wo wir stehen, unsere Pflicht ganz tun; damit nützen wir am meisten.

N. N. Die Zeit ist gegenwärtig allen solchen wichtigen Arbeiten, wie die Evangelische Predigerschule in Basel eine ist, ungünstig. Weder hat man Geld für solche Zwecke, noch auch finden sich die Zöglinge. Da muß man hoffen auf die Zeit nachher. Vielleicht wird dann solch ein Werk durch die vielen jungen Männer, die dann dem Herrn dienen wollen, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Dann will ich gerne einen warmen Aufruf bringen, der heute ziemlich wirkungslos verhallen dürfte.

G. H. Der amerikanische Verfasser des Buches: „Wie muß ich leben, um hundert Jahre alt zu werden?“ ist kürzlich im Alter von 49 Jahren gestorben. Theorie und Praxis! Also lassen Sie sich mit diesen neumodischen Heilmethoden, die alle so schrecklich viel versprechen, gar nicht ein. Der Mensch lebt nicht von der Medizin allein, sondern von Gottes Willen!

v. L. Da müssen Sie eben dem Herrn zutrauen, daß er den neuen Anfang schenkt. Wenn er das nicht so oft schon bei uns im Geistlichen getan hätte, wären wir alle zu Grunde gegangen. Denn, alles, was aus uns selbst stammt, nimmt ab, wird verbraucht alt, müde und hört zuletzt auf. Würde der Herr nicht ab und zu einen ganz neuen Anfang schenken, wären wir längst keine Christen mehr. Ob er nicht jetzt durch den Krieg auch solch' einen neuen Anfang für unser ganzes Volk hat schaffen wollen! Sollte er da nun in Ihren engen, bangen Verhältnissen nicht auch einen neuen Anfang schaffen wollen und können? Wozu wären denn diese drückenden Erlebnisse, wenn nicht dazu, daß sie überwunden werden sollen in der Kraft von oben! Nur müssen sie vorher an uns ausrichten, wozu der Herr sie gesandt hat.

J. N. u. anderen. Wenn alle Versuche, sich mit Ihrem gefangenen Sohne in Verbindung zu setzen, fehlschlagen, dann quälen Sie sich nicht mit sinnloser Sorge, sondern beten Sie! Ist Gott hilflos geworden durch die russische oder französische Grenzperre? Kann er Ihren Sohn dort nicht geradefo behüten, als wenn er bei Ihnen im Hause wäre? Je stiller und stetiger unser Vertrauen ihm sagt: „Ich vertraue Dir, Herr Jesu!“ — desto mehr kann er helfen.

N. N. Im Verlag des Weißkreuzhauses, Nowawes, Heinestr. 1, ist die neue etwas veränderte Auflage des Sittlichkeitsflugblattes von mir erschienen: „Ein ernstes Wort an deutsche Krieger.“ 1000 Stück Mk. 5.50, 100 Stück 70 Pfg. Angesichts der furchtbaren Gefahr, sich in Feindesland durch Unkeuschheit zu versündigen, ist nicht nur dieses Flugblatt wichtig, sondern auch, daß man den Verlag durch Geldspenden in die Lage versetzt, an die Truppenteile gratis welche zu senden, wo ihm die treue Verteilung derselben zugesichert ist. Wie leicht wäre es hier, eine Mahnung an Tausende gelangen zu lassen!

# — Vom Büchertisch —



**Emmy Seifert.** Die Pfalzgrafen von Sulzbach. Stuttgart, Steinkopf. M. 1.20.

Für Volksbibliotheken eine gute, gesunde Lektüre, aber nichts Hervorragendes oder besonders Interessantes.

**Pic. Max Schmidt.** Mannhaftes Christentum. II. Auflage. Lichterfelde, Runge's Verlag. 80 Pfg.

Das prächtige Soldatenbüchlein ist bisher schon glänzend gegangen; jetzt wird es in der Kriegszeit erst recht seinen Weg zu vielen Feldgrauen finden und das gönne ich ihm auch.

**Oswald Gerhard, Prof.** Das Datum der Kreuzigung Jesu Christi. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.50.

Für jeden Theologen ist diese geschichtlich-astronomische Studie von Interesse. Der Laie nimmt nur das Ergebnis mit: entweder am Freitag, den 7. April des Jahres 30 unserer Zeitrechnung, oder Freitag, den 27. April 31 muß der Todestag Christi sein. Das erstere Datum hat noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

**Dr. Johannes Müller.** Erstes Kriegsheft der Grünen Blätter. Schloß Mainberg, Verlag der Grünen Blätter. M. 1.—.

Interessant war mir an diesem Heft, das mit einer Ansprache vom 31. Juli anfängt und augenscheinlich einige Monate später abgeschlossen wurde, wie es den Leser die innere Wandlung des Verfassers miterleben läßt: ähnlich ist es uns ja wohl allen ergangen! In vielen Stücken stimme ich hier mit Müller; nur nicht, wo er den radikalen Abbruch der alten christlichen Kultur erwartet. Ob er da nicht unterschätzt, was Christus von dem Seinen jetzt schon an wirklichen Kräften in das alte Getriebe hineingeschossen hat: das geht nicht mehr zu Grunde.

**Heinrich Stuhmann.** Wir sind die Kraft! Parolebuch für unser Volk in Waffen. Barmen, Biermanns Verlag. 25 Pfg.

Frisch, volkstümlich und im besten Sinne erbaulich. Sehr zu empfehlen.

Von demselben: Deutscher Soldaten Spiegel. Ernst Moritz Arndts Katechismus für den deutschen Wehrmann, zeitgemäß bearbeitet. Godesberg, Volksbund. 15 Pfg. Ebenso zu empfehlen.

**Fritz Binde.** Die Letzten. Zwölf wunderliche Geschichten wider die weltweisen Leute. Gotha, Otts Verlag. M. 3.—.

Wunderlich? Nein, der Ausdruck paßt nicht ganz, sondern es ist ein tapferes Buch. Der sonst als Evangelist bekannt gewordene Verfasser schwingt hier die Geißel über manche moderne Erbärmlichkeit und die Satyre ist treffend,



wenn auch scharf. Hin und her stößt die realistische Genauigkeit fast zurück. Nun bin ich nur gespannt, wie gewisse Kreise, die sich an meinen „Romanen“ gestoßen haben, diese schwere Kost aufnehmen werden. Auch manche fromme Leute kriegen was ab. Dazu ist bisweilen der Humor geradezu köstlich. Empfehlen kann man aber dieses Buch nur Gebildeten.

**Al. von Auerwald.** Konradshöhe. Lichterfelde, Runges Verlag. Geh. Mf. 2.50, geb. 3.50.

Diese Erzählung ist sehr gut geschrieben und hat starke Schönheiten. Nur möchte ich bei meiner vielleicht ungenügenden Kenntnis der weiblichen Psyche bezweifeln, ob es eine solche kinderlose junge Witwe je gegeben hat, die zu jedem Opfer bereit ist nicht aus Liebe zu einem lebendigen Wesen, sondern zu einem Landgut. Aus Liebe zu einem Mann, einem Kind oder zu Jesus — jawohl, solcher edler Wesen kenne ich viele; oder wenn es noch das Stammgut der Eltern gewesen wäre! Aber so, — nun ihr Edelmut wird herrlich belohnt. Immerhin ließt sich das Buch mit Spannung und innerster Teilnahme.

**Armin Stein.** Unter dem Joch des Zwingherrn. Erzählung aus der Franzosenzeit. Eisleben, Paul Klöppel. Mf. 1.—.

Eine gute Volkserzählung, die jetzt, wo wir wieder mit Frankreich kämpfen, auf besonderes Interesse rechnen mag.

**Potte Gumtau.** Der Ritt nach Navarra. Erzählung aus dem 14. Jahrh. Stuttgart, Steinkopf. Mf. 1.20.

Erzählt ist die etwas romantische Geschichte recht gut. Hin und her merkt man, daß man es mit einer beobachtenden „Menschenstudentin“ zu tun hat. Ich habe von der Verfasserin noch nie etwas gelesen, — aber sie scheint etwas Rechtes zu werden.

---

---

## —Reiseplan—

Vom 11.—15. Januar: Baden-Baden, 17. Berlin, 18. Potsdam, v. 19. ab Berlin.

Vom 1.—4. Februar: Bochum, 6. u. 7. Berlin, 8.—12. Breslau. Dann Berlin;  
in Aussicht Bremen, Zeig und andere Orte.

1 Joh. 5, 14—16.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mf. 3.50.  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mf. 4.—. Einzelnummer 35 Pfg.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pfg.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. Kommissions-Verlag von  
Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von S. M. Poppen & Sohn,  
Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 5

Februar 1915

---

## Ein neuer Tag!

Was bringst du, Tag? Was bringst du, dämmernd Heut',  
Das seines Lichtes erste Purpurrosen  
Mir freundlich grüßend auf das Lager streut?  
Was bringst du, Tag? Bringst du mir neues Leid?  
Bringst du mir Kampfesnot und Sturmesstosen?

Was bringst du, Tag? Was bringst du, dämmernd Heut'?  
Bring' mir nur eines: in dem Sturme Stille!  
Trag' an der Stirn die Losung: Ewigkeit!  
Bist du kein frohes, sei ein sel'ges Heut',  
Mit Mut zum Kampf, zum Siege mich erfülle!

Bertha Hollmann.





## Jesu Freundschaft.

Joh. 15, 13—14: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete.“

Im Heidentum, bei den Juden und in der von Christo abgefallenen ungläubigen Welt gab es stets und gibt es noch viel Freundschaften. Sie entstammen der persönlichen Neigung, — also mehr oder weniger der Selbstsucht, — und suchen das eigene Wohlsein im Wohlsein des Freundes; also auch ihre Betätigung ist feinere Selbstsucht. Die Opfer, die solche Freundschaft bringt, opfert sie eigentlich sich selbst. Daher mag es wohl gekommen sein, daß im wahren Christentum das Wort Freund und Freundschaft weniger vorkommt (in den Briefen der Apostel mit Ausnahme von 3. Joh., V. 15, gar nicht!), als draußen. Es ist das wieder ein Gebiet des natürlichen Menschen, das durch Jesu Kommen und sein Werk eine gründliche Umgestaltung erfahren hat. Damit wir aber richtig erkennen, was für Ursprung und Ziel sich bei der wahren christlichen Freundschaft betätigen muß, schauen wir den Wendepunkt menschlicher Freundschaft in Jesu Freundschaft an.

Was bedeutet es, wenn Jesus seine Jünger seine Freunde nennt? Irdische Zuneigung war doch gewiß nicht der Ursprung dieser Stellung, sondern seine Liebe zu ihren Seelen. Zuerst hat er diese Leute ausgezeichnet durch die Berufung. Da sie darauf antworteten mit ihrem wirklichen Kommen zu ihm, offenbarte sich seine Liebe weiter im dreijährigen Umgang mit ihnen. Er war bemüht, ihre Seelen zu erziehen, sie zu rechten Werkzeugen seiner Liebe zu machen. Ja, er ist vor dem schwersten Opfer, das unter irdischen Weltfreunden keinen Sinn hätte (weil mit diesem Beweis auch die Freundschaft durch den Tod aufhörte), sein Leben für sie in den Tod zu geben, nicht zurückgeschreckt. Also Jesu Tun aus Liebe ist der Untergrund dieser neuen Stellung von Menschen zu ihm. Das wird etwas ganz anderes nach sich ziehen, als wenn im Alten Testament jemand Gottes Freund genannt wurde. Die Jünger spürten sich zu Pfingsten, als der heilige



Geist ihnen alles von Jesu Person und Wirken sonnenklar machte, rings herum Jesu verschuldet. Sie waren erkaufte, herausgerettete, in ein ganz neues Verhältniß zu ihm gekommen. Sie konnten nicht mehr sich selbst gehören, oder ihrer Familie, oder ihrer Vaterstadt, — ihrem Volk, — die höchste, stärkste Beziehung war: Ich bin Jesu Eigentum mit Leib und Seele. Das ist der geheimnisvolle Untergrund der Freundschaft Jesu geblieben bis auf den heutigen Tag. Nur, wem seine Errettung eine solche Gewißheit, ein solch neues Leben geworden ist, der kann sich zu Jesu Freunden rechnen, — oder richtiger, der muß sich selbst dann als in diesem Bunde befindlich ansehen. Keine oberflächliche Neigung, keine bloße Bewegung des Gefühls, — sondern ein wirklich neuer Tatbestand, ein Verkauft- und Vergebensein an ihn, „daß ich mit Leib und Seele nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin!“ Ist das erst Wahrheit und Wirklichkeit geworden, dann versteht es sich von selbst, daß die Betätigung dieser Freundschaft auch ganz anders sein wird, als bei der Weltfreundschaft. Man hat nicht nur „freundlich“ über jemand zu denken und zu reden, man sucht nicht nur ihm ein Wohlgefallen abzugewinnen; man will nicht nur ihm Wohlfeln verschaffen, sondern man hat sich selbst ganz und gar mit allen Rechten und aller Selbstständigkeit an diesen Jesus verloren!

Wie muß also die Freundschaft der Gläubigen für Jesus an den Tag kommen? Er hat die Echtheit seiner Freundschaft dargetan mit der Hingabe seines Lebens. Nun verlangt er, daß sie, weil sie ihm doch schon ganz gehören, auch ihm ganz gehorchen. Seine Freunde soll man am Gehorsam gegen ihn, seine Gebote, seinen Willen, seine Winke erkennen. Einst hatte er verheißen, Ruhe der Seelen und Erquickung zu spenden, wenn jemand von ihm gehorchen lernt. Jetzt wirds erfüllt. Seine Freunde gehorchen nicht aus knechtischer Angst, sondern aus Liebesdrang; aus dem neuen Verhältniß, das sie jetzt zu Jesu haben, ergibt sich wie von selbst der Freundesgehorsam. Und der ist keine äußere Pflicht, keine Anstrengung, sondern eine Erquickung. War Jesu Freundschaft zu ihnen aus seiner Liebe zu ihren Seelen geboren, so lieben sie jetzt mit der Seele. Die Seele der Liebe ist die Liebe der Seele. Jetzt tun sie alles ihm zu Liebe; alles von Herzen, alles dem Herrn. Sollte sich das nicht ganz besonders deutlich zeigen in der neuen Freundschaft und Gemeinschaft, die jetzt die neuen Menschen unter einander haben?

Die Bruderliebe ist so umfassend und erschöpfend über das alte Wort „Freundschaft“ gekommen, daß man seiner kaum mehr gedenkt. Sollte nicht auch das Wesen der Freundschaft einen ganz neuen Gehalt bekommen, wenn sich die Freunde beide als Gerettete und Erlöste kennen, wenn die gleiche Liebe zu Jesu sie inniger vereint, als es vorher Bande des Blutes oder der Neigung je vermocht?

Man will den andern so lieben, daß seine Seele dadurch gereinigt und verklärt werde. Dadurch hört das Weltinteresse am Wohlfsein im Irdischen ziemlich auf; statt dessen liebt man des andern Seele, das was in seiner Seele jetzt auch die Hauptsache ist, das persönliche Leben mit Jesu. Man stärkt und befördert diese Beziehungen des andern zu Jesu; man wäscht ihm demütig die Füße, damit sein Wandel reiner und vollkommener werde. Daraus läßt sich erkennen, wie es kommt, daß man so leicht über den Richtgeist der Christen klagt. Es ist ein echter Zug der neuen Seelenfreundschaft in diesem Eifer oft nicht zu verkennen; nur hält die tragende, dulbende Liebe mit der reinigenden Zucht nicht Schritt. Es fehlt sowohl am richtigen Verstehen des andern, als an der Demut bei der Beurteilung, und so kann es vorkommen, daß man mehr mit dem Messer des Strafgeistes, als mit dem linden Balsam aus Gilead an den Herzen der andern herumhantiert. Mehr heimliches Gebet für die andern, mehr offenbare Treue im eigenen Wandel, mehr leise und doch stark wirkende Heilandsnähe, — das würde mehr helfen als tadelnde Worte. Kurz: mehr Freundschaft für Jesum und Beziehung zu Jesu, dann wird unsere Freundschaft den andern wertvollere Dienste tun, als all unser Scharffinn und all unsere Anstrengung. Vergessen wollen wir es nicht, daß am Strom ein Maßstab für die Wasserhöhe angebracht ist: an der wirklichen, echten, selbstlosen Seelenliebe, die wir gegen unsere Mitbrüder haben, kann jeden Tag festgestellt werden, wieviel Lebenswasser von Heilandsliebe sich in unserm Strombett befindet.

Außerdem wirds noch wichtig sein des Zieles der Freundschaft zu gedenken. Was ist das Ziel der Weltfreundschaft? Hier auf Erden, soviel Plage als möglich von einander fern zu halten, und sich gegenseitig soviel Wohlfsein als möglich zu verschaffen. Darin liegt schon das Gericht über dieser von der Erde genommenen Freundschaft: was von der Erde genommen ist, muß wieder zur Erde werden und wenn der eine durch den Tod geschieden, bleibt im besten Fall eine unheilbare Wunde zurück. Darum können Weltfreund-

schaften auch durch äußere irdische Gründe auseinandergehen. Die Liebe der Kinder Gottes kann aber, solange beide Teile noch Jesu angehören, wohl Wandlungen durchmachen, weil wir alle fehlende, schwache Menschen sind; aber aufhören kann sie nicht. Gehört sie doch zu der Wurzel der ewigen Liebe, die auch nachbleibt, wenn einst Glauben und Hoffen aufhört. „Die Liebe hört nimmer auf!“ Das Ziel der Liebe Jesu zu seinen Freunden ist ebenso ewig: Daß er sie einst zu Genossen seiner Herrlichkeit, zur schönsten seligsten Gemeinschaft, habe, dazu liebte er sie. „Wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis zum Ende.“ (Joh. 13, 1.) Unsere Freundschaft mit Jesus hat das gleiche Ziel, wenn man von dem absieht, was wir schon auf Erden für Jesus werden möchten: willige, gefügige Werkzeuge in seiner Hand. Desgleichen hat unsere Liebe zu den Brüdern das Ziel ihrer Vollendung: Daß Jesus auch in ihnen ganz gewinne und den Sieg behalte! Drei Liebesströme aus einer Quelle sprudelnd und dem gleichen Ziele zustrebend! Sollte das nicht einigend und versöhnend und uns selbst erhebend und erfrischend auf unsere Liebe auf Erden zurückwirken!



## Antwort.

„Und schreckt euch nicht der Feinde Zahl,  
Nicht Kampf und Übermacht?  
Wenn rings um euch wie Höllenslärm  
Kanonen Donner tracht?“  
Laut tönts zurück aus Männermund:  
„Ob's rechts und links auch fällt,  
Wir Deutsche fürchten unsern Gott,  
Sonst nichts auf dieser Welt!“

„Und ihr daheim in Sorg' und Not  
Bleibt stark auch euer Mut  
Im Kampfe um das täglich Brot',  
In Angst um Hab' und Gut?“  
Fest tönts zurück aus Frauenmund:  
„Wie auch das Los uns fällt,  
Wir Deutsche fürchten unsern Gott,  
Sonst nichts auf dieser Welt!“

„Sag' deutsches Volk, ob Mann, ob Weib,  
Woher nehmt ihr die Kraft,  
Daß jeder, stark an Seel' und Leib,  
Getreu sein Bestes schafft?  
Und daß nicht klagt, wem auch allhier  
Sein Glück zusammenfällt?“  
„Wir Deutsche lieben unsern Gott  
Weit mehr als alle Welt!“

Salgar Holmen

(Verfasserin von „Und nicht müde werden“  
Verlag Max Niemann-Stuttgart.)



## Bilder von Feldgottesdiensten.

Von Hans Keller.

Die geehrten Amtsbrüder unter den Lesern von „Auf Dein Wort“, welche auch in dieser Kriegszeit daheim in ihrer Studierstube Muße haben, ihre Predigten auszuarbeiten und zu memorieren, möchte ich bitten, diese Zeilen nicht mit dem Auge des Kritikers zu lesen. Bis zur Mobilmachung habe ich keine Predigt gehalten, die ich nicht gründlich ausgearbeitet und memoriert hätte, wenn auch nicht wörtlich, was ich nicht kann. Das wurde im Augenblick der Mobilmachung anders. Am vierten Mobilmachungstage mußte ich bereits meine Garnisonstadt verlassen. In den drei ersten Tagen galt es daher nicht nur eine große Anzahl von Trauungen und Taufen in der Militärgemeinde, die sich zum großen Abschied rüstete, zu halten, und das Pfarramt mit all' seinen Akten und Rassen dem für die Dauer des Krieges stellvertretenden Divisionspfarrer zu übergeben, sondern auch die mannigfachen persönlichen Vorbereitungen für das Feld zu treffen. Da blieb für den Gottesdienst, der mit seiner ergreifenden Abendmahlsfeier zu einem Abschiedsgottesdienst für die Militärfamilien werden sollte, und die beiden großen Feldgottesdienste für die abrückenden Truppen keine Zeit, an jedem der drei Tage noch eine rechtgehende Predigt auszuarbeiten. Aber da war ja auch das Herz voll und man spürte etwas von der Wahrheit des Wortes: „Weß das Herz voll ist, geht der Mund über.“ So überlegte ich mir unter Gebet das, was an der Hand des gewählten Textes zu sagen wäre und skizzierte die Predigt kurz stenographisch auf ein Blättchen.

Anderst ist es auch während des Feldzuges nicht geworden. Die Feldpredigten sind aus dem Augenblick und für den Augenblick geboren. Sie wurden oftmals in großer Eile, da die Ansetzung des Gottesdienstes häufig ganz plötzlich erfolgte, überdacht und überbetet und unter dem Donner der Geschütze gehalten, jedesmal wieder in neuer und fremdartiger Umgebung. Das mag manches entschuldigen,

was an diesen Predigten im Felde auszusagen ist. Im übrigen sollen diese Momentbilder auch kein Muster und Vorbild darstellen, sondern nur den Angehörigen unserer Krieger zeigen, wo und wie draußen Gottes Wort an unsere im Kampfe befindliche Männerwelt ausgestreut wird.

Die Schlachtfelder in der Umgebung von Mülhausen lagen längst hinter uns, schwere, blutige Kämpfe hatten unsere Truppen durch Lothringen nach Frankreich hereingeführt. Gerade die drei ersten verlustreichen, aber auch durchweg siegreichen Wochen waren vorübergegangen, da bot sich den Truppen unserer Division der erste Ruhetag im französischen Städtchen Bakkarat, der auch sofort auf allseitigen Wunsch den ersten Feldgottesdienst bringen sollte. Auf der Terrasse eines Schlosses bauten wir darum den Feldaltar auf, der von Blumen und Grün umgeben, noch seine rechte Weihe empfang durch die enthüllten Fahnen der beteiligten Regimenter. Der Altar stand damit erhöht und konnte von all' den vielen hundert Männern gesehen werden, die auf dem kiesbestreuten Vorplatze und den Rasenplätzen des Schlossparkes in Abteilungen, Bataillonen und Schwadronen aufmarschierten. Es wurde eine Riesengemeinde, die kaum ein steinernes Gotteshaus hätte fassen können. Der Anblick dieser still und ernst zum Gottesdienst versammelten Massen war geradezu überwältigend, und die allgemeine Ergriffenheit wuchs, als unter Musilbegleitung der alte Choral von Leuthen: „Nun danket alle Gott“ mächtig brausend gen Himmel stieg. Selten habe ich wieder bei einem Soldatengottesdienst so viele Augen voller Tränen gesehen, und auch für mich galt es, alle Kraft zusammen zu nehmen, damit nicht die innere Weichheit die Stimme erzittern ließ, die doch den letzten Hörer noch erreichen wollte.

Der Text lag nahe. Wie so oft späterhin noch im Felde war er dem Alten Testament entnommen, nämlich II. Moses 15, 1: „Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan; Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt.“

Der erste Feldgottesdienst in diesem Kriege ließ unwillkürlich unsere Blicke zurückschweifen zu den letzten Feldgottesdiensten jenes Krieges, der nun schon über vierzig Jahre hinter uns liegt, und damit überhaupt zu jener großen Zeit und ihren großen Menschen. Als Kinder haben wir wohl in atemloser Spannung gelauscht, wenn von dem gewaltigen Kriege 1870/71 gesprochen wurde, und als Erwachsene haben wir es bedauert, daß wir in den täglichen, kleinen Sorgen

unsere Kräfte und Gaben verzehren und nicht zu größeren Aufgaben berufen werden, nach deren Erfüllung wir auch jubelnd unser Texteswort sprechen könnten. Nun hat uns Gott in solche schwere, große Zeit gestellt, und haben wir uns ihrer würdig erwiesen?

Die Bejahung dieser Frage bildete den ersten Teil der Predigt. Ich brauchte meine Zuhörer nur zu erinnern an die Tage, da sie sich von Weib und Kind, von Vater und Mutter losgerissen hatten, losgerissen auch von lieben Arbeiten, deren Erfüllung wohl eines Lebens wert war, wie dabei wohl manche stille Träne geflossen war und mancher letzte Händedruck einem durch Mark und Bein erschüttert hatte, wie sie aber alle dennoch mit aufrichtigster Begeisterung ins Feld gesandt worden sind, so daß sie dem Vorbilde jenes kleinen Patrioten folgen konnten:

„Doch, wenn die Sturmglock' einst erschallt,  
Manch Feuer auf den Bergen walt,  
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied  
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied.“

Da haben so manche daheim Opfer gebracht, die wohl als groß bezeichnet werden können. In dieselbe Kerbe schlugen die Erinnerungen an alle Liebe, welche die Zurückgebliebenen beim Abschied den Ihrigen, oder am Bahnhof jedem ins Feld ziehenden Krieger auf das herzlichste erwiesen hatten. Daheim wurden sie zu großen Menschen dieser großen Zeit.

Weiter führten uns die Gedanken zu all' den schweren Tagen, die hinter uns lagen, seitdem wir kein liebes Auge mehr geschaut, sondern dem grimmen Feinde ins Angesicht gesehen haben. Ich brauchte nur gewisse Saiten anzuschlagen, die meinen Hörern weiterklangen, wenn ich sprach von großen Märschen durch Sonnenbrand und Straßenstaub, von Todesverachtung im Schlachtensturm, da der eiserne Tod tausendfach über ihnen hinweggebraust war und manchen Kameraden von der Seite gerissen hatte, deren wir voller Wehmut gedacht, und deren frischen Gräbern wir von unserem ersten Feldgottesdienste einen innigen Gruß zuriefen. Es war aber nicht umsonst gewesen. Sieg folgte auf Sieg, so daß am Tage zuvor das Armeeoberkommando seine höchste Anerkennung ausgesprochen hatte. Ja — unsere Braven hatten Großes geleistet und waren damit würdig geworden dieser großen Zeit und würdig ihrer Väter. Da liegt es für manchen nahe, vom Texteswort den Anfang zu streichen und sich brüstend zu sagen: Wir haben herrliche Taten getan, Roß und Mann haben wir ins Meer gestürzt.



Der zweite Theil brachte neben der vollsten Anerkennung der eigenen Tüchtigkeit die Unterstreichung des Anfanges aus unserem Texte: „Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That getan.“ Diese Ausführungen gingen aus von den Abschiedsworten, die der Kommandeur des badischen Leibgrenadier-Regiments, das auch an diesem Gottesdienste teilnahm, nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges 1871 den Mannschaften zur Entlassung sagte: „Wenn Ihr Euch dieser großen Zeit erinnert, dann überhebt Euch nicht in eitlem Stolge, sondern vergeßt niemals, daß Ihr Euren Sieg der Gnade Gottes, des allmächtigen Lenkers der Schlachten, zu verdanken habt, und daß eine gute Ausbildung und gute Disziplin die Grundlage des Sieges bilden.“

Das Wort dieses tapferen und frommen Soldaten führte uns dazu, aus aufrichtigstem Herzen und in ehrlichster Demut unseren Dank darzubringen

„Dem Gott, der groß und wunderbar  
Nach langer Schandenacht uns allen  
In Flammen aufgegangen war.“

Daß dieser Dank an Gott nicht zur Phrase wurde, dafür bürgte uns unser aller tiefe Ergriffenheit bei dieser ersten kirchlichen Feier im Kriege überhaupt und im Feindeslande, die um so stärker war, je drohender während des Gottesdienstes von den Höhen das unheimliche Brüllen der Geschütze einsetzte, das uns daran mahnte, daß unsere bayrischen Kameraden bereits in neuem Kampfe vom Lenker der Schlachten sich Sieg erkämpften und erslehten. Gott die Ehre und mit Gott wollen wir Thaten tun, darauf kam unsere Predigt hinaus.

Den Schluß bildete eine Mahnung an jeden, als Christ und als Deutscher weiter den Ehrenschild unserer Armee rein zu halten. Diese Mahnung wurde nachträglich eingeschärft durch folgendes Bild. Auf dem Schlachtfelde von Wörth steht ein Denkmal für die gefallenen Franzosen. Der Sockel trägt die Inschrift: *evigilabunt* = sie werden wiedererwachen. Viele fassen das auf, wie eine Drohung Frankreichs. Aus diesen Gräbern würden einst die alten Kämpfer erstehen, welche die Scharte von Wörth ausmerzen würden. Christen sehen darin einen anderen Gedanken angedeutet, nämlich diesen: Sie werden erwachen einst in der Ewigkeit, um den Lohn für ihre Treue und Tapferkeit zu empfangen, die sie bewiesen, auch wenn der Sieg nicht auf ihrer Seite war. So würden alle wiedererwachen, die hier zu diesem Feldgottesdienste versammelt sind, einerlei ob sie auf dem Felde

der Ehre fallen oder einst daheim vor Altersschwäche sterben, um ihren Lohn zu empfangen. Die weitere Nuzanwendung dieses Gedankens braucht für die Leser nicht näher ausgeführt zu werden.

Das niederländische Dankgebet beschloß die Feier, das hier auf feindlichem Boden und angesichts neuer beginnender Kämpfe mit der ganzen Inbrunst gesungen wurde, wie sie ja auch zu diesen gewaltigen Worten und Akkorden paßt. Dann senkten sich beim Segen auch die sieggekrönten Fahnen zum Zeichen, daß es wahr ist und dabei bleiben soll nach jedem Siege deutscher Waffen: „Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan.“

Unter den Klängen und begeisterten Gesang des alten Truchliedes: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ zogen dann die Regimenter mit wehenden Fahnen in ihr Quartier, durch die Straßen dieses französischen Städtchens, dessen Bewohner von der Frömmigkeit und Begeisterung der deutschen Soldaten, wie sie nachher mehrfach sagten, einen gewaltigen Eindruck erhalten hatten.

Ganz anders geartet war ein Gottesdienst, den ich etwa einen Monat später im Norden Frankreichs hielt. Wir befanden uns nach langem Eisenbahntransporte auf dem Marsche neuen Kämpfen entgegen. Es war an einem wundervollen Herbstsonntage, einem rechten Sonntage mit all' den Reizen, die der Herbst solchen Tagen verleiht. Der Morgen war mit vielgeschäftigem Treiben angefüllt gewesen, da anscheinend der Weitermarsch bevorstehen sollte. Um 1 Uhr nachmittags stellte es sich heraus, daß wir wahrscheinlich bleiben würden, und so wurde noch schnell zu 5 Uhr ein Feldgottesdienst angesagt. Zunächst mußte der Platz für ihn ausgesucht werden. Am Südenende des Dörfchens L. . . . ., in dem wir lagen, fand ich mit Hilfe einiger Unteroffiziere eine schöne Wiese, die durch Hecken und Gebüsch völlig von der Außenwelt abgeschlossen war. Hier bauten wir einen schlichten Altar auf. Die rote Altardecke mit dem Eisernen Kreuze darauf machte ihn recht stimmungsvoll in dieser ländlichen Umgebung, über der sich allmählich der wolkenlose blaue Himmel rötlich-gelb anfang zu färben.

Nachdem alles geregelt war, galt es in stiller Stunde noch schnell Gedanken fassen und sammeln, um den Truppen, die auf diesen friedlichen Märschen im Feindeslande mancher Versuchung ausgesetzt waren, die Macht des Siegers zu mißbrauchen, das Gewissen zu schärfen. Da wurde ich auf das Wort gelenkt aus dem Galaterbrief 6, 2: „Einer trage des andern Last“ und sprach zu ihnen von der rechten

106

Kameradschaft im Felde. Die Regimentsmusik deutete auf meinen Vorschlag den Inhalt der Predigt schon im Vorspiele an, indem sie das alte Soldatenlied spielte: „Ich hatt' einen Kameraden.“

In der Einleitung wies ich darauf hin, daß unser Kronprinzenpaar zu seiner Trauung sich diesen Text gewählt habe, als Leitmotiv für seinen Ehebund. Darum passe dieses Wort auch als ein Motto, das über die rechte Kameradschaft zu setzen sei, da Ehe und Kameradschaft mancherlei Ähnlichkeiten hätten.

Die Ausführung zeigte dann die rechte Kameradschaft im Kampfe, in Gefahr und Not, ausgehend von jener ergreifenden Kameradentreue, die sich bei der Eroberung Demmin's durch den großen Kurfürsten im Jahre 1675 unsterblichen Namen gemacht hat. Die Stadt war durch einen Graben voll morastigen Wassers für damalige Verhältnisse in offenem Sturm uneinnehmbar. Darum sollte eine Überumpelung helfen. Im Dunkel der Nacht wollten 25 Dragoner, die sich freiwillig gemeldet hatten, über eine schmale Planke den Graben überschreiten, die Wache am Hauptbrückentopf niedermachen und die Zugbrücke herablassen, damit die Brandenburger so in die Stadt eindringen könnten. Zwanzig dieser Tapferen hatten den morastigen Graben bereits überschritten, der einundzwanzigste befand sich gerade auf dem Brett. Da hörte man ein dumpfes Geräusch, wie von einem schweren Fall, das Wasser rauschte auf und dann wurde es still. Dieser Dragoner war mit der Planke ausgerutscht und in den Morast gestürzt. Ein lauter Hilferuf hätte die andern über den Vorfall belehrt, den sie in der dunklen Nacht nicht erkennen konnten, und hätte dem Verunglückten Rettung gebracht, aber damit hätte er seine Kameraden auf feindlichem Ufer verraten. Sie wären verloren gewesen und der ganze Anschlag mißlungen. Darum ging er für seine Kameraden lautlos in den Tod, die jene Wache überrumpeln konnten und damit die Brücke gewannen, über welche die Brandenburger siegend einzogen. Das war Kameradentreue, da einer des anderen Last getragen, Kameradentreue, die den Hörern in der Rußanwendung auf ihre Verhältnisse übertragen, als Vorbild ans Herz gelegt wurde.

Die rechte Kameradschaft wurde dann im zweiten Theile behandelt, wie sie sich bewähren soll im Quartier, wenn es nicht gilt vielleicht mit seinem Blute zu helfen des andern Last zu tragen. Das empfindet jeder, der mit draußen ist, daß der Krieg rauh und hart macht. Mancher Soldat vergift in Hunger und Durst, daß er kein Recht



auf das persönliche Eigentum der Besiegten hat und vergreift sich gewalttätig daran. Mancher deutsche Soldat vergift im Augenblick der Leidenschaft, daß er daheim Weib und Kind, Mutter und Schwester oder Braut hat. Nicht nur einer oder der andere wird es sein, dem dadurch die Rückkehr, wenn es Gottes Wille ist, vergällt wird. Ist er mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen eingezogen, dann darf er die Seinen eigentlich nicht mit einem Ruß begrüßen, denn er ist — trotzdem er heimkehrt — gefallen im Kriege, und darf nicht mitsingen von deutschen Frauen und deutscher Treue.

Da man im Felde nur Männer unter seinen Hörern hat, konnte auch dieser Teil deutlich ausgeführt werden, und ich konnte hinweisen auf die rechte Kameradschaft, da ein guter Kamerad sucht den andern vor dem Fall zu hüten, sucht des andern Seele vor dem Verderben zu retten. Indem er solchen Engelsdienst im Quartier erweist, trägt er des andern Last und erntet den Dank mancher Mutter und mancher Frau daheim.

So suchte ich die rechte Kameradtreue draußen im Kampfe und drinnen im Quartier meinem Soldaten recht eindringlich zu machen, indem ich sie schließlich hinwies darauf, daß die wertvollste Kameradschaft, die uns über alles hilft, die Kameradschaft mit Jesus ist, dem besten Freunde, den wir haben und der für uns auch die größte Last getragen, unsere ganze Sündenschuld.

Möge gerade diese Predigt vielen meinen Zuhörern das Gewissen geschärft haben, damit sie mit Jesu Hilfe als tapfere und reine Männer ihren Weg durch alle Kriegsgefahren und Kriegsv Versuchungen gehen möchten.

Weiter blättere ich in meinem Kriegstagebuch und da fällt mir ein Gottesdienst noch besonders auf, der wieder etwa einen Monat später gehalten wurde, und zwar zum Erntedankfest. Das kleine Dörfchen, in dessen Kirche ich diese Predigt hielt, wird mir und manchem anderen für alle Zeiten unvergeßlich bleiben. Es ist das Dorf S. . . . ., vor dem sich die Stellungen unserer Division befanden und in dem die Feldküchen (Gulaschkanonen nennt sie ja der Soldat) tagsüber standen, um nach Einbruch der Dunkelheit vorzufahren, damit die Truppen ihre warmen Speisen erhielten. Im Dorfe lag auch unsere Sanitätskompanie und hatte ihren Hauptverbandsplatz aufgeschlagen. Abends, wenn die Feldküchen vorfuhren, dann wanderten auch unsere unermüdlichen Sanitätler einen gefahr-

vollen Weg, um die während des Tages Verwundeten hereinzuholen ins Dorf, wo in der Kirche und in beiden Schulen die Ärzte tätig waren und suchten das Leben zu retten, das zu entfliehen drohte. Hier waren auch wir Geistlichen an der Arbeit und halfen, wo zu helfen war dem verwundeten Leibe und der geängsteten Seele. In der Kirche von S. . . . . habe ich manchen gesehen, der wenige Stunden darauf dem Rufe des Todesengels gefolgt war. Draußen vor der Kirche lagen sie dann die toten Kameraden in ihre Mäntel eingehüllt, und wenn der Abend kam dann betteten wir sie auf dem Friedhofe, der das Gotteshaus umgab, zur letzten irdischen Ruhe.

Aber der Feind kannte kein Erbarmen und die Genfer Flagge auf Kirche und Schulen hinderte nicht, daß manche Beerdigung jäh unterbrochen wurde durch das unheimlich hohle Heulen der Schrapnells und den krachenden Einschlag von Granaten. Und das feindliche Feuer wurde von Tag zu Tag schlimmer und gefährdete unsere Verwundeten derartig, daß man sich entschloß den Hauptverbandsplatz weiter zurück zu verlegen. Da verließ auch ich diesen ungastlichen Ort.

Vierzehn Tage mochten darüber vergangen sein oder mehr, als ich noch einmal nach S. . . . . kam und in seine Kirche. Am Erntedankfestsonntag waren Truppenteile unserer Division zur kurzen Ruhe in dieses Dorf zurückgezogen worden. Ihnen sollte ich Gottesdienst halten. Da es mir an Zeit gebrach zu Pferde zeitig an Ort und Stelle zu sein, so führte mich das Divisionsauto in schneller Fahrt zum altbekannten Gotteshause, das jetzt freilich anders aussah.

Das Stroh, mit dem man für die Verwundeten den Boden bedeckt hatte, war weggeräumt worden und in der verhältnismäßig großen Kirche — hatte man doch alles Gestühl herausgeschafft — da standen sie Kopf an Kopf bis auf die Stufen des Altars, die Offiziere und Mannschaften, die bis Mitternacht noch im Schützengraben gelegen hatten und nun unter Orgelbegleitung den Choral sangen: „Befiehl Du Deine Wege,“ der das Krachen und Dröhnen des eigenen und feindlichen Artilleriefeuers, das unheimlich das Dorf umwütete, übertönte.

Drei Erntegedanken waren es, die uns kurz beschäftigten:

1. Der französische Einfall hat im Oberelsaß die schöne Ernte verwüstet. Des Russen Hand lag schwer auf Ostpreußens Fluren. Durch den Kampf haben wir selbst in Lothringen unsere Ernte vernichtet.

Dem übrigen Vaterland hat der Krieg alle Erntearbeiter weggeführt. Diese vier Bilder in ihrer näheren Ausführung legen wohl die Frage nah: Kann man da Erntedankfest feiern? Die Frage muß bejaht werden im Blick auf den tatsächlichen Ausfall der Ernte, im Blick auf das, was öffentliche und private Liebe in den erntelosen Landstrichen getan, im Blick auf die Befreiung unseres Vaterlandes vom Feinde, im Blick endlich darauf, daß Gott immer noch unser Gebet erhört: Unser täglich Brot gib uns heute.

2. Erntedankfest im Kriege erinnert an andere Ernte noch, welche jenes Gedicht meint:

„Die Ernte reist im Sonnenbrand,  
Rings gilben schon die Ähren.  
Die Sichel hat in tiefer Nacht  
Von selbst geklirrt. Ich bin erwacht,  
Daß Rissen naß von Zähnen.

Ich träumte einen wilden Traum:  
Die Ähren rings in Schöne,  
Sie standen in viel stolzen Reih'n,  
Und als die Sichel fuhr darein,  
Da waren's Deutschlands Söhne.

Der Wind geht über's leere Feld,  
Man brachte heim die Garben.  
Der Erntesang verhallte weit. —  
Ein Lied klingt fort in Ewigkeit  
Für die, die draußen starben.“

(Auguste Supper.)

Ein Blick auf den Friedhof, der uns umgab, war es nicht schwer dieses Bild weiter auszumalen, wie der Schnitter Tod die reifen Garben einsammelt. Er kann ein reiches Erntefest feiern. Können wir auch da von einem Erntedankfest reden? Ja, und zwar in dem Sinne, daß unsere Opfer nicht umsonst gebracht sind. Ein kurzes Nachdenken über vergebliche und erfolgreiche Opfer machte uns das klar.

3. Erntedankfest im Kriege feiert Gott. Gesunde und Verwundete haben in diesen schweren Tagen die Ernte aufgehen lassen, die vielleicht einst im Konfirmandenunterricht ausgestreut war. Manch' verlorener Sohn hat heimgefunden, manch' Hochmütiger hat knien gelernt. Gott feiert ein großes Erntefest. Da liegt ein Soldat im Sterben, als ihm sein Hauptmann das Eiserne Kreuz auf die Brust legt. Auf den verwunderten Blick des Sterbenden sagt der Offizier: „Von



Deinem König, mein Sohn.“ Da geht ein Lächeln über das bleiche Gesicht und die totblaffen Lippen lispeln: „Von meinem König — hier das Kreuz.“ Dann schaut er gen Himmel: „Von meinem König — dort die Krone.“ Da findet man einen tödtlich verwundeten Offizier im Schützengraben und neben ihm eine Feldpostkarte, die er mit letzter Kraft geschrieben: „Mutter, Frau! Herzlichsten Gruß. Ich sterbe in Gott. Amen.“ Das sind Garben — reif für die Ewigkeit. So können wir auch in diesem dritten Sinne ein Erntedankfest feiern.

Der Schluß brachte den Appell an die Zuhörer, an ihrem Teile alles zu tun, was in ihrer Kraft steht, um reife Garben für die Ewigkeit zu werden.

Wieviele liebe Kameraden, die damals in diesem Kirchlein Erntedankfest gefeiert haben, mögen inzwischen von der Sichel des Todes gefällt worden sein! Nach Schluß des Gottesdienstes setzte sich ein Unteroffizier mit seinen Leuten zum Essen. Ein französisches Schrapnell durchschlägt das Haus, verwundet den Unteroffizier schwer und tötet einen Mann. Da hatte der Tod gezeigt, wie erntegierig er ist. Möge dieser gefallene Kamerad auch zur Ernte Gottes gehört haben.



## Zum Trost.

Ein jäher Schmerz ist eine wahre Qual,  
Doch darf er dich nicht ungesegnet deuchten;  
Sahst du noch nie auf kaltem Wasserstrahl  
Des siebenfarbenen Bogens zartes Leuchten?

Stephanie von Goshlar.



## Aus meinem Leben 17.

Es scheint mir für meine Leser von Bedeutung zu sein, wenn ich ihnen noch von einer Begleiterscheinung meiner Bekerung berichte. Gerade wenn man es nach diesem Ergebnis mit seiner religiösen Stellung ernst nimmt, entsteht die Gefahr einer gewissen Engigkeit, oder Übertriebenheit. So ging es mir damals auch. Diese falsche Einschätzung der eigenen Persönlichkeit, und das Anlegen des Maßstabes derselben an andere Menschen und alle Verhältnisse, schafft jene „Entschiedenheit“, die ein Kennzeichen eines unfertigen Christentums zu sein scheint.

Hierher rechne ich z. B. meine Stellung zum Gelde. Damals schien es mir ein Unrecht zu sein, irgend etwas zu ersparen. Bei meinem damaligen Einkommen entbehrt solch ein Wort nicht eines gewissen humoristischen Zuges. Wir konnten ja bei den Verpflichtungen, die ich gegen meine Mutter hatte, sowieso bei äußerster Sparsamkeit kaum durchkommen. Macht man da aus der Not eine Tugend, so wirkt es auf andere Leute etwas komisch. Ich hatte damals einen Briefwechsel mit dem seligen Pastor Funke, in welchem mir derselbe meine falsche, überstiegene Stellung zum Gelde klar zu machen suchte. Aber es mußten noch Jahrzehnte darüber hingehen und meine Lebensführung noch manches Tal und manchen Berg überschreiten, bis ich die wirkliche, biblische nüchterne Stellung zum irdischen Besitz einnehmen lernte. Jetzt sehe ich meine Einnahmen daraufhin an: was darf ich mit gutem Gewissen in unserm Stande jährlich für uns verbrauchen und wieviel bin ich innerlich verpflichtet, an Wohlthaten und Gaben für Gottes Zwecke zu verwenden. Erst wenn das alles in Ordnung ist, kann ein Rest für das Alter, oder für unvorhergesehene Fälle erspart werden. Nur daß man sich da nicht vom Geldteufel betrügen läßt. Weder darf ich mein Herz an das ersparte Geld hängen, noch darf ich als Christ reich werden wollen, noch auch wäre es mir erlaubt, soviel Geld aufzuhäufen, daß etwa meine Kinder ohne Arbeit von den Zinsen desselben leben könnten. Kein Tier sorgt länger für seine Jungen, als bis sie im Stande sind, sich selbst den Unterhalt zu suchen. Ich muß meinen Kindern eine gute Erziehung geben, ihnen vielleicht zur Erlangung einer Lebensstellung mit Geld helfen, sie etwa unterstützen; aber eine Verpflichtung liegt in keinem Fall vor, ihnen soviel zu hinterlassen,

daß sie der Urbeit enthoben wären. Wieviel Unglück, wieviel Verdummung, wieviel Verbrechen, wieviel Erstickung edelster Anlagen, habe ich nicht in meinem Leben schon an Kindern solcher Leute beobachten können, die von Jugend auf wußten, daß sie einmal sehr reich sein würden.

Ebenso töricht war ich damals im Blick auf die Lebensversicherung. Wenige Wochen nach meiner Befehrung schrieb ich der Versicherungsgesellschaft, es wäre gegen mein Gewissen, weiter Prämien zu zahlen. Heute muß ich sagen: das war ein Unsinn. Ebenso wie man den Regenschirm gegen den Regen braucht, wie man sein Geld nicht auf die Straße legt und dann bittet, Gott möge es einem behüten, oder wie man, was im Sommer gewachsen ist, für den Winter aufhebt, wo nichts wächst, oder wie Gott in Josefs Leben sieben reiche Jahre gab, auf die sieben arme folgten, so muß der Christ auch in solchen Dingen seinen Verstand brauchen und vernünftig und ordentlich für gewiß kommende Ausgaben sorgen. Ist es doch bezeichnend, daß das Land, das sich sowohl durch seine öffentliche Frömmigkeit, als auch durch seinen sprichwörtlichen Reichtum vor allen andern Kulturvölkern auszeichnet — England — schon fünfzig Jahre vor uns das Sparrassenwesen und das Abschließen von allen möglichen Arten von Versicherungen eingeführt hat. Nachher im Jahre 1898, als ich mein Pfarramt in Düsseldorf aufgab und ohne Vermögen, ohne festen Gehalt und ohne Pensionsaussicht dastand, habe ich sofort angefangen, in verschiedene solche Rassen einzuzahlen. Damals tat's mir leid, daß ich fast zwanzig Jahr hatte verstreichen lassen, ohne in ähnlicher Weise vorgesorgt zu haben.

Eine ähnliche Engigkeit lastete auf mir, was die Verantwortlichkeit anlangt, für anderer Leute Seelen zu sorgen. Wenn mich damals manche meiner erbitterten Gegner von heute gesehen hätten! Entzückt wären sie mir um den Hals gefallen. Mir waren eben damals die Grenzen der Verantwortlichkeit, für andere Menschen zu sorgen, noch nicht klar geworden. Und so habe ich in meinem unreifen Befehrungseifer manche Taktlosigkeit begangen. Einmal reiste ich neunzig Kilometer mit der Post von einer Stadt aus, wo ich eine Festrede gehalten hatte, bloß, weil ich gehört hatte, daß dort ein junger, begabter Amtsbruder nicht zum Frieden kommen könne. Der Besuch war ziemlich vergeblich. Manche stieß ich vor den Kopf, manche störte ich in ihrer Entwicklung und oft zeigte mir der Herr in solchen Mißerfolgen, daß sein Geist und seine Hilfe nicht an Formen der Frömmigkeit gebunden war, die ich andern aufpressen wollte. Es ist also nicht eine Halbheit oder Laubheit meinerseits, wenn ich dem treiberischen Wesen mancher meiner frommen Gegner von heute entgegenzutreten mich gezwungen sehe, sondern es ist Lebenserfahrung, Reife und Abklärung. Wer meinen Roman „Menschwerdung“ gelesen hat, weiß schon, wie ich dieses Problem später behandelt habe.



Nun kann ich von diesem ganzen Abschnitt nicht Abschied nehmen, ohne noch ein Wort über die rechte Weltoffenheit des Christentums zu sagen: der alte Blumhard pflegte von einer zweiten Bekehrung zu reden. Die erste Bekehrung macht man durch, wenn man sich zum erstenmal von dem selbstsüchtigen Weltgetriebe hin zu Jesus bekehrt. Aber es fehlt das Parallelogramm der Kräfte, wenn man nicht auch die zweite Bekehrung durchmacht, daß man nun als wirklicher Christ sich der ganzen Welt zukehrt und fragt: was habe ich Euch zu bieten und worin habe ich Euch mein neues Leben zu zeigen. Man verstehe mich bitte nicht falsch. Weltoffenheit ist nicht Weltförmigkeit, nicht einfache Hingabe an die Welt „im bösen Sinne eines gotteswidrigen Wesens“, sondern es ist die Stellung des Eroberers, für den es keine Schlagbäume und gesperrte Grenzen geben kann. Die Schwierigkeiten und Konflikte, die sich da auf Schritt und Tritt zeigen, dürfen uns nicht abhalten, jeder für sich die rechte Stellung zu erkämpfen. Jesus hat man auch einen Fresser und Weinsäufer genannt und zu gleicher Zeit von unerträglichen Forderungen, die er stellte, gesagt, das seien harte Reden. Und so ist es seither durch die Weltgeschichte gegangen: Immer gab es diese zwei einander bekämpfenden, aber auch heilsam regulierenden Kräfte. Askese, Fasten, Entsagungen, Leistungen und Anstrengungen der wunderlichsten Art auf der einen Seite und eine Geneigtheit, sich den Weltformen anzupassen auf der andern Seite, zeigen, daß nicht jeder mit ungeschlagenem Gewissen hindurchgekommen ist.

Aber wenn ich doch Salz der Welt sein soll, kann ich das nicht im wohlverschlossenen Salzbüchselein sein, sondern das Salz muß in die Masse hinein, in der es wirken soll. Lange genug haben die ernstesten Christen diesen Gesichtspunkt übersehen oder verabscheut und gemeint, ihre innere echte Hingabe an Jesus ließe sich nur halten, wenn sie in die Klöster oder Konventikel gingen. Darunter litt die Volksmission des Christentums und die Wirkung der Gläubigen auf alle Verhältnisse wurde minimal. Man denke nur an die Stellung der Presse in Deutschland. Weil sich die Christen in einer Zeit, wo sich diese Großmacht fast über Nacht gewaltig ausgewachsen hat, ängstlich von jeder Berührung mit derselben zurückhalten, steht es jetzt so: daß wir auf fünfhundert Zeitungen, die antichristlich oder jüdisch-freisinnig sind, höchstens eine haben, die die Gedanken des Christentums noch hochhält. Wie lange ist es her, daß die Christen anfangen, sich auf ihre Wahlpflicht zu besinnen und sich darum zu kümmern, was für Leute in die kirchliche oder politische Vertretung gewählt werden. Hier könnten wir von den Katholiken manches lernen. An dieser Stelle fällt einem jetzt unter dem Kriegerdruck das Schulbeispiel ein, das wir zu unserm Schmerze erlebt haben: England! die englischen Christen haben keinen Einfluß auf die Politik gehabt und darum konnten sie nichts gegen den bösen Anteil tun, den England jetzt an diesem Krieg gegen uns nahm.

Ich habe dieses Problem nur gestreift, um anzudeuten, daß ich selbst jahrelang auf jenem Standpunkt mich befunden habe und es jetzt nachträglich sehr bereue. Es war ein Zug der Abkehr von der Welt, der vielleicht an den Fehler der Urchristenheit, der sich auch verstehen und entschuldigen läßt, den man aber um keinen Preis als die wahre Entschiedenheit und das erstrebenswerte Ideal hinstellen soll, dem jeder Christ an seinem Teil nachzueifern habe. Wenn vor zwanzig Jahren die gläubigen Evangelischen in Deutschland die rechte Weltoffenheit gehabt hätten, dann hätten sie in Stöcker ihren Führer sehen und ihm geschlossen folgen müssen, und dann wäre in religiöser und sittlicher Hinsicht noch viel mehr zu erreichen gewesen, als jetzt. Heutzutage gewinnt man den Eindruck: magna pugna victi sumus, d. h.: wir sind in einer großen Schlacht geschlagen worden! Aber noch ist nicht alles verloren. Das hat der Umschwung durch den Krieg gezeigt. Jetzt kommt's auf das Signal an zwischen zwei Schlachten. Geben wir ein Rückzugssignal, dann ist Kirche und Thron, Zucht und Sitte, Deutschthum und evangelisches Christentum in unserm Volke nicht mehr zu retten. Darum muß das andere Signal ertönen: zur Sammlung, zum Schließen der Reihen, zum Heranholen der Reserven und zu neuem Angriff. Wird uns das gelingen, dann bekommen wir eine neue religiöse sittliche Erhebung, die unserm Volke vielleicht nachhaltiger helfen wird, als die Reformation, oder die Erhebung von 1813. Ich bin kein Prophet und kann nicht weisagen, wie es kommen wird; aber den Eindruck werde ich nicht los: wir müssen auf alle Fälle unsere Pflicht tun und diese Pflicht ist, in der rechten Weltoffenheit die ganze Welt für Christum zu erobern. Das recht verstandene Ziel, das Gott mit seiner Heilsgeschichte erreichen will, ist kein nebelhaftes Seelenreich auf den Wolken, sondern eine Weltverklärung, die zu Stande kommen muß durch den Sieg des Geistes Jesu über jeden andern Geist, bis daß in alle Lebensbeziehungen der Menschheit die volle Harmonie zwischen den Gedanken, die Gott darüber gehabt hat und der neuen Wirklichkeit, eingetreten ist. Durch den Krieg sind wir da plötzlich aus der Theorie in die allerrealste Praxis geschleudert worden. Der Geist der deutschen Innerlichkeit, eines starken Idealismus, ist erwacht. Nun wird es Sache der wirklich gläubigen Christen Deutschlands sein, diese Innerlichkeit mit dem rechten Inhalt — Christus und sein Reich — zu füllen, damit wir für den ungeheuren Preis des vergossenen Blutes unserer Jünglinge und Männer den Lohn einer neuen geistlich-sittlichen Reifestufe unseres Volkes erlangen und Gott es zu neuen weltgeschichtlichen Aufgaben berufen könne!



## Ein Geschenk des Krieges an den Frieden!

Da ich nirgends in leitender Stellung bin und öffentlich niemand etwas vorzuschreiben habe, kann ich als „Seelsorger aller Deutschen“, wie mich sowohl Spott als Liebe schon genannt hat, nur Wünsche aussprechen und Winke der Erfahrung geben, d. h. gleichsam mit geschlossenen Augen den Samen austreuen, wohin er fällt! —

Man hat im Kriege wirklich an vielen Orten die evangelischen Kirchen für eine bestimmte Zeit am Tage geöffnet. Wie wäre es, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und zeigte an: An zwei Tagen der Woche zu den oder den Stunden befindet sich der Pastor in der Sakristei, bloß um der Privatbeichte zu dienen! Und wenn zuerst niemand käme, könnte der Geistliche in der kleinen geheizten Sakristei an seiner Predigt arbeiten, in der Stille über der Schrift grübeln und — beten! Wie notwendig hätte er allein schon solch ein paar stille Betstunden ohne die Ablenkung des Pfarrhauses und die Behaglichkeit der Studierstube! Und wenn jeden Sonntag auf diese Gelegenheit zu seelsorgerlicher Aussprache kurz hingewiesen wird, kann es gar nicht anders sein, als daß sich suchende Menschenkinder in dieser Zeit, wo der große Druck auf den Herzen lastet, einfinden werden, die in der „Trostkammer“, wie man früher die Sakristei nannte, auch wirklich Trost suchen. Und wo sich die erste Scheu vor der „katholischen“ Einrichtung erst gelegt hat, dürfte der Segen der Privatbeichte aus der Kriegszeit mit hinüber in den Frieden gehen! — Für Großstädte ist das eine ungeheuer wichtige Sache! Der Drang der persönlichen Aussprache treibt sonst manchen der Sekte in die Arme. Bitte, Brüder, versucht! —



„Ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.“ (Goethe.)

\* \* \*

„Die Kraft des Charakters hängt davon ab, daß eine bestimmte Einheit von Vorstellungen sich dauernd im Bewußtsein hält und die andern und entgegengesetzten abschwächt und ihren Eintritt nicht gestattet.“ (Herbart.) Das drückt Johannes etwas anders aus: „So wir in Ihm bleiben, sündigen wir nicht.“

\* \* \*

„Je nach dem Stand der Gemeinschaft mit Gott und der Aufnahme seines Willens bleibt der Bewußtseinsstand verschieden. Das Gewissen kommt um so mehr in die Höhe, je enger die Gemeinschaft mit Gott ist.“ (Steinmetz.)



# Aus der Briefmappe des Evangelisten.



M. S. Nehmen Sie es dem alten Menschenstudenten nicht übel, daß er bei Ihrem langen Brief gelächelt hat: Es ist doch interessant, wie der Krieg aus dem verschiedenen Menschenmaterial etwas so verschiedenes herausschlägt! Man hätte eine Sammlung von solchen Echoklängen zusammenstellen können. — Übrigens haben Sie mit Ihrem heroischen und scharfen Draufgängertum nicht so Unrecht. Wenn wir Christen diese wunderbare Stunde der Weltgeschichte nicht ausnützen zur Reinigung unseres öffentlichen Lebens und zur Durchdringung desselben mit christlichen Gedanken, dann werden wir als dumm-gewordenes Salz weggeworfen werden. Ach ja, wenn nur die Selbstsucht nicht wäre, die so Viele hindert, sich jetzt fürs Ganze zu opfern! Die Einen könnten jetzt einen Teil ihres ängstlich gehüteten Kapitals hergeben, um die Rettungsarbeit in ganz neuem Umfange einrichten zu lassen, und wir andern müßten auf tausenderlei alte Vorurteile verzichten, um ganz für diese große Idee zu leben. An Stelle der Heilsarmee, die doch nicht mehr als ein englisch gedachtes und von England aus geleitetes Werk eine große Rolle unter uns spielen wird, wenn sie sich nicht deutsch umkrempelt, müßten sich unsere besten Christen zu einer gemeinsamen Rettungsarbeit zusammenschließen! Aber wer soll die Posaunen blasen?

A. S. Warum grübeln Sie über Ihren Glauben und warum fragen Sie sich selbst und andere, ob Ihr Glaube stark genug sei? Machen Sie sich lieber klar, daß Ihr Glaube gar nichts wert ist, wenn nicht der Gegenstand dieses Glaubens, Christus, selbst sich Ihnen mitteilt. Abgesehen von solchem Wirken, Geben, Segnen, Antreiben oder Beglücken, — getrennt von dem lebendig wirkenden Christus, ist Ihr Glaube nichts! Darum sagt Schlatter an einer Stelle sehr treffend: „Aber der Glaube bekommt seine Kraft nicht durch uns, sondern durch den, an den wir glauben, dessen Gabe und Hilfe wir durch unsern Glauben anrufen. Das ist in allen Verhältnissen so, in denen sich zwei durch Glauben aneinander binden. Immer ist der Glaube soweit leistungsfähig, als der zur Leistung fähig ist, auf den er sich verläßt. Das Werturteil über den Glauben drückt aus, was Christus wert ist. Soviel gewährt der Glaube, als ihm Christus gibt.“ Ebenso grübeln Sie nicht über Vollkommenheit! Sie besteht hier im vollen Kommen zu Jesu!

D. W. Beim Ordnen aller meiner Mappen fiel mir am 31. Dezember Ihr Brief in die Hand. Nun kann ich mich nicht erinnern, ihn beantwortet zu haben;

vielleicht ist er durch den Krieg und Ihr Erleben dabei längst erledigt. Auf alle Fälle will ich jetzt antworten. 1. Seit 8 Jahren beten Sie in jener Sache ohne Erhörung? Ich habe 32 Jahre lang in einer andern Angelegenheit gebetet, bis die ersten Anzeichen von Erhörung sich zeigten. 2. Wenn Ihre Tochter wirklich eine starke Begabung nach der Seite hin hat, und ein sittlich gefestigter, selbstständiger Charakter ist, braucht sie keinen Beruf als solchen zu fürchten. Jede Sache ist im letzten Grunde das, was wir aus ihr machen. —

E. W. Die alttestamentlichen Sagenungen über Sabbatrube auf den neuteamentlichen Sonntag zu übertragen, scheint mir nicht im Sinne Jesu und der Apostel zu sein. Unser Feiertag verlangt von uns Ruhe für die Seele und ihre Pflege durch Gottesdienst und Stille. Daß dazu nach Möglichkeit Enthaltung von allem Getriebe der Lohnarbeit erforderlich sein wird, ist selbstverständlich. Manche Berufe können das noch nicht nach Wunsch erreichen. Wir halten es für unsere Christenpflicht, darin Erleichterungen zu schaffen. Aber solange die Rube am Sonntag Mith geben, und das Vieh besorgt sein will, und das Gemüse im Garten begossen sein muß, und die Menschen sich aus Frömmigkeit das Essen am Sonntag nicht abgewöhnt haben, wird es immer Notarbeit geben, die getan werden muß. Inwieweit Sie sich geschäftliche Unternehmungen und Verpflichtungen außerhalb solcher Notarbeit und bestimmten Berufspflichten noch aufhalten lassen, darüber haben Sie von Fall zu Fall selbst vor Ihrem Gewissen zu entscheiden. Da soll kein Fremder sich einmischen, sondern jeder steht und fällt seinem Herrn. —

G. in D. Ihre Gabe von Mk. 10. —, halb für Rumta, halb für die Ausfähigen in Indien, ist mit Dank notiert! — Ebenso: Angenannt aus Lauban 10 Mk. für Rumta dankend erhalten.

A. Z. Entschuldigen Sie, dann habe ich Sie mit einer anderen Dame verwechselt, die auch aus Ihrem Wohnort stammt und die in Danzig bei jedem meiner Vorträge unter der Kanzel saß. — Was jene Gaben anlangt, sagt der Herr: daß die Rechte nicht zu wissen braucht, was die Linke tut. — Im übrigen wünsche ich Ihnen Gottes Segen und Frieden!

H. S. Es kommen jetzt, wo so viele junge Männer draußen — vielleicht wenig vorbereitet — plötzlich dahingerafft werden, wieder eine Menge Anfragen, die der Ihren ähnlich sind: „Wie ist das ewige Geschick solcher Seelen, die hier noch keine offensichtliche Belehrung durchgemacht haben?“ Da kann ich Sie nur auf mein Büchlein „Auferstehung des Fleisches“ verweisen (Verlag der Berliner Stadtmission, 2.50 Mk.). Darin ist über das Leben nach dem Tode alles gesagt und mit Bibelstellen belegt, was ich solchen Fragern antworten könnte. Viele haben darin auch gerade den Trost gefunden, nach welchem ihr Herz verlangte.

N. N. u. Anderen. Ihre Bitten, ich möchte mich im Blatt über die gegenwärtige Kriegslage aussprechen, muß ich ablehnen zu erfüllen. Erstlich liegt zwischen meinem Niederschreiben des Manuskripts und dem Augenblick, wo Sie das Blatt erhalten, ein Zwischenraum von fast 4 Wochen — und was kann da alles sich

geändert haben! — und zweitens bringen alle Zeitungen und Wochenblätter so viel über den Krieg, daß ich doch nichts besonders Neues zu sagen hätte. Wir müssen eben aushalten! Einerlei, wie schwer und peinlich die allgemeine Sorge sich dem Einzelnen fühlbar macht. Auch kann ich die vielen Bitten nicht erfüllen: Auskunft über die in russische Gefangenschaft Geratenen zu vermitteln. Ich selbst habe vier Schwestern in Rußland und bin so gut, wie ganz abgeschnitten von ihnen und all' den anderen Verwandten. Das Blatt kommt auch nicht in ihre Hände. Haben wir doch allein in Rußland, Afrika und Indien gegen 500 Abonnenten gehabt, die jetzt alle wegfallen. Dann kommen viele Exemplare auch in Deutschland als unbestellbar zurück, weil der Adressat eingezogen oder gestorben ist. Wir müssen aushalten und dürfen das Vertrauen nicht verlieren, daß auch die gegenwärtige Notlage zum inneren Segen ausschlagen wird. Wir beten und warten!

A. 3. Mein Sohn läßt Ihnen, da er Ihren Namen und Adresse nicht kennt, auf diese Weise für das Weihnachtspaket danken, das er seinen Verwandten austeilen durfte.

Abonentin in Re. 1. Der älteren Frau geben Sie mein Büchlein „An der Schwelle des Glaubens“; besonders die zweite Hälfte desselben dürfte ihr dienlich sein. 2. Aus dem Gesichtsausdruck der Leiche schließen zu wollen, ob die Seele in Frieden und Seligkeit oder im Gegenteil sei, ist ein frebles Spiel. Temperament, Art der Krankheit und wer weiß was für Nebenumstände bedingen diesen Ausdruck. Trösten Sie die Frau mit Jesu Liebe und Gottes Barmherzigkeit.

## — Vom Büchertisch —



Gott mit uns! Dokumente religiöser Erhebung des deutschen Volkes im Kriegsjahre 1914. Auf Grund von Feldpostbriefen und eigenen Erlebnissen auf den Schlachtfeldern und daheim unter Mitarbeit von Kriegsteilnehmern, Feldgeistlichen usw. Herausgegeben von Pfarrer Fiebig, Glauchau-Großenhain. Erscheint zunächst in zwanglosen Heften zu 10 Pfg. 4 Hefte in einem Bande nur 50 Pfg. einschließl. Einband; 8 Hefte in einem Bande M. —.80 brosch., M. 1.20 gebunden.

Die vorstehende Sammlung scheint mir trotz der Hochflut von Kriegsliteratur der Beachtung wert. So tut es mir leid, daß das darin enthaltene Heftchen „Unser Kaiser und Kriegsherr“ nicht vor Kaisers Geburtstag hat angezeigt werden können. Man könnte es in Lazaretten gut verteilen. Dazu gibt die Firma es auch bedeutend billiger ab.

Dr. med. Hans Hoppeler. 1. Die Predigt unseres Körpers. Stuttgart, J. F. Steinkopfs Verlag. M. 1.50.

Von demselben im gleichen Verlage erschienen: 2. Bibelwunder und Wissenschaft. M. 1.50.



Ein neuer Apologet! Wenn ein Doktor der Medizin so etwas schreibt, wird sein Urteil und Zeugnis in der Öffentlichkeit ganz anders aufgenommen, als wenn ein Pastor dasselbe sagt. Daher schon war es mir eine rechte Freude, diese beiden Bücher zu lesen und zu empfehlen. Wird doch das falsche Urteil dadurch widerlegt, als müßte ein Mediziner ungläubig sein! Der Verfasser hat sich durch die Veröffentlichung dieser zwei Arbeiten ein Verdienst erworben. Ich wünsche den glänzend und frisch geschriebenen Werken die größte Verbreitung.

**Diedrich Speckmann. Der Anerbe.** Berlin, Warnecks Verlag. M. 3.50.

Man kann es nur bedauern, daß ein solcher Roman wahrscheinlich unter der Kriegszeit wird leiden müssen. Ist es doch erschrecklich, wie das Interesse an Büchern durch den Krieg erloschen ist! Sonst wäre „Der Anerbe“ sicherlich gut gegangen. Hat man sich nämlich durch die ersten etwas breiten Kapitel hindurchgelesen, so wird die lebhafteste Teilnahme erweckt, und man kann nicht anders, als den weiteren Verlauf mit Spannung verfolgen. Einige Figuren, wie der alte buckelige Onkel, sind vorzüglich geraten und gehören zu dem besten, was Speckmann gezeichnet hat. Im ganzen können wir dem Verlage zu dem schönen Buch nur Glück wünschen.

**E. Schreiner. 1. Der deutsche Soldat im Felde.** Stuttgart, Philadelphia-Verlag. 10 Pf.

**2. Der deutsche Soldat im Lazarett.** Stuttgart, Philadelphia-Verlag. 10 Pf.

Beide Traktate sind frisch geschrieben und können ihrem Zwecke dienen: manchen Soldaten zu erinnern, manchen zu fördern in dem Einen, was not ist.

---

## —Reiseplan—

1.—4. Februar: Bochum; 7. Februar: Berlin; 8.—12. Februar: Breslau;  
14. Februar: Berlin.

Herr, ich hör' von gnäd'gen Regen,  
Die Du ausgießest mächtiglich!  
Regen, die das Land bewegen, —  
Sende Tropfen auch auf mich!

---

## Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50.  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.—. Einzelnummer 35 Pf.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor E. Keller in Freiburg i. Br. Kommissions-Verlag von  
Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von H. M. Poppen & Sohn,  
Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 6

März 1915

## Gebet um Sieg.

(Nach der Mel.: Wir treten zum Beten)

Wir neigen  
Und beugen  
Uns, Richter der Welten,  
Vor deinen  
Allreinen  
Lichtaugen der Huld.  
In Sünden wir lebten,  
Daß jetzt wir erbeften,  
Du möchtest uns vergelten  
Der Missetat Schuld.

Du hießest  
Und ließest  
Die feindlichen Heere  
Uns drängen  
Und fengen  
Herd, Häuser und Land.  
Im Osten und Westen  
Sind Grenzen und Festen,  
Im Norden die Meere  
Vom Feinde herannt.

Herr, wehre  
Und kehre  
Dich zu uns in Gnaden.  
Wir stirben,  
Verdürben,  
Stehst du uns nicht bei.  
Schenk' Kraft unsern Kriegern  
Und mach' sie zu Siegern;  
Vor Schande und Schaden  
Erhalte sie frei.

Umgürte,  
Du Hirte  
Der Menschengeschlechter,  
Den Kaiser  
Mit weiser  
Und heiliger Macht.  
Steh' über dem Volke  
Gleich leuchtender Wolke,  
Ein Warner und Wächter  
Bei Tag und bei Nacht.

Dr. med. S. Bortisch — van Bloten.





## Der Hebräerbrief in Bibelfstunden.

### 21. Kraft zur Ausdauer.

Rap. 11, 39 bis Rap. 12, 17.

Bei dem Bemühen, die wankend gewordene Christenschar jener Tage zur Ausdauer zu bewegen, hat der Verfasser schon die verschiedensten Saiten angeschlagen. In dem heute zu besprechenden Abschnitt hat er eine neue Saite aufgespannt: Wir und sie! Der geheimnisvolle Zusammenhang jener vor uns dahingegangenen Glaubenshelden mit uns, die wir noch mitten im Kampfgewühle stehen, soll ein starker Grund werden für uns, nicht zu wanken und zu weichen. Einer Christenheit, die wie wir oft genug im Glaubensbekenntnis von einer Gemeinschaft der Heiligen spricht, brauchte das nichts Fremdes zu sein, wenn sie sich gewöhnt hätte, hinter solchen Ausdrücken auch stets Wirklichkeiten und Kräfte zu erwarten!

Rap. 11, 39 bis Rap. 12, 2. „Diese alle haben durch den Glauben Zeugnis überkommen und doch nicht die Verheißung davongetragen, weil Gott für uns etwas Besseres zuvorversehen hatte, damit sie nicht ohne uns vollendet würden. Darum auch wir, die wir eine solche Wolke von Zeugen um uns her gelagert haben, laßt uns ablegen alles, was uns beschwert und die Sünde, die uns so leicht behindert und laufen mit Ausdauer in dem Kampf, der uns verordnet ist, aufsehend auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher um der ihm (als Siegespreis) vorgehaltenen Freude willen das Kreuz erduldet, der Schmach nicht achtend und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes.“

Wieder ein eigenartiger Gedanke: alle jene Helden des Glaubens sind nicht, wie man es vulgär ausdrückt, „selig geworden“, d. h. in



den Genuß der Heilsvollendung gelangt, sondern sie müssen (im Paradiese des Totenreichs) warten, bis sie mit uns vollendet werden. Es gibt keinen Frühling für eine Sorte Samenkörner und einen zweiten für eine andere Sorte, sondern die Vollendung des Heilsplanes Gottes ist nur eine und daran sollen alle teilnehmen, die Glauben gehalten haben. Wir würden gewissermaßen zu dem Glück jener Vorkämpfer fehlen, wenn wir durch Treubruch und Abfall uns um unsern ewigen Anteil an jenem Heil gebracht haben würden. — Müssen jene Helden des alten Bundes warten, bis Jesus durch sein Sterben die neue Stufe der Vollkommenheit zu stande brachte, — wie schwer versündigen sich die Christen, wenn sie von solchem Jesus abfallen!

Eine Wolke von Zeugen! Heute müssen wir noch weiter denken: nicht nur jene alten Glaubenshelden, sondern auch die ganze Schar derer, die seither durch Jesum für sein Reich gewonnen und heimgegangen sind. Gibts da einen Zusammenhang zwischen ihnen und uns, den sie spüren und den wir spüren? Fleischliche Neugier hebt hier sofort den Finger und sagt: „Sehen unsere Heimgegangenen uns und nehmen sie ununterbrochen teil an unserm Geschick?“ Das weiß ich nicht und glaube es so ohne weiteres auch nicht. Jedenfalls steht es in der Bibel nirgends klar gelehrt. Höchstens will ich glauben, daß der Fortgang des Reiches Gottes hienieden jene wartende Schar der Gerechten aufs höchste interessiert; hängt doch damit zusammen, was für Fortschritte die Unterwerfung der widerstrebenden Geistesmächte in der unsichtbaren Welt machen kann. — Persönlich will ich gern zugestehen, daß ich manches Mal in schweren Stunden meines geistlichen Kampfes den Eindruck gehabt habe, als ob der Einfluß meines seligen Vaters mich umrausche, wie Engelsflügel. — Wollen wir nur daran festhalten! Im Blick auf jene ungeheure Zuschauerschaft wird unser Laufen in den Schranken und unsere Anstrengung im Wettkampf zu siegen, immer mehr angespornt!

Auf solchen praktischen Antrieb kommt der Text auch heraus: ablegen, was uns beschwert ... die Sünde, die uns beim Laufen hindert und nun laufen mit Ausdauer im Blick aufs Ziel, damit wir keinen vergeblichen Umweg machen. Hier kann ich nun nicht glauben, daß der Verfasser so allgemein an jede beliebige Sünde gedacht habe; nein, er meint die besondere Sünde seiner Leser, wankelmütig, verdrossen, ungläubig zu werden. Nichts lähmt so als hoffnungslose

Ermüdung: „Es lohnt doch alles nichts!“ Nein, Jesus ist selbst das Ziel, dem wir zulaufen, und er hat angefangen so im Glaubenskampf zu laufen und hat den Lauf siegreich vollendet. Jetzt kann er uns helfen vorwärts zu kommen. Wenn nur dieser Eine aus der Wolke von Zeugen sich zu uns herabneigt und sich unserer annimmt, dann ist uns geholfen! Dann rafften wir das lange Gewand, das uns beim Laufen hindert, zusammen und strengen uns ehrlich an!

B. 3—11. „Gedenket an den, der solches Widersprechen gegen sich von den Sündern erduldet hat, damit ihr nicht müde werdet, indem ihr an den Seelen erschlafft. Noch habt ihr nicht bis aufs Blut widerstanden im Kampf wider die Sünde und habt vergessen des Zuspruchs, der zu euch als zu Kindern redet: Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst; denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupt aber einen jeglichen Sohn, den er annimmt. Zur Erziehung duldet ihr; als mit Söhnen verfährt Gott mit euch. Denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt? Wenn ihr aber ohne Züchtigung seid, welcher sie alle sind theilhaftig worden, so seid ihr ja Bastarde und nicht Kinder. Sodann: unsere leiblichen Väter haben wir als Züchtiger gehabt und sie gescheut; werden wir nicht viel mehr dem Vater der Geister untertan sein und leben? Denn jene zwar haben uns gezüchtigt für wenige Tage nach ihrem Dünken; dieser aber zu Nutz, auf daß wir seine Heiligkeit erlangen. Alle Züchtigung aber, wann sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; darnach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind.“

Der Widerspruch unserer Feinde tut uns weh, und kann Widerhaken des Zweifels in unsere Seele senken; aber was ist der Widerspruch heute gegen den damals, wo gleich die blutige Verfolgung dahinter her kommen konnte. Da ist das Gedenken an Jesus, wie er das Widersprechen der Sünder gegen sich erduldet hat, eine heilsame Medizin gegen das Müdewerden und Erschlaffen der Seelen. Dazu habt ihr ja das Äußerste, das Hingeben des letzten Bluts-tropfens im Martyrium noch gar nicht erlebt. Und dann wendet er

den Blick der Leidenden von den Feinden weg auf den Vater, der hinter solchen Schlägen steht. Stäupt er euch mit Ruten, die die Feinde schwingen dürfen, dann geht euch nur der Vater an, nicht die Rute, nicht der Feind. Ist es euch lieber, daß er sich nicht um euch kümmert, als daß er euch auf diese Weise in seine heilsame Erziehung genommen hat? Daran könnt ihr ja sehen, wie lieb er euch hat!

Man muß diese Stelle auch heute in aller Sanftmut auf sich wirken lassen! Immer wieder begegnet man auch in gläubigen Kreisen der verkehrten Anschauung, als ob Gott uns zürne, wenn er mancherlei Heimsuchung über uns kommen läßt. Im Gegentheil, es sind bedenkliche Zeiten, wenn man nirgends den Stecken des guten Hirten spürt, nirgends das Winzermesser merkt, das da die unnützen Triebe wegschneidet, und es waren die segensreichsten Zeiten, wo der Herr uns durch Trübsale inniger mit sich verband.

Daraus könnte man auch einen Schluß ziehen auf manche schlaffe Art von Rindererziehung von heute. Es dreht sich nicht im letzten Grunde um den buchstäblichen Gebrauch der Rute, sondern um die Erziehung zum Gehorsam und um die Stählung des Willens, daß man nicht vor jedem kleinen Schmerz davonläuft und jeder kleinen Lust nachjagt! Manche sparen jetzt an ihren Kindern das Durchgreifen bei der Charakterbildung; einst werden die so verdorbenen Charaktere sich zu einer Rute der Eltern auswachsen, daß ihnen die Augen übergehen!

Der Text macht ja auch die Andeutung, daß unsere leiblichen Erzieher mit ihren Strafen irren können. Und das haben wir an unsern Eltern mal erlebt, und unsere Kinder werden es an uns erfahren haben. Das kommt daher, daß es menschliche, fehlerhafte Erzieher sind. Aber Gott macht keine Fehler. Wenn er uns einen Schmerz senden muß, da tut sich in uns heimlich ein Türlein auf für einen Trost, und eine Privatstunde wird uns erteilt, in der wir lernen können, was wir ohne sie nie gelernt hätten.

V. 12—17. „Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Tritte mit euern Füßen, daß nicht jemand strauchle, wie ein Lahmer, sondern geheilt werde. Saget nach dem Frieden mit jedermann und der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn sehen. Und sehet darauf, daß nicht jemand Gottes Gnade versäume, daß nicht etwa eine



bittere Wurzel aufwache und Beschwerde anrichte, und viele durch dieselbe verunreinigt werden; daß nicht jemand ein Unzüchtiger sei oder ein Gottloser, wie Esau, der um einer Speise willen seine Erstgeburt verkaufte; denn ihr wißt, daß er auch, als er nachher den Segen ererben wollte, verworfen ward. Denn er fand keinen Raum zur Buße, obwohl er sie mit Tränen suchte."

Die lässigen Hände und müden Knie sind nicht nur für ihre Besitzer gefährlich, sondern für die andern erst recht verhängnisvoll. Bedenke, daß du die ganze Schlachtreihe in Unordnung bringst, wenn du strauchelst! An dir sollen Andere Beispiel und Hilfe erleben! Es steht viel auf dem Spiel, drum reißt euch zusammen, ihr Flügel-männer, und zieht die Andern mit fort! Mancher unentschiedene Christ wäre längst ganz auf Jesu Seite getreten, wenn du neben ihm energisch und treulich vorwärts gestrebt hättest!

Der feine Zusammenhang von Friedenhalten und Heiligung sollte noch mehr unterstrichen werden. Nachlässigkeit in der eigenen Heiligung macht uns wehrlos, die Störungen des Friedens zu überwinden, die oft genug unvermerkt sich auswirken. Das ist das Geschick einer Stunde, einer Geselligkeit, einer wichtigen Konferenz, ob wir als Heiligungsmenschen in sie hineingestellt werden oder nicht; entweder richten wir wahren Frieden an, oder unsere vorausgegangene Antreue in der Heiligung wirft alles durcheinander. Und wie groß wird der Wert der Heiligung durch den blutig ernstesten Zusatz: ohne welche wird niemand den Herrn sehen! Christus ist unsere Heiligung, aber ihn muß man auch wirklich genommen haben, wenn die Heiligung Kraft und Leben sein soll. — Die nächste Mahnung B. 15 ist dann leicht verständlich.

Schwieriger ist das Heranziehen des Beispiels Esau. In der außerbiblischen, jüdischen Literatur soll sich die Andeutung finden, daß Esau unkeusch gewesen sei. Sinnlich veranlagt ist einer jedenfalls, der um ein Linsengericht den geistlichen Segen hergeben kann, und eine Form der Sinnlichkeit kann mit der andern zusammenhängen. Luther hat sich schon an dem Ausspruch gestoßen, daß Esau keine Buße habe finden können. Esau suchte nicht die Buße, sondern den Natursegen, der mit der Segnung durch den Vater zusammenhing; daß er den nicht bekam, auch als er schrie und weinte, ist klar und gerecht. Aber über sein ewiges Geschick ist hier nichts gesagt. Es

dreht sich bloß um seine Stellung zum Segen. Der Verfasser will seine Leser nachdrücklich ermahnen: Wer durch Abfall sich um Gottes Gnade gebracht hat, kann des Segens für immer verlustig gehen! Macht darum Ernst mit eurer völligen Hingabe an Jesus, damit ihr gerettet und gesegnet seid ewiglich! Amen.



## Deutscher Psalm.

Vater, der du die Liebe bist: Einige! Reinige! Einige deines Volkes Kräfte zu unwiderstehlicher Wucht! Reinige deines Weinstocks edlen Reben, daß er dir mehr Frucht bringe!



Denn siehe! Dein Volk ist umwuchert von Feinden. Grauen und Größe erfüllen den Gang unserer Tage.



Und der Tod ist aufgesprungen mit Freuden. Der Tod hat seine Sense geschärft und eilt an des Reiches Grenzen zur Ernte; ja, zu einer herrlichen Ernte!



Denn dort stehen zahllos die edlen Ähren in junger Kraft, raunen und wogen im Sturme.



Aber größer als Sieg und Heldenblut, größer als Rassenfreude und kommendes Gold ist die Fanfarengewalt, die deinen Himmel uns aufriß, Vater der Völker.



Wahrheit und Glaube stehn erzgepanzert und halten die Pforten geöffnet, und im unendlichen Licht thront deine Liebe, Gott, unerforschlich und still.



Siehe, du lehrtest uns kämpfen und leiden mit singender Freudigkeit; lehre uns nun lieben und schauen und herniederzwingen dein Reich!



Denn herrschend zu strahlen im Kranze der Völker ist nicht unser Wille. Nein, deines Reiches Herrlichkeit fassen in unsre Seelen, fassen in unsre Grenzen; mit sehnender Arbeit, mit Inbrunst und Treue ganz umfassen dein Reich!



Siehe, wir knien in Demut, Siegende oder Besiegte; siehe, wir bitten, wir Tausende, wir Millionen: Vater, der du die Liebe bist, Vater, der du die Wahrheit bist, — einige! Reinige!

A. Buchwald.

## Beerdigungen im Felde.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Die Beerdigungen im Felde nehmen lange nicht so Kraft und Zeit des Feldgeistlichen in Anspruch, wie man es sich daheim vielleicht denkt. Das ist auch ein Punkt, den man im Blick auf die Angehörigen unserer gefallenen Helden wohl bedauern mag, an dem man aber nichts ändern kann, da die rauen Verhältnisse der Wirklichkeit stärker sind, als das Pietätsgefühl und der gute Wille des Pfarrers. Man muß es ganz offen und ehrlich sagen, daß die Mehrzahl der Gefallenen ohne kirchliche Einsegnungsfeier ihre letzte Ruhestätte in feindlicher Erde gefunden haben, die allerdings durch die vielen deutschen Gräber zu einem Stück deutsch Bodens geworden ist.

Zu Beginn des Feldzuges, da es ständig siegreich vorwärts ging, war es oft möglich, die Opfer des Kampfes auf dem Schlachtfelde selbst gleich nachher feierlich zu beerdigen, sofern nicht der Feldgeistliche durch seine seelsorgerische Arbeit an den Verwundeten auf dem Hauptverbandplatze zu sehr beschäftigt war, die ihn natürlich mehr nötig hatten, als die Toten. Ich erinnere mich an manche Beerdigung dieser Art. Die erste fand in der Nähe eines Vogesendorfes statt, wo wir zwei Offiziere, die neben einander gefallen waren, auch zusammen in einem Grabe beisetzen in schlichter, ergreifender Feier. Wir hatten keine Tücher, um sie einzuhüllen, erst recht natürlich keine Särge. So betteten wir sie denn nach Soldatenart in ihren Uniformen in Gottes Erde, und segneten sie mit Seinem Segen ein, während Frauen und Kinder aus den zerschossenen und verwüsteten Gärten Blumen auf die Leichname streuten, und damit gewissermaßen einen Liebes- und Dankesdienst ihnen erwiesen im Namen all' der deutschen Frauen und Kinder, zu deren Schutz auch diese Helden ihre jugendlichen Körper vom mörderischen Blei hatten zerreißen lassen. Ergreifend war auch die Beerdigung einer Patrouille vom Regiment 142.



Anders wurde es im zweiten Teile des Feldzuges, als der Stellungskrieg begann. Da lagen die Leichen oft zwischen beiden Feuerlinien, und mußten unter Umständen nicht nur tagelang, sondern auch wochenlang unbeerdigt bleiben. Manchmal gelang es den vordersten Schützen auf beiden Seiten, auch ohne offizielle Genehmigung, in aller Stille einen Waffenstillstand zu vereinbaren und die toten Kameraden zurückzutragen. In anderen Fällen schlichen sich nachts kühne Leute vor, gruben vielleicht ganz nahe vom Feinde eine flache Grube, und schoben den Gefallenen in dieses Grab. Die Mehrzahl der bei diesen Stellungskämpfen Gefallenen aber konnten im Dunkel der Nacht hinter die Stellung gebracht werden, wo es allerdings an Zeit und an Wagen fehlte, um die Leichen weiter hinter die Front zu transportieren, wo sie dann im Beisein der Kameraden hätten kirchlich beerdigt werden können. So wurden sie denn in aller Stille auf dem nächsten Friedhofe beigesetzt. Hin und wieder haben wir auch dort feierliche Beerdigungen gehalten, sogar mit Musik, aber wir sind davon immer mehr abgekommen, weil wir es als ein Unrecht empfanden, um der Toten willen die Lebenden in Gefahr zu bringen. Unvergesslich werden mir einige solcher Beerdigungen direkt hinter der Front im Granat- und Gewehrfeuer für immer bleiben. Wir hoffen aber, daß es uns noch möglich sein wird, für unsere Kameraden, die so ohne alle Feier ihr Grab gefunden haben, wenn die Gefechtslage es erlaubt, eine gemeinsame Einssegnungsfeier abzuhalten. Ist das nicht möglich, und lassen sich diese Gräber nicht mehr kennzeichnen, dann müssen die Angehörigen, die schon das größte Opfer gebracht haben, indem sie ihre Lieben für das Vaterland hergaben, auch noch das andere bringen, daß sie die Stätte nicht kennen und nicht mehr finden werden, die des Helden Leib birgt. Ich weiß wohl, daß dieser Satz hart klingt und auch bitter hart ist, aber das ist auch eine Härte dieses modernen Krieges, die sich mit allem guten Willen nicht beseitigen läßt.

Gelingt es, die Leichen ganz aus dem Feuerbereich zu bringen, und hat vielleicht noch der betreffende Truppenteil gerade Ruhetage, dann haben wir auch die in den Schützengräben Gefallenen mit militärischen und kirchlichen Ehren bestattet. Ein solcher Fall sei hier kurz erwähnt.

Es war am Morgen des letzten Septembersonntages in aller Frühe. Mit einigen Offizieren stand ich auf dem wundervoll in die Landschaft eingebetteten und malerisch angelegten Friedhofe des

französischen Städtchens Th . . . . Wir warteten auf den Leichenzug, der einen Regimentskameraden, den im Schützengraben ein Volltreffer getötet, herbeibringen sollte. Als wir bei der stimmungsvollen Beleuchtung der gerade aufgegangenen-Herbstsonne durch die Gräberreihen gingen, fielen uns verwitterte Grabsteine und verrostete Eisenkreuze auf, aus deren kaum mehr erhaltenen Inschriften wir die Tatsache entziffern konnten, daß hier deutsche Krieger aus den Augusttagen des Jahres 1870 bereits ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Nun betteten wir neben sie ihre Söhne und Enkel!

Dann standen wir am frischen Grabe des jungen Offiziers, dessen Gattin und beiden kleinen Kinder erst nach Tagen die Nachricht erhalten würden, die sie aufschluchzend lesen werden; denn Mann und Vater hatte die Augen geschlossen, ohne noch einmal von ihnen Abschied nehmen zu können. Darum gedachten wir ihrer vor dem, der Witwen und Waisen zu trösten vermag, und nahmen Abschied von unserem gefallenen Kameraden, der bereits in dem Lande weilte, da es keinen Abschied mehr gibt. Dann schaufelten wir das Grab zu, das so friedlich und stimmungsvoll im Schutze der Friedhofsmauern ruhte, überragt von einem Tannenbaum und geschmückt mit dem Kreuze dessen, der uns aus des Grabes Tiefe in das lichte Himmelreich führen will.

In der Hauptsache beerdigen wir aber die Krieger, die noch die Hauptverbandplätze und Lazarette erreichen und dort erst den Tod finden. Natürlich sind auch hier die Beerdigungen äußerst verschieden.

Da steht vor meinen Augen ein Feldlazarett im nordfranzösischen Dorfe S . . . . , das ziemlich nahe hinter der Front mehr ein Hauptverbandplatz war, als ein regelrechtes Feldlazarett. In der Kirche war es aufgeschlagen. Man hatte sie völlig ausgeräumt und dicht mit Stroh belegt. Hier lagen sie, die armen Verwundeten, und warteten auf den Abtransport in weiter zurückgelegene Lazarette, oder sie warteten auf den Tod. Und war dieser unheimliche Gast gekommen und hatte einem der vielen wieder einmal die Hand gereicht, dann war ein treues deutsches Herz erstarrt und hatte aufgehört zu schlagen. Dort neben die Kirche trugen sie die Sanitätler. Da lagen sie auf ihren Tragen Mann neben Mann in ihren Mantel eingehüllt, und wenn der Abend kam, gruben wir ein großes Grab und betteten sie zur letzten Ruhe. Schlicht und einfach wie das Äußere dieses Begräbnisses, so waren auch die Worte, die gesprochen wurden, und doch

werden diese ergreifenden Begräbnisse auf dem Friedhofe von S . . . . , der in wenigen Tagen mehr deutsche Gräber aufwies, als in der Friedenszeit für die französische Dorfbevölkerung in vielen Jahren, für mich mit zu den bleibenden Erinnerungen des Feldzuges gehören.

Schon mehr Wert auch auf das Äußere des Begräbnisses kann man dort legen, wo ein Feldlazarett in ziemlicher Entfernung von der Front sich regelrecht etabliert hat. Dort sterben auch nicht so viele Verwundete täglich. Ein solches Feldlazarett in P . . . . bediente ich 6 Wochen lang und hielt abwechselnd mit dem katholischen Lazarettpfarrer die Beerdigung auf dem Friedhofe des Dörfchens. Da kaum mehr ein Mann im Dorfe war, den man zur Arbeit hätte veranlassen können, wurde es auch hier unmöglich, für jeden Gestorbenen einen Sarg zimmern zu lassen. Darum hüllten wir die Leichen in weiße Leintücher ein, und trugen sie so auf Tragen zur letzten Ruhestätte, nachdem wir anfangs Blumen auf dieselben legten und, als es keine mehr gab, einige herbstlich gefärbte Blätter oder immergrüne Tannenzweige. Eine dieser vielen Beerdigungen sei hier kurz erwähnt.

Beim Rücktransport Verwundeter zum Hauptverbandplatze hatte eine Kugel einen der Sanitätsoldaten getroffen. Es war ein Kopfschuß, der seinem Leben bald ein Ende machte. Als ich kurz nach der Verwundung den Mann besuchte, da murmelte er immer nur das eine Wort: „Warum?“ Da empfand ich so recht die große, schwere Frage, die in dem verflossenen halben Jahre so vielen Tausenden zu schaffen gemacht hat: „Warum gerade mir das?“ Möge er in der Ewigkeit die rechte Antwort erhalten haben.

Zur Beerdigung war die ganze Sanitätskompagnie erschienen. Es war ein rechtes Totenfestbild. Rings die Natur in ihrer herbstlichen Sterbensstimmung, über der die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ihren wunderbaren Zauber entfalteten. Um das Grab des Gefallenen seine 300 Kameraden, und er selbst in seinem weißen Sterbekleide dort unten im erdbraunen Grabe. Wir sangen das alte Sterbelied:

„Christus, der ist mein Leben  
Und Sterben mein Gewinn;  
Dem hab' ich mich ergeben,  
Mit Fried' fahr' ich dahin.“

Dann zeigte ich den Leidtragenden ein Herbstbild des vorigen Jahres. Da hatte ich am Grabe eines Rastatter Unteroffiziers gestanden, um dasselbe für seine in Spandau wohnende Mutter zu



photographieren. Neben dem Grabe hatte ein Laubbaum seine vom Herbst golden gefärbten Blätter abgeschüttelt. Sie bedeckten den Boden ringsum, während er selbst seine kahlen Äste und Zweige, wie tot, trostlos emporstreckte. Die gefallen Blätter aber sind nicht verloren, sie machen seine Umgebung fruchtbar und werden ihr zum Segen. Seine Äste bleiben auch nicht tot. Es kommt ein Frühling, der sie neu belebt und mit neuem Kleide schmückt. Das Bild ließ sich auf unseren gefallen Kameraden anwenden. Er will durch seinen Tod auch seine Umgebung vergolden, ihr zum Segen werden, indem er hinweist auf den Weg zum Himmel, den er gegangen ist. Und von ihm selbst wissen wir es, daß auch er nicht tot bleibt, sondern ein Frühling kommt, der ihn weckt zu neuem Leben.

Noch anders hielten wir es mit den Beerdigungen, wenn das Feldlazarett in einer Stadt sich befand. Dort mußte die Stadtverwaltung die Särge liefern, und wir konnten unsere Toten auf den städtischen Friedhöfen so betten, wie wir es von der Heimat her gewohnt sind. Da waren dann auch meist mehr Truppen im Quartier, Musik stand zur Verfügung, und wir konnten den Franzosen recht zeigen, wie wir Deutschen unsere Gefallenen ehrten. Eine solche Beerdigung mag auch hier angefügt werden.

Da hatte ein schlichter Soldat mit eigener Lebensgefahr seinen tödlich getroffenen Kameraden zum Verbandplatz getragen. Wenige Schritte vor der schützenden Mauer erhielt er einen Bauchschuß. Seinem Freunde rettete er das Leben, er selbst erlitt den Tod als frommer Jünger seines Herrn geduldig, fast freudig, in der festen Überzeugung, daß seine ferne Mutter mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen auch über diesen schweren Schlag siegreich sich erheben würde, weil sie sich als Eigentum des Heilandes fühle, von dem Paulus das Wort gesprochen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Lag es da nicht nahe zu sprechen über jenes Korintherwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“

Die Kameradentreue, die der Gefallene bewiesen bis zum Tode, zeigt schon einen Sieg über diesen grimmigen Feind. Bei ihm aber hat auch der Glaube gesiegt und den Tod verschlungen in den Sieg. Sein siegreicher Tod legte uns den Wunsch nahe, daß doch viele seiner Kameraden, die draußen im Schützengraben den Kampf mit dem Tode ausfechten müssen, es machten wie jener Mecklenburger Fürstensohn, der im Augenblick, da sein Torpedoboot sank, zu seinen

Leuten sprach: „Es ist alles verloren, jetzt wollen wir beten: Vater, nimm unsere Seelen zu dir in den Himmel, und schenke uns einen schnellen und gelinden Tod.“

Unser gefallener Kamerad hat so den Tod besiegt. Unser Gebet aber war dieses, möchte auch die Mutter in der fernen Heimat, wenn sie von diesem Tode hört, in ihm einen Segen erblicken für sich und für ihres Sohnes Kameraden, wie jene Fürstenmutter, die auf die Kunde vom Untergang ihres Sohnes in den Fluten der Nordsee die Worte sprach: „Auch hierin erkenne ich Gottes Hand. Vielleicht, daß diese Kameradentreue, und dieses gläubige Sterben eines deutschen Fürstensohnes inmitten seiner Mannen zum Segen wird für unser Vaterland, und den Geist der Treue und des Glaubens neu entfache.“

So haben wir unsere Kameraden, die gefallen waren in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein unseres Volkes, begraben und ihren Angehörigen davon Mitteilung gemacht. Freilich war letzteres meist nur möglich bei den im Lazarett Gestorbenen, die ich vorher schon besucht und gesprochen hatte, deren Angehörige einem dadurch auch bekannt waren. Wieviele Briefe mag ich wohl in diesen 6 Monaten in die liebe deutsche Heimat geschrieben haben, die dort nur Tränen und Klagen ausgelöst haben! Das furchtbare Opfern, das dieser größte aller Kriege verlangt hat, wird einem erst dann klar, wenn man denkt an alle die Beerdigungen im Felde.

Ihnen allen aber, denen ich diesen letzten Liebesdienst erweisen durfte, möchte ich wehmütig bewegt mit dem Dichter zurufen in ihre Ewigkeit hinein:

„Euch, die wir fallen sah'n auf Belgiens Auen,  
Euch, die ihr sankt in Frankreichs Saatgetreid';  
In euren Augen noch des Todes Grauen,  
Um eure Stirnen schon Unsterblichkeit,  
Euch, Kameraden, Gruß.“



Wir sind nicht alle groß genug, um die Fehler großer Männer zu machen.

\* \* \*

Ein Kind betete: Lieber Gott, mache die bösen Menschen gut und die guten nett!

## Aus meinem Leben 18.

Die Gaben und die Entwicklung der Menschen sind eben sehr verschieden. Die einen übernehmen aus der Theorie und aus der Erfahrung Anderer ein fertiges Schema, mit dem sie ins Leben hinaustreten. Es kostete sie keine eigenen Kämpfe und bereitete ihnen keine schweren Stunden. Was später an wirklichem Erleben ihnen entgegentrat, brachten sie prompt in dieser Schablone unter und wieder brauchte ihr Herz nicht irgendwie dabei beteiligt zu sein. Mir ist's anders gegangen. Ich könnte mich einen Lebensstudenten nennen! Ohne vorher erkannte stoische Wahrheit, oder von Andern überkommenen Sammlung von Lehren der Erfahrung, bin ich in das buntschweifigste Erlebenmüssen hineingeworfen worden und machte dann allerlei Fehler und habe, erst durch Schaden klug, kaum einen andern Lehrmeister gehabt, als die eigene Erfahrung. Daß man aber dann selbständiger und eigensinniger nur auf das achtet, was man selbst erfuhr, ist wieder psychologisch sehr leicht erklärlich. Ich bitte meine Leser, diesen Gedankengang im Auge zu behalten, ehe sie über das Nachstehende ihr Urtheil fällen.

Wo die Kräfte des Lichts einen energischen Vorstoß gemacht haben, vertiefen sich auch die Schatten. In jenen Zeiten der Erweckungsbewegung war mir oft zu Sinne, als ob sich auch ganz besondere Kräfte des bösen Feindes offenbarten, die sich nicht ungestraft ein Terrain an Menschenseelen rauben lassen. Es zeigte sich das an einzelnen Persönlichkeiten, die geradezu unheimlich fanatisch gegen mich wühlten und verleumdeten; aber es zeigte sich auch in dem, was die heilige Schrift Beseffenheit nennt. Bekanntlich stehen sich in dieser Frage zwei Richtungen schnurstracks gegenüber. Die einen sagen: alles was die heilige Schrift Beseffene nennt, seien einfach unsere Geisteskranken. Daß sie dann gezwungen werden, die Berichte der Evangelien und Apostelgeschichte nach solchem Schema zusammenzuschneiden, oder ganz zu beanstanden, ist sicher. Außerdem müssen sie dann erklären, Jesus habe sich, auch wenn er es besser gewußt hat, auf den Standpunkt seiner Zeitgenossen herabgelassen, also doch in gewissem Sinne eine nicht der Wirklichkeit entsprechende Komödie gespielt, oder er habe sich gewaltig geirrt. Die andern sagen: alle Geisteskranken sind einfach Beseffene und darum müßte man statt der Irrenhäuser und der Irrenärzte den bösen Geist aus diesen Geistes-



kranken durch Gebet vertreiben. Diese Anschauung schlägt wieder der Wirklichkeit ins Angesicht; denn der größte Teil unserer Geisteskranken hat wirklich in der körperlichen Basis des Menschen eine krankhafte Veränderung aufzuweisen. Entweder sind es gewisse nachweisbare Defekte des Gehirns, oder eben so sicher zu berechnende Störungen des Nervensystems, die mit der biblischen Beseffenheit auch nicht das geringste zu tun haben.

Darüber habe ich mir damals keine feste und klare Anschauung gebildet, sondern die Erfahrung, die ich mit einigen wirklich Beseffenen gemacht habe, zwang mich allmählich zu der Erkenntnis: die allermeisten unserer Geisteskranken sind wirklich krank, auch wenn sich einige, der Beseffenheit verwandte Züge, bei ihnen zeigen sollten. Die wirklich Beseffenen sind körperlich gesund und leiden nur unter einem Einfluß auf ihren Willen und ihr Bewußtsein, der nicht auf körperliche Ursachen zurückgeht. Sie machen den Eindruck von Menschen, die im Dämmerzustand einer starren Hypnose stehen und, so lange der Zustand dauert, manches sagen und tun, wozu sie außerhalb dieses Zustandes gar nicht fähig wären. Nur ist ihr Hypnotiseur wirklich ein böser Dämon, wobei mir noch die Frage offen bleibt: ob man ein Recht hat, von teuflischer Beseffenheit zu reden, oder ob nicht vielleicht die Geister unselig verstorbener Menschen jene unheimliche Rolle spielen.

Doch ich will eine Erfahrung sprechen lassen. Es wurde mir mitgeteilt, daß eine alte ungebildete Hebamme, die in einem entfernten Dorfe seit Jahren einwandfrei gelebt und ihres Amtes gewaltet hatte, plötzlich Stunden hätte, in denen sie den Eindruck von Beseffenheit mache. Sie hieß Susanna Brandstätter, war vierundsechzig Jahre alt, klein von Wuchs und von schwächlichem Körperbau. Sie war ziemlich stumpf und sehr ungebildet. In den deutschen Kolonien aufgewachsen, nie über die Grenzen der nächsten Umgebung herausgekommen, kannte sie außer Bibel, Gesangbuch und Katechismus kein anderes Buch, sodaß ihre allgemeine Bildung kaum der eines Volksschulkindes aus der zweiten Klasse entsprochen haben möchte.

Da ich in den nächsten Wochen doch in der Nähe zu tun hatte, fuhr ich an einem Abend in den betreffenden Ort. Es mochte sieben Uhr abends sein, als man die Kranke zu mir ins Zimmer führte. Sie war bescheiden, traurig, aber vollständig klar und als ich sie fragte, was ihr denn eigentlich fehle, sagte sie mit einer feinen, weinerlich klingenden Stimme: „Ich weiß nicht nicht, was mit mir vorgegangen ist; ich glaube aber, die Zigeuner haben mich bebert. Morgens um neun und abends um neun bin ich plötzlich ganz anders. Dann kommt ein böser Geist über mich und ich muß böse Worte sagen, die ich gar nicht sagen will und muß allerlei tun, was mir sonst gar nicht eingefallen ist und worüber ich mich später schäme und darum glaube ich, daß ich die Sünde wider den heiligen Geist begangen habe und verloren bin. Der Teufel hat über mich Macht und ich kann mir nicht mehr helfen.“

Bei diesen Worten glitt sie von dem Stuhle auf den Fußboden, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Darauf habe ich sie beruhigt und getröstet und gesagt, daß Jesus stärker sei, als alles Böse und daß niemand ihr was antun könne, wenn Jesus sie beschützt. Ich betete mit ihr und sie wurde ganz ruhig. Darauf ging sie ins Nebenzimmer und ich hatte eine amtliche Auseinandersetzung mit den Bauern über einen Bethausbau. An die Brandstätte dachte ich nicht mehr.

Noch waren wir versammelt, es mochten ein paar Minuten nach neun sein, da hörten wir plötzlich aus dem Nebenzimmer einen wüsten, wilden Schrei, wie von einer groben Männerstimme ausgestoßen. Die Bauern sprangen auf und sagten: „Herr Pastor, jetzt kommt's: die Brandstätte hat jetzt ihren Geist!“ — Als ich die Thür zum Nebenzimmer öffnete, stand die Alte mit zerzausten Haaren in der Ecke und ihre Augen loderten in unheimlichem Feuer. Ich trat näher und wollte sie beschwichtigen. Da stieß sie wieder einen solch merkwürdigen Schrei aus und brach in die abscheulichsten Lästerungen aus und jetzt raffte ich mich zusammen, trat drohend auf sie zu und gebot ihr, zu schweigen; aber merkwürdigerweise erzielte ich gar keine Wirkung, sondern eine unerklärliche Angst kam über mich, als ob mir jemand ins Ohr flüsterte: „Was willst du eigentlich hier? Du bist ja selbst nicht rein und treu und gläubig genug, als daß du dich hier zum Meister aufspielen könntest. Bringe dich nur selber in Sicherheit!“ Ich versuchte zu beten; aber ihr wüstes Schreien und Lästern störten mich, sodaß ich mit dem Eindruck, eine Niederlage erlitten zu haben, zu den Bauern zurückkam. So konnte die Sache doch nicht bleiben und darum schlug ich vor, man sollte mir die Alte ins Pfarrdorf bringen, wo ich sie wiederholt in ihren Anfällen zu beobachten die Gelegenheit hätte und wo ich alles aufbieten konnte, um dieser Sache Herr zu werden.

Als ich aber heimkam und meiner jungen Frau alles erzählte, regte sie sich auf und wollte um keinen Preis solch ein unheimliches Wesen ins Pfarrhaus aufnehmen. Da verfiel ich auf folgenden Ausweg: uns gegenüber, neben dem Rüsterhause, hatte die Glöcknerin, eine alte, halb taube, aber sonst resolute und verständige Witwe, ihr Stübchen. Da wollte ich die Brandstätte einmieten und man sollte mich jedesmal rufen, wenn die Anfälle kämen. So geschah es denn auch und ich habe mich mehrere Wochen lang eingehend mit ihr beschäftigt. Waren die Anfälle nicht da, war sie bescheiden, fleißig, reinlich und ging gebückt und kümmerlich einher, als fielen ihr jeder Schritt schwer. kamen die Anfälle, dann war sie roh und unanständig in ihren Worten und ihrem Benehmen; ja, da konnte sie in einem solchen Tempo über die Steppe laufen, daß sie kaum ein gesunder Mann einholen konnte. Einmal versuchte ich es mit der Kirche und brachte sie vor dem Gottesdienst, der im Sommer früher anfang, in der Nähe des Altars unter. Schon während der Liturgie kam der

Anfall über sie und mit lauten Lästerungen stürmte sie aus der Kirche, daß ich Mühe hatte, nachher die Andacht der Gemeinde wieder zu sammeln. Ich muß gestehen, daß mir die ganze Angelegenheit schwer auf dem Herzen lag. Bücher, wie ich sie nachher gelesen, hatte ich nicht; Menschen, die ich um Rat fragen konnte, auch nicht und das Ganze spitzte sich mir zu einer Glaubens- und Gewissensfrage zu: ist Jesus wirklich der, der alle Wirkungen des Teufels zerstören kann? Warum kam ich denn hier nicht zum Siege? Ich betete für mich um Klarheit und um Kraft und allmählich konzentrierte sich ordentlich mein ganzes Denken auf diesen Kampf.

Eines Morgens wurde ich wieder hinggerufen und das war der Höhepunkt. Die Alte lag im Bett und schrie mich mit der merkwürdigen Männerstimme, die sie nur im Anfall hatte, an: „Ich weiß gar nicht, was du hier willst. Ich bin gar nicht die Susanna Brandstätter, ich bin der Zigeuner Elimo und habe dich vor Jahren schon gesehen.“ Und nun folgte eine Schilderung eines Abends, den ich in einem kleinen, jüdischen Einkehrhose einer entfernten Gegend Rußlands zugebracht hatte und die Wiedergabe einer Unterhaltung, bei der außer einem alten, mennonitischen Bauern und dem jüdischen Wirt, niemand weiter zugegen war. Es waren Nebensächlichkeiten; aber alles wurde mir geschildert, als ob der Sprecher damals Augenzeuge gewesen sei. Noch stand ich halb erstarrt über diese Enthüllung da, da veränderte der Sprecher sein Thema und sprach in ganz gebildetem Hochdeutsch, wie die Alte es sonst nie beherrschte und der Inhalt war noch wunderbarer: er schilderte die Schönheit Aegyptens, die Farbenpracht eines Sonnenaufgangs am Nil, schilderte Vögel und Blumen mit einer Begeisterung und Wärme, die mich staunen machte.

Ganz plötzlich riß der Faden der Rede ab und die alten, knöchernen Hände krallten sich in das Gesicht der Kranken. Ich sprang hinzu, um mit festem Griff die Hände vom Gesicht herabzuziehen, was mir aber bei aller Anstrengung kaum gelang. In diesem Augenblick sehe ich auf der Brust der Alten ein kleines Ledersäckchen liegen, das an feinem Bande um den Hals hängt. Einer plötzlichen Eingebung folgend packe ich dieses Säckchen. Da schreit es noch einmal in jener Männerstimme wild auf: „Gib das Säckchen nicht her!“ — aber mit gewaltigem Ruck habe ich das Band zersprengt und das Säckchen an mich gerissen.

Jetzt war alles vorüber. Schwer atmend sank die Alte zurück, verfiel in einen langen Schlaf und genas langsam in einigen Wochen, ohne daß die Anfälle sich wieder eingestellt hätten.

Zu Hause schnitt ich das Ledersäckchen auf. Es enthielt einen Pergamentstreifen, auf dem zuerst einige sinnlose hebräische Redensarten standen und dann folgte mit altertümlicher lateinischer Schrift: „Ich bin es, der die sieben Fieber in seiner Hand hat und die sieben Kräfte kann ausgehen lassen und wenn du dies verbirgst und in meinem Namen lebst, wird dir alles gelingen und werde ich dich behüten.“ Darauf folgten wieder einige sinnlose hebräische Worte.



Nach einigen Tagen war die Alte so weit, daß ich mit ihr reden konnte und da kam denn das Geständnis heraus, daß sie vor Jahren für fünfundsiebenzig Rubel von einem reisenden Zigeuner dieses Amulett gekauft hätte. Es sollte ihr helfen das Blut stillen und in ihrer Praxis bei den kranken Frauen wunderbare Heilung zu Wege bringen.

Offenbar lag hier ein Zusammenhang vor zwischen abergläubischem Gebrauch solcher Zaubermittel und der Einwirkung dunkler Mächte. Nachdem ich ihr das Sündliche ihres ganzen Benehmens vorgestellt hatte und sie in Reue und Buße mit der Gemeinde zum Abendmahl gegangen war, konnte ich sie geheilt entlassen. Es ist auch nichts ähnliches mehr nachher bei ihr vorgekommen.



„Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wirs lieber hätten.“

(Matth. Claudius.)

\* \* \*

Bist du ein Heiliger? Die meisten wehren sich mit Händen und Füßen, Heilige zu sein; die einen aus Angst vor dem Spott der Welt, die andern aus Angst, man könnte sie beim Wort nehmen und sie von aller Erdenlust ausschließen. Und doch wird niemand selig, der nicht durch Christum „heilig“, d. h. abge sondert für Gott geworden ist. Luther sagt: „Willst du kein Heiliger sein, so wird dich der Teufel holen.“

\* \* \*

Ein Bergmann sagte: „Ich kann nicht glauben, daß mir meine Sünden so ganz umsonst, nur um Christi willen, vergeben werden. Es ist zu billig!“

„Haben Sie heute gearbeitet?“ „Ja.“

„Wie sind Sie denn aus der Grube gekommen?“

„Nun, wie gewöhnlich, mit dem Fahrstuhl.“

„Wieviel haben Sie für den Fahrstuhl bezahlt?“

„Bezahlt? Nichts!“

„Waren Sie denn nicht bange, sich dem Fahrstuhle anzuvertrauen? War es nicht zu billig?“

„O, nein, er hat der Gesellschaft eine tüchtige Summe gelöstet!“ war die verwunderte Antwort — dann leuchtete ihm die Wahrheit ein.

## Die unsichtbare Krone.

Es geht so sichtbar das Streben durch unsere Zeit, aus dem Niederen hoch zu kommen, Stellung zu gewinnen, das Kleid der Schlichtheit abzulegen und mehr zu sein, als andere —. Dieser Zug nach oben ist leider nicht der goldumsäumte, freiatmende Höhenzug, den wir alle haben sollten. — Wir haschen sozusagen nach den Kronen dieser Welt, und tragen doch eine unsichtbare Krone — — —. Aber es kommt der Tag, wo wir bei dem Greifen nach Weltkronen an unsere unsichtbare Krone stoßen, so daß sie zu Boden fällt! Das ist der Tag, wo wir meinen hochzustehen, und wandern doch tief im Sande dieser Erde. Es umgibt uns der unwahre Glanz der Welt und die tonlosen Worte ihrer Anerkennung, und — am Boden liegt ein Kleinod der Ewigkeit! Du griffst nach Großem und wurdest klein, kleiner als ein Kind, das doch sein unsichtbares Krönchen noch herzfroh und mit gefalteten Gebetshändchen, und mit dem strahlenden Glauben an die Weihnachtstrippe, und mit dem „Abba, lieber Vater“ durch seine reinen Tage trägt — kleiner, viel kleiner — — —. Warum bückst du dich nicht und greiffst nach dem Schatz, der in den Staub der Erde fiel? Bist doch sonst so eifrig, wo es gilt: Schätze zu heben! Ist sie auch dir wirklich schon eine unsichtbare Krone? Oder siehst du sie wohl und denkst nur: ich will sie aufheben, wenn es dunkel geworden ist, und keiner meiner Freunde es sieht, daß ich mich danach bücke —? Hast du Furcht vor deinen Freunden?! Ja, dann geh' nur wieder hin, wenn es Nacht geworden ist — und hole sie dir wieder, und verschließe sie in den geheimsten Winkel deines Geheimfaches, denn es könnte doch einer sein, der auch Augen hat für unsichtbare Kronen! — — — Und es war Abend geworden, du kamst und suchtest mit scharfen Augen und deiner hellsten Laterne — — — aber — — — sie war nicht mehr da! — Vielleicht flog ein Engel vorüber, der nahm sie auf und trug sie in das große Königreich. — Wie aber wird es sein, wenn du einst Einlaß begehrt in dieses Königreich und kommst doch ohne Krone? Dann wird Er stehen am Eingang und traurig sein Haupt schütteln — ohne den hochzeitlichen Schmuck darf niemand hinein und dieser Schmuck war deine in der Welt unsichtbare Krone! Darum, wenn du in der Nacht vergeblich gesucht hast, falle auf die Knie, werde wieder klein wie ein Kind, wirf ab den Plunder dieser Welt, kämpfe und ringe die Nacht, den Tag und wieder die Nacht hindurch: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, kämpfe und ringe bis der Engel vom Himmel kommt und dir leise den Segen des Himmels, deine verlorene, aber in treuen Händen wohl bewahrte Krone wieder auf das Haupt setzt. —

Ein Kind Gottes wanderst du dann auf Erden und durch dein Leben. Wohlan! das wandert sich gut!

A. Eitner.

# Aus der Briefmappe des Evangelisten



Plauen. 1. Die berichtete Behauptung, der Sohn einer Familie sei gefallen, weil sie nicht so gut und viel gebetet hätte, wie die andere, deren Sohn noch am Leben, ist eine Roheit und Gotteslästerung. Gott wohnt im Dunkel, und wer ist sein Ratgeber gewesen? Gegen solches böse Reden unverständiger Leute hilft nur, daß man sie stehen läßt, und sich um ihren Unsinn nicht kümmert. 2. Auf die zweite ihrer Anfragen antwortet mein Büchlein „Auferstehung des Fleisches“ von S. 110 ab, wo von dem Zustand nach dem Tode die Rede ist. 3. Ihre Stimmung verstehe ich sehr gut. Das ist jetzt bei tausenden so, daß sie mühsam ihre Fassung bewahren, und zwischen Furcht und Hoffnung hin- und herschwanken. Fleißige Arbeit und wirkliches Gottvertrauen hilft am besten dagegen. Jetzt sieht man, was ein festes Herz für eine köstliche Gottesgabe ist!

Kriegsfreiwilliger. Daß Sie vor dem Ausrücken alles mögliche „in Ordnung bringen“ wollen, ist natürlich und recht. Nur sind Sie auf dem Holzwege, wenn Sie meinen, es liege jetzt an dem „Bekennen“ von solchen Geschichten, wie Sie sie schildern, vor Menschen. Je nachdem was das für Menschen sind, werden dieselben Sie für übergeschnappt halten, wenn Sie dergleichen Dinge ihnen bekennen. Jesus müssen Sie alles bekennen, und dann auch wirklich glauben, daß er Ihnen alles verzeihen hat. Wenn Sie aber mit jenen kleinen Entgleisungen weder in fremdes Recht eingegriffen haben, noch sonstwie Fremde verletzt haben, so geht das Ihre Kameraden absolut nichts an. Wenn ich über jede Verfehlung, die mein scharfes, aufgewecktes Gewissen mir täglich vorhält, zu andern Menschen reden wollte, würde ich unfrei, und käme ihnen nur komisch vor. Je treuer Sie im Gebet mit Jesu umgehen, je völliger Sie an seine Gnade glauben, desto stiller und froher werden Sie. Desto mehr wird er Sie auch vor jedem neuen Fehltritt bewahren. Im Schützengraben und Granatengeheul werden Sie einsehen, daß es andere Dinge zu überwinden und zu leisten gibt, als diese unfruchtbaren Selbstquälereien, die mich an das Wort Jesu vom „Müdensitzen“ erinnerten. Ziehen Sie hin in Jesu Namen, und werden Sie Ihren Kameraden durch seine Kraft zum Segen!

R. in B. Ihren Gedanken will ich gern weitergeben: „Was wird mit den vielen Verletzten, die, aus dem Krieg heimkehrend, ihren früheren Beruf nicht wieder aufnehmen können?“ Ob Ihre Schätzung richtig ist, daß es sich um 100 000 solcher Männer handeln wird, weiß ich nicht. Nur möchte ich, ehe man dafür wieder einen Verein gründet und Beiträge sammelt, darauf aufmerksam machen, daß die nötigste Unterstützung zum Lebensunterhalt der Staat auf sich nehmen, und in anständiger Weise — nach Bildungsgrad, Beschäftigung



und Beruf gestaffelt — bestritten wird. Das ist also nicht die Hauptföge. Mir scheint es viel wichtiger, daß man diesen ernster gewordenen Männern hilft, neben jener Geldfürsöge eine wichtige und ihr Leben würdig füllende Beschäftigung zu erlangen. Sollte da die Arbeit am Reich Gottes, in sozialer Fürsöge, in Anstalten und Unternehmungen der Inneren und Äußerer Mission nicht groß und interessant genug sein? Mir scheint, es ist kein Grund zu sorgen, sondern wir haben bloß die Türen aufzutun, und es werden „billige“ Arbeitskräfte allen Zweigen der Reichsgottesarbeit zuströmen. Ob das nicht einen herrlichen Aufschwung geben kann!

E. L. Was Sie über das Leiden in der Welt schreiben, ist übertrieben, sentimental-aufgepußt und — gottlos! Es weckte in mir den Argwohn, daß Sie früher wohl wenig Herzeleid erfahren haben müssen. Sie hatten sich in selbstüchtiges, gottfernes Genießen förmlich eingesponnen, und dabei Ihre Seele eingelullt! Jetzt schnitt der Krieg plötzlich unbarmherzig hinein und Sie tun, als ob Ihnen das größte Unrecht geschehen sei, und im natürlichen Trieb, Genossen Ihrer Anklagen gegen Gott zu finden, multiplizieren Sie allerlei Gerüchte und Verleumdungen über Gottes Weltregierung, nur damit herauskomme, wie recht Sie haben zum Groll. — Leiden bessert und stärkt und reinigt, wie kaum etwas anderes. Oft kann man das mit Händen greifen: Wer am Fleisch leidet, hört auf mit sündigen“, — oft bleibt uns der Zweck und Segen des Leides jetzt noch verborgen. Jedenfalls schämen Sie sich, und werfen Sie die letzte Planke Ihrer Seele, — das Gebet — nicht fort. Es kommt die Stunde, da Sie dieselbe blutnötig haben werden, um auf dem finstren Meer der Todesnot sich über Wasser zu halten.

Mit herzl. Dank erhalten von A. E. für das Krüppelheim in Angerburg 5 Mk. Für die nach dem Kriege in Afrika zu gründende Station von A. J. 100 Mk. und L. J. 50 Mk., von E. G. 50 Mk. Herzl. Dank.

Leserin von A. D. W., Braunschweig. Für die übersandte Liebesgabe besten Dank aus dem Felde. Da sie namenlos ankam, benutze ich diese Stelle zum Dank.  
Hans Keller.

Schülerinnen in Röpenitz. Die vielen großen Pakete sind nun allmählich in meine Hand gekommen und haben viele Freude gemacht. Die Adressen, die in den einzelnen kleinen Päckchen waren, haben hoffentlich die Empfänger benutzt, um selbst einen Gruß und Dank an die Geberinnen zu schreiben. Sollte ein Kind keine Antwort erhalten, so liegt das nicht an der Undankbarkeit meiner Soldaten, sondern daran, daß der Tapfere vorher den Heldentod erlitten, ehe er schreiben konnte. Wer also darüber trauern will, daß er keine Karte vom „blutigen Schlachtfelde“ erhalten, wie ein Kind es wünscht, der soll sich vielmehr darüber freuen, daß er einem Helden vor seinem Tode noch vielleicht die letzte Freude gemacht hat. Hans Keller.

A. R. Das ist sicher sehr anerkennenswert, wenn Sie mit Ihren Bekannten Leibbinden für die Krieger machen, aber Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich es offen sage, daß jetzt fast jeder Soldat zwei Leibbinden besitzt, und überall auf Sammelstellen gerade diese Stücke im Übermaß vorhanden sind. Im Oktober herrschte Mangel daran; darum damals die Bitten. Nur jetzt keine mehr schicken! Dafür Hemden, Strümpfe und Taschentücher. Um diese Gegenstände bitten die Frontsoldaten immer, und die Bestände reichen nicht aus. Hans Keller.

# — Vom Büchertisch —

**Lic. Dr. Christian Büchsstümmer.** Eine feste Burg ist unser Gott. Sammlung von Kriegspredigten. München, Beck'scher Verlag. M. 2.80.

Diese Sammlung hat sich wirklich gelohnt. Die meisten dieser Predigten haben einen starken Ton, schöne Sprache und edle Überzeugung. Einige sind außerdem so originell und gedankenreich, daß ich ihnen eine wertvolle Anregung verdanke. Darum möchte ich sie nicht nur den Amtsbrüdern empfehlen, die anfangen müde zu werden, stetsfort Kriegsgedanken in ihre Predigten zu schaffen, sondern auch gebildeten Laien zum Lesen in stillen Stunden.

Dasselbe möchte ich fast wörtlich abschreiben, wenn ich nachstehendes Büchlein empfehle: **D. Ludwig Ihmels,** Darum auch wir. Sieben Predigten während der Kriegszeit. Leipzig, Hinrichs Verlag. M. 1.50.

**Pastor Glage.** Der Krieg und der Christ. Glaubensworte in ernster Zeit. Hamburg, Rauhes Haus. M. 1.—.

Es sind sieben evangelische Zeugnisse von verschiedenen Rednern, aber alle auf den Gewissenston gestimmt: scharf, ernst, treu. Trotz der vielen Büchlein, die jetzt über Kriegsfragen erscheinen, sind mir diese Zeugnisse wertvoll geworden. Möchten sie es noch vielen werden!

**Heinrich Mohr.** Krieg und Frieden. Herderscher Verlag, Freiburg i. Br. 30 Pf.

Schade, daß ich dieses stimmungsvolle Weihnachtsbüchlein nicht früher in die Hände bekam! Es hätte es verdient, weiter empfohlen zu werden. Obgleich es aus katholischen Herzen und Händen kommt, hat es mich gerührt und erbaut. Ob wir nach dem Krieg unsere Stellung zu den katholischen Brüdern nicht werden revidieren müssen? Wenn sie das auch tun, — wäre manches möglich! Nicht weniger schön ist das II. Heft: „Die goldene Zeit“.

**Dr. Arnold.** Der Krieg ein Aufruf zur Innerlichkeit. Gotha, Otts Verlag. M. 1.50.

Unter den vielen Heften und Büchlein über den Krieg, die mir zur Rezension zugesandt wurden, hat mich kaum eine so angesprochen, wie diese. Ohne jede Zeile unterschreiben zu können, muß ich doch sagen, der sittlich-religiöse Ernst und die Wärme der Überzeugung tun unendlich wohl. Das wäre eine Broschüre, die man Angeregten, aber noch nicht Gläubigen, unter den Gebildeten in die Hände legen könnte! —

**F. Better.** Der Krieg. Düsseldorf, Schaffnits Verlag. 20 Pf.

Man freut sich an der kraftvollen Entschiedenheit, mit der Better hier wieder schreibt, auch wenn man nicht jede Zeile unterschreibt.

**Dora Rappard, geb. Gobat. Richte Spuren. Erinnerungen aus meinem Leben. Gießen, Pilgermission. M. 3.—.**

Erbaulich und licht, gläubig und lieblich ist vieles an diesem Buch, — hin und her sind auch kleine, interessante Züge, aber es ist mehr Erbauungsbuch, als Lebensbeschreibung. Wer die nötige Stimmung und religiöse Sammlung mitbringt, kann an ihm eine rechte Sonntags-Nachmittagslektüre haben. Es ist eben etwas verschiedenes: Seelen erbauen, oder literarisch-packend und originell erzählen. In manchen gläubigen Kreisen wird man vielleicht ganz anders drüber urteilen; — und das ist ein Glück, daß die Ansprüche, die man an ein Buch stellt, so verschieden sind.

**E. Petran. Im Licht der Ewigkeit. Leipzig, Schloßmanns Verlag. M. 2.60.**

Solche Bücher haben etwas heimlich Tröstendes und Unregendes bei sich! Ich habe an mancher Stelle beim Lesen das Buch sinken lassen und nachsinnen müssen: ich hätte gleich fortfahren können in der dort gewiesenen Richtung! Im Anschluß an feinsinnige Beobachtung von Blumen, Bäumen, Wald und Flur, Kindern und anderem bringt der Verfasser wertvolle Erbauung und christliche Erhebung, manches Mal auch ernste Gewissensfragen zur Sprache. Man sollte immer nur einen Abschnitt im Familientreife lesen, und dann die Unterhaltung von dieser Stimmgabel beeinflusst fortgehen lassen. Mich hat das Buch an die besten Bücher von Funke erinnert.

**Carl Busse. Feuerschein. Erzählungen aus dem Weltkrieg. Heilbronn, Eugen Salzers Verlag. M. 1.—.**

Da haben wir den Anfang einer bald anwachsenden neuen Literatur! Erzählungen aus dem Weltkrieg. Sie sind alle erstklassig. „Trittschen“ ist eine Perle! Ein Volk, das solche Originale hervorbringt, und solche Schilderungen innerer Schönheit schafft und würdigt, muß man lieb haben!

**E. Walbeck. Der andere Junge. Gießen, Verlag der Pilgermission. M. 1.50.**

Eine psychologisch feine Erzählung, dazu voll Wirklichkeiten, und schließlich in einer neuen Form auf eine Bekehrung hinauslaufend. Wenn wir nicht Krieg hätten, ginge das Büchlein sicher gut.

**Vaterländische evangelische Kriegsvorträge. Im gleichen Verlage. M. 1.50.**

Das selbe Lob muß ich dem ersten Bändchen dieser Vorträge auch spenden. Mir haben besonders die 3 Vorträge von G. Solzien gefallen. Die Neue Folge derselben von Lic. Gerhard Füllkrug zu M. 1.20 sind auch empfehlenswert, wenn auch nicht ganz so frisch und stark, wie der erste Band.

**Dietrich Vorwerk. Was sagt der Weltkrieg den deutschen Christen? Schwerin, Bahns Verlag. M. 1.—.**

Eine Hochflut von Kriegsbroschüren verschiedensten Charakters und Wertes überströmt uns. Alles kann ich weder lesen, noch besprechen, noch empfehlen. Vorstehende Abhandlungen haben aber so starke Vorzüge nach Form und Inhalt, daß ich nicht anders kann, als sie warm empfehlen.



**E. Walbeck. Steine für Brot.** Gießen, Verlag der Pilgermission. M. 1.50.  
Diese Erzählung ist mir trotz mancher Feinheiten nicht so lieb, wie die vorige. Es ist zuviel Tendenz drin, und nicht genug Vorbereitung für die Bekehrung.

**Henriette Schrott-Pelzel. Vom Hochquell bis ins Tieftal.** Tiroler Erzählungen. Berlin, Warners Verlag. M. 2.80.

Dichterauge zum Sehen, Dichterhand zum Malen hat die Verfasserin. Es ist Kleinmalerei, die man nicht von weitem beim flüchtigen Vorüberschreiten in der großen Galerie genießen kann. Solch ein Bild muß vor einem auf dem Tisch liegen und man muß Zeit haben und Verständnis, sich dahinein zu versenken. So sind diese kleinen Skizzen. Manche erquickt einen tief drinnen, manche tut einem fast körperlich weh, aber gleichgültig läßt einen keine! Ich möchte fast drüber sehen: Für Kenner!

**Marie Sauer. Aus heiliger Zeit.** Gedichte von 1914. Wiesbaden, Verlag v. Staadt. 75 Pf.

Wunderschöne Verse! Ohne tiefe Ergriffenheit wird niemand dieses Büchlein aus der Hand legen. Auch für solche, deren Leben mit Herzeleid überflutet ward durch den bittersten Kriegsverlust, ist dasselbe eine Erquickung.

**Ludwig Jacobskötter. Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen.** Leipzig, Gustav Schloßmanns Verlag. M. 1.50.

Diese wundervollen Aufzeichnungen gaben unsere, der Daheimgebliebenen, Empfindungen während der ersten Kriegsmonate so treffend wieder, daß man sich freuen muß: Das ist Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein! Wiederholt fand ich Gedanken, die ich selbst den Meinen gesagt hatte, in schöner Form hier dargestellt, — also muß das gleiche Herz in Vielen schlagen!

---

---

## —Reiseplan—

28. Februar bis 7. März: Frankfurt a. M.; 8.—12. März: Karlsruhe;  
16.—18. März: Darmstadt; 21. März: Berlin; 22.—26. März: Nürnberg;  
28. März bis 2. April: Berlin.

Jes. 55, 6.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50.  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.—. Einzelnummer 35 Pf.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. Kommissions-Verlag von  
Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von H. M. Poppen & Sohn,  
Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 7

April 1915

## Zur Passionswoche.

Eine sondre Liebe möcht' ich jeztund zeigen  
Jemand, der am nötigsten sie hat,  
Dem noch keine wahre Liebe ward zu eigen,  
Der dahinsinkt einsam, wegematt.

Diese „hehre Zeit“ — sie haucht mit hehrster Liebe  
Alle Tiefen, alle Höhen an;  
Und ich bin beseelt vom gleichen Dankestriebe,  
Seelen zu besehn, so lieb ich kann.

Nach verstehender Liebe hungert alles Leben,  
Das ein Herz und höh'res Heimweh kennt.  
... Einer kam und hat erfüllend Sich gegeben!  
Und ich bin aus Ihm! Die Seele brennt,

Ein belebend Fünkchen Seiner Liebesflammen  
In die Sucherherzen zu versprühn. — —  
Erde, schließ dich mit der höchsten Kraft zusammen,  
Die allein den Himmel hier läßt blüh'n!

Bensheim a. B.

R. E. Knodt.





## Was kostete der Sieg Jesu?

Pastor G. Seibt-Breslau (Salvator).

Wenn ein Völkerringen beginnt, flammt in allen Herzen nur ein einziger Gedanke auf: Sieg. Und man ist sich des Einsatzes bewußt, den der Sieg kosten wird. Menschenmassen, Geld, Nervenkraft, Stillstand des wirtschaftlichen Lebens, eine Unsumme von Weltenergie muß eingesetzt werden; bei Christen auch eine Glaubensenergie bis zum letzten Atemzug der Seele. Heut wissen wir, was ein Völkerringen kostet.

Das ist einer der Gedanken Gottes aus dem Heilandsleben Jesu, der jetzt endlich verstanden wird: „Da er die Freude als Siegespreis haben wollte, ging er bis zum Erdulden des Kreuzes“ (Hbr. 12, 2). Man redet heute nicht Theologie, sondern Weltgeschichte, wenn man von Jesu Kampf und Sieg spricht. Über unserm Kampf liegt der Schatten des Kreuzes. Was kostete der Sieg Jesu?

Seine Distanz von Gott. Phil. 2, 5 ff.: „Er erniedrigte sich selbst“ . . . Es mußte zunächst alle Gottesherrlichkeit für ihn aus dem Bereich seiner Macht ausscheiden. Ohne eine Spannung zwischen Gott und ihm, die bis zum Schmerzensruf der Gottverlassenheit am Kreuz sich steigerte, konnte es keinen wahren Menschen „Jesus“ geben. Was muß das den Eingeborenen, den Sohn der ewigen Liebe für eine Beugung gekostet haben! Das war Ausschluß vom Leben, vom Einssein mit Gott. Jede Gebetserhörung, jeder frohe Blick auf die Heimat, jedes Wunder war dann aber nicht ein goldnes Ausströmen seiner Fülle, sondern ein erstrittener Sieg. Tiefe ist für den schrecklich, der auf den Höhen und in der Sonne daheim ist.

Damit ist seine Einsamkeit unter den Menschen verbunden. Denn da Jesu Art die göttliche blieb, blieb sie in jedem Augenblick ein völliger Kontrast zur Menschenart. Er mußte auf die



Menschen zunächst völlig fremd wirken. So war es. Unter den Tausenden, die er gewann, hatte er nur einen einzigen persönlichen Freund (Johannes). In den schwersten Stunden, wie in Gethsemane, sehnte er sich unwillkürlich nach dem Druck einer Freundeshand — und selbst Johannes scheint da versagt zu haben. Diese völlige Einsamkeit ist für den, der Menschen- und Sünderliebe wie einen Strom ausgoß, eine der schwersten Lasten gewesen. In ihm blüht förmlich von Zeit zu Zeit das Heimweh nach einem Menschen auf (Joh. 6, 66). Und er durfte trotzdem kein Menschenverächter werden — im Gegenteil!

Weiter lag darin der Verzicht auf Erdenkönigtum. Man könnte meinen, das werde dem nicht so schwer, der um Seelen für die unsichtbare Welt wirbt. Joh. 18, 36 klingt ja so feierlich still, als wäre das Verzichten Jesu auf Erdenmacht ebenso natürlich, wie etwa die alltägliche Tatsache, daß die Sonne auf- und untergeht. Aber so steht die Sache nicht. Hat man die Erde — im besten Sinne des Wortes — in der Hand, so kann man am Waldeschatten und Quellenrauschen sich freuen, kann säen und ernten, kann sich eine Heimat gründen mit Weib und Kind, kann an guten Gesetzen des Volkes und an der Kultur der Menschheit mitarbeiten, kann in die Geisteserschätze eintauchen und ohne Sorgen am Ende sagen: Ich habe gelebt. Es gibt doch so manches wirklich ausgereifte Leben, das wie ein Lobgesang in der Nacht verflingt. Nichts von dem durfte Jesus haben oder heimlich begehren. Der Mensch Jesus hatte auf Erden nicht einmal „eine Stätte, wo er sein Haupt hinlegte“, nicht einmal im Tode. Eine solche seelische Ferne von Erdenglück und Erdengröße war ein einzigartiger Kampf bis ans Kreuz.

Er durfte nichts tun aus eigener Kraft. Mit gebundenen Händen ging Jesus durch die Welt. Dem Menschen ist gerade die Zuversicht auf eigene Kraft, die Freude am Schaffen, das Gefühl des Könnens ein Trost, wie ihn unsere Zeit wie keine kennt — daraus stammt alles echte Heldentum. Es steckt doch ein Stück Schöpfungsmacht Gottes im schlichtesten Menschen. Sagen wir modern: jeder Soldat, vom Musketier bis zum Feldmarschall, kann das Eisene Kreuz 1. Klasse durch Heldentum erwerben. Dafür setzt man gern das Leben ein. Jeder Schritt des Weges Jesu aber ist ein Gehorsam; „von oben“ (Joh. 19, 11) — das ist jeder Atemzug, jedes Wunder, jeder Sieg über einen Menschen, schließlich das Kreuz.

„Es steht geschrieben“ . . . In dieser tiefen Entleerung von aller eignen Kraft verstehe das Wort des Pilatus: Ecce homo! Der echte Soldat will gar nicht für sich selbst leben, aber aus sich selbst. Jesus mußte auch jeden Hauch von Eigengröße drangeben, um zu siegen. Joh. 5, 19: „Der Sohn kann nichts von ihm selber tun.“

Sein Sieg kostete einen unerschütterlichen Glauben an die Erlösungsfähigkeit der Menschen. Und dabei wurde ihre Erbärmlichkeit immer größer, bis hin zur Verleugnung des Petrus und zum Verrat des Judas. Es liegt wie Blei auf ihren Seelen. Kein Aufschwung, kein Aufjauchzen, keine Frühlingsfreude war zu spüren. Vollends macht sie Ostern kopfscheu. Ein ähnliches Ringen hat kein Mensch durchgefochten. Unserm Kaiser ward wenigstens in der Stunde der Not die machtvolle Erhebung seines Volkes als Vertrauensbeweis geschenkt, eine lebendige Mauer steht vor ihm und hinter ihm. Jesus verliert immer mehr Menschen, je näher es ans Kreuz geht. Zum Schluß stehen drei Frauen und ein Mann unter seinem Kreuz (Joh. 19, 25). Der Selbsterniedrigung Jesu entsprach also, als Gegengewicht vom Himmel, kein Menschheitsgeschenk. Er kämpfte scheinbar auf verlorenem Posten. Die Hölle spottete, Jesus glaubte weiter und sprach: „Es ist vollbracht“ (Joh. 19, 30).

Dazu gehört die völlige Einsetzung seines Willens in den Willen seines Gottes. Das Wort „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber“ (Joh. 10, 18) muß man mit dem Paulusspruch (2. Kor. 5, 19 ff.) zusammenhalten: „Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht.“ Jesu Leiden und Leidensgehorsam ist nicht vollkommene Passivität, sondern vollkommene Aktivität. Er läßt Gott aus ihm das machen, was die Welt erlöst. Deshalb ist sein Zusammenschluß mit seinem Vater nicht bloß stille Seligkeit und verborgene Kraftquelle (Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins“; Mtth. 11, 25 ff.: „Alles ist mir übergeben vom Vater“) — sondern ein fortwährender Glaubensakt, ein unbedingtes Eingehen auf den Vater. Wenn er Joh. 2, 5 ff. auf seine „Stunde“ mit einem „noch nicht“ hinweist und in jeder Willensentscheidung von da an bis hin zum Kreuz erst nach oben sieht, soll uns daraus die Konzentriertheit seines Heilandslebens auf den Heilswillen Gottes klar werden. Gott ist nicht während seines Erdenlebens wohlwollend neutral und wartet sozusagen hinter den Schleieren der Ewigkeit ab, ob Jesus seine Aufgabe sittlich

vollenden wird: er bleibt vielmehr der, der will. Wie sehr versteht man diese Kongruenz zweier Willen heutzutage, wo jeder Mann der Truppe den Willen des Führers „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß“ durchführen muß! Und wie geht jeder Strahl dieses Jesuslebens auf das eine Ziel hin: Liebe, die sich zur Rettung opfert! Mtth. 20, 28: „Gebe sein Leben zur Erlösung für viele . . . (Vgl. Mtth. 26, 39 „wie Du willst“).

Und endlich kam das Schwerste: Der Tod. Nicht ein jauchzender Heldentod im Sturm auf den Feind; nicht ein stiller Märtyrertod unter dem Schwert; nein, das Verbluten Leibes und der Seele in dem Sklaventode am Kreuz, alleingelassen zwischen Himmel und Erde. Ein König ohne Heer, den Gott verließ, als Gott sein einziger letzter Freund war. War das nicht seelischer Zusammenbruch? Nein! Selbst ein Freigeist wie Rousseau hat die Phrase ausgesprochen: „Wenn Sokrates wie ein Held starb, starb Jesus wie ein Gott.“ Mit jeder Stunde am Kreuz wächst Jesu Größe über alles Irdische hinaus — in die heimatliche göttliche Souveränität hinein. Es gibt Pflanzen, die nur im Schatten wachsen; man sagt, sie zehren vom heimlichen Licht; sie sind so lichtempfindlich, daß ihnen der Schatten die rechte Farbe gibt; das sind wie die victoria regia Seltenheiten, aber Wunder an Bau und Schönheit. Sie sind wie ein göttlicher Trostgruß für die Erdennacht. Das könnte man fast auf Jesu Aufblühen in den Todesschatten anwenden. Nur daß hier eben alle Menschensprache nur Stammeln ist. „Er ist einmal eingegangen in das Heilige durch sein Blut und hat eine ewige Erlösung erfunden“ (Hbr. 9, 25). Nie hat die Blut-saat des Todes eines Menschen, das Ausströmen von Leib und Seele einen größeren Sieg errungen. Er kann schon vor diesem Tode zu seinen Jüngern sagen: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh. 14, 19). In der Welt ist jeder Sieg, und wäre er mit noch so viel Heldenblut erkaufte und noch so machtvoll, nur ein Sieg auf Zeit, ein Schritt vorwärts in der Geschichte — hier ist der Tod der Sieg auf Ewigkeit, von dem die Toten auferstehen.

Wer hat schon den Tod Jesu einmal wirklich durchgedacht? Niemand. Das ist das Geheimnis Jesu, was ihn sein Sieg gekostet hat. Aber eins ist unser Geheimnis, unsre Freude auf diesem größten Schlachtfeld der Menschheit es selig zu erleben, was Nietzsche unselig meinte: „Ich bin an ihm zerbrochen“ . . .



# Eine Kriegskapuzinerpredigt

über den Ostertext:

Matth. 27, 65 u. 66; 28, 2, 4 u. 5: „Pilatus sprach zu den Hohenpriestern und Pharisäern: Da habt ihr Hüter; gehet hin und verwahret das Grab. — Und sie gingen hin und verwahrten es mit Hütern und versiegelten den Stein. — Und siehe es geschah ein großes Erdbeben, denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab und wälzte den Stein von der Türe und sprach zu den Frauen: Jesus ist nicht hier, er ist auferstanden.“

„Nun ist er endlich tot und soll tot bleiben“, dachten die Obersten der Juden, nachdem sie den Heiland gekreuzigt hatten. Weil er ihnen die Wahrheit gesagt und ihre selbstsüchtigen Schliche und Herrschsucht, ihre Heuchelei und ihren geistigen Hochmut aufgedeckt hatte, haßten sie ihn, haßten ihn bis über den Tod hinaus.

Und welche Angst hatten sie, Jesus könne seine Verheißung wahr machen: am dritten Tage Auferstehung zu feiern! Da müssen Soldaten her, die das Grab bewachen, und mit dem Staatsiegel wird der schwere Grabstein verschlossen. Und ich denke mir, wenn es heutigen Tages gewesen wäre, wo man am liebsten alles schriftlich festlegt, hätte man auch noch eine Tafel an die Türe gehängt mit folgender behördlichen Bekanntmachung: „Es ist verboten, aus diesem Grabe aufzuerstehen.“

Als aber die Osterfonne übers Gebirge kam, erschien ein Engel und hob die Türe weg, trotz Verbot und Wächtern, und der Heiland stand auf, lebendig und herrlich, herrlicher als er je zuvor gewesen ist:

Nun, liebe Christen, freut euch sein,

Singt Gottes Gloria:

Kommt seht ins offene Grab hinein,

Der Ostertag ist da!

Im Grab herrscht nicht mehr dunkle Nacht,

Der Heiland ist vom Tod erwacht,

Verkündet's allen Landen:

Der Herr ist auferstanden!

Jesus ist, wie er selbst sagt, das Leben. Kann Leben tot bleiben? Nimmermehr! Und wem er sein Leben schenkt, auch der kann nicht tot bleiben und siele er hundert Mal in der Schlacht. Er wird wieder auferstehen, weil Leben, göttliches Leben in ihm ist.

Es verhält sich mit ihm wie mit guten, unverdorbenen Samenkörnern. Da könnte man wohl auch eine Tafel auf dem Saatfeld aufstellen mit der Aufschrift: „es ist dem Samen verboten aufzugehen!“ Er ginge doch auf, wenn Sonne und Regen nicht fehlen!

O wie so oft schon hat man die Tafel: „es ist verboten“ ausgehängt; aber sie hat nichts genützt! Warum? Weil der Geist stärker ist als der Buchstabe!

Hat nicht Pharao Gott getrozt und ausgerufen: „Es ist den Juden verboten, Agypten zu verlassen!“ Aber Israel wanderte dennoch aus; denn Gottes Gebot des Lebens war stärker als Pharaos Verdammnis zum Tode.

Nach Christi Geburt erklärte der herrschsüchtige Herodes: „Es ist verboten, daß ein neuer König über Juda aufkomme.“ Er ließ alle Kindlein in Betlehem töten, aber „der Weg, die Wahrheit und das Leben“, nämlich Jesus, blieb verschont.

Der Kaiser Nero hat verkündigen lassen: „es ist verboten, Christus anzubeten.“ Aber je mehr er verbot und bestrafte, um so mehr Christen wurden es.

Die Gelehrten und Frommen des Mittelalters haben zu Galilei, der behauptete, die Erde bewege sich um die Sonne, gesagt, sie verböten ihm, solche Lehre zu verbreiten; ja manche meinten wohl direkt: „es ist der Erde verboten, sich zu bewegen; denn um sie und um uns muß sich alles drehen.“ — Aber: „und sie bewegt sich doch“, rief Galilei nach seiner Verurteilung und er behielt Recht.

Zur Zeit der französischen Aufklärung und Revolution sah man in Paris Maueranschläge, drauf geschrieben stand: „Es ist verboten, an einen persönlichen Gott zu glauben. Die Vernunft ist unser Gott.“ Und die jetzige republikanische Regierung gab einen Erlaß heraus: „Es ist in den Schulen verboten, von Gott und Religion zu reden.“ Aber Gott lebt immer noch und mehr als je beweist er Frankreich, daß er noch die Zügel der Weltregierung in seiner Hand hält.

Wie steht es jetzt im Krieg mit ähnlichen Verboten, die nichts auszurichten vermögen, weil sie dem Leben zuwider sind? Hat nicht Rußland behauptet: „Es ist verboten, den Mord des österreichischen Thronfolgers zu rächen!“ — Und England: „es ist verboten, daß unsere Feinde, vor allem Deutschland, auswärtigen Handel treiben wie wir und Kolonien besitzen!“ Und Frankreich: „Es ist verboten, daß der Dreibund mächtiger sei als der Dreiverband.“

„Es ist den Deutschen verboten, sich zu wehren, Österreich Treue zu halten und zu neuem Leben Ostern zu feiern“, so schreit die halbe Welt und heftet diese Bekanntmachung an alle Plakatsäulen, die sie erreichen kann.

Ich aber, ich einfältiger Kapuziner, rufe im Namen Gottes, der mich gesandt hat, seinen Willen kundzutun, ich rufe noch lauter als die halbe Welt: wenn wir Deutsche Buße tun und uns vor Gott demütigen, wenn wir uns nicht auf unsern Arm verlassen, sondern auf die Hilfe und Gnade des Herrn der Heerscharen, wenn wir ihm alle Ehre geben und ihm den Dank nicht vorenthalten, so werden wir, wie es der Apostel Paulus als letztes Wort in der Apostelgeschichte dem Kampfe des jungen Christentums prophezeit hat, „unverboten“ uns behaupten und „unverboten“ aus Leid und Streit zum Siege, aus Nacht und Neid zum Lichte und Leben durchdringen!

Ich halte es mit unserem lieben, frommen Kaiser, der in seinem Aufruf an das Volk am 2. August 1914 u. a. sagte: „Wie ich von Jugend auf gelernt habe, auf Gott den Herrn meine Zuversicht zu setzen, so empfinde ich in diesen ernstesten Tagen das Bedürfnis, vor Ihm mich zu beugen und Seine Barmherzigkeit anzurufen.“

Es geht Ostern zu. Und die Osterbotschaft lautet: „Fürchtet euch nicht. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Matth. 28, 5; Luk. 24, 5.

Das dürfen wir auch für unser teures Vaterland gelten lassen, und wir wollen Gott bitten, daß das Morgenrot der Ostern bald über unsern Bergen aufleuchte.

Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen.

Rort.

Dr. med. H. Bortisch — van Bloten.

(Aus einem soeben im Verlag von W. Mombert erschienenen Büchlein für unsere Soldaten: „Der Tod tötet nicht.“)

„Bitte, drücke dich klar aus und sage mir ganz genau, was du von mir willst!“ So würde unser Freund zu uns sagen, wenn wir ihm eine Bitte so allgemein und unbestimmt vortragen würden, wie wir oft zu Gott beten.

\* \*

„Osterfreude ist die Freude des enttäuschten Unglaubens; wie die Missions-Union von Amerika einst Spezereien und Salben zur Einbalsamierung der Arbeit in Telugu bereitete, so geschah es schon für manches Werk.“

\* \*

„Liebst du den Herrn Jesus?“, fragte ein Stadtmissionar einen kleinen Straßenjungen. „Ne“, war die kurze Antwort. — Dann nach kurzem Besinnen leuchtete sein Gesicht auf und er sagte: „Aber unser Lehrer ist Sein Freund, und den liebe ich!“ (Das Wort ward Fleisch.)



## Wiedersehen. Zwei Bilder aus dem Felde.

(Nach der Wirklichkeit erzählt.)

### I.

Wieder hatte ein Militärtransport in nördlicher Richtung Paris verlassen. Wohin? — Das war die bange Frage aller. Einem ging es besonders nahe, fuhr man doch allem Anscheine nach seiner Heimat zu, jenem kleinen Dörfchen A..., dort zwischen Urras und Lille. Der Abend kam, die meisten waren eingeschlafen, er allein starrte noch in die Nacht hinaus und dachte an sein junges Weib und seine beiden Kinder. Drei Monate hatte er schon keine Nachrichten mehr von ihnen erhalten, offenbar mußten die Deutschen im Besitze des Dorfes sein. Wie mögen sie wohl dort gehaust haben, diese Barbaren! Die armen, unschuldigen Kleinen mit ihrer schutzlosen Mutter! Sein kleines Haus, dessen Mauern so manches Glück gesehen!

Jetzt wird er aus dem dumpfen Brüten aufgeschreckt. Der Zug hält, das Zeichen zum Aussteigen ertönt.

Bald war alles marschbereit, und vorwärts ging es in nordöstlicher Richtung, woher immer stärker das Grollen und Dröhnen schwerer Artillerie hörbar wurde. Er kannte jedes Dorf, durch das man kam, jedes Bergwerk, an dem der Weg vorüberführte. Diese eigentümliche Gegend — da ein Werk sich an das andere reiht, da Städte und Dörfer ineinander übergehen, und eigentlich das ganze Land bebaut erscheint — das war ja seine Heimat. Immer unruhiger wurde es in ihm. Nur wenige Kilometer trennten ihn noch von seinem Dorfe A...

Der Morgen graute. Da machten sie in einem ihm so bekannten Dorfe halt. Aber wie sah es aus? Kaum ein Haus war noch unversehrt. Ihn schauderte, denn ein gräßliches Bild stieg vor ihm auf. Haben vielleicht französische Granaten ebenso in A... gewütet, das gerade jenseits des Höhenrückens liegt, um den sich der Kampf scheinbar drehte? — In den Kellern sollten sie den Tag zubringen, essen und sich ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln. Die Straßen durfte

niemand betreten. Hier schlugen immer wieder schwere, deutsche Granaten ein und brachten Tod und Verderben. Aber es sollte auch kein deutscher Flieger von dieser Verstärkung etwas zu sehen bekommen. Wieder wurde es Abend. Nun erfuhren sie, warum man sie so schnell hierher geworfen hatte: mit dem letzten Strahle der untergehenden Sonne werden die Deutschen angegriffen und sind vom Bergrücken herunterzuwerfen.

Der große Augenblick war da. Vorsichtig — gebückt — ging es in den Laufgräben vorwärts, bis die vordersten Schützengräben erreicht waren. Dann riß die Verstärkung die alten Mannschaften mit sich fort. Unaufhörlich wälzte sich die dichte Linie vorwärts, den Deutschen entgegen, die bereits seit mehreren Stunden mit Granatfeuer zugedeckt worden waren und müde sein mußten. Wohl mähte das so gefürchtete, gut gezielte deutsche Infanteriefeuer ganze Reihen der Angreifer nieder, wohl rissen die deutschen Volltreffer entsetzliche Lücken, wohl zerfesten die beiden im deutschen Graben eingebauten Maschinengewehre förmlich die in den Drahtverhauen festgerannten Stürmenden — aber der Angriff gelang. Der Schützengraben war in französischen Händen, die Feldgrauen mußten weichen.

Er war einer der überlebenden Sieger, der von der deutschen Stellung aus trotz des nächtlichen Dunkels sein Dorf so deutlich erkennen konnte, warfen doch seine eigenen Landsleute Granaten herein, um die deutschen Reserven zu treffen. Lichterloh brannte es dort unten an verschiedenen Stellen. In welcher furchtbarer Gefahr befanden sich eben seine Lieben! Das war zuviel: schlaflose Nächte und Anstrengungen bis zum letzten Hauch — dieser Sturm dem tausendfachen Tode entgegen und die innere Aufregung im Blick auf das scheinbar dem Untergang geweihte Dorf. Die Nerven versagten. Wie leblos brach er zusammen.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von starker Faust emporgerissen. Fremde Laute schlugen an sein Ohr. Was war geschehen?

Die Deutschen hatten ihren Schützengraben wiedergenommen. Sie führten ihn mit manchem Kameraden gefangen ins Dorf hinab. Ihm aber war es schließlich einerlei: Gefangener oder Sieger — nur nach A . . . zu kommen, war jetzt sein sehnlichster Wunsch. Sein Haus wollte er sehen und die, an denen sein ganzes Herz hing. Der Gefangenentransport erreichte das Dorf. Die verwundeten

Feinde führte man sofort auf den Verbandsplatz, die anderen mußten in einen Keller hinab, wo sie den Rest der Nacht verbrachten. Lange, bange Stunden — schier endlos dünkte ihm die Zeit. Endlich fielen die ersten Lichtstrahlen durch die Ritzen der Kellertüre in das Gefängnis. Bald öffnete sie sich, und zwei deutsche Soldaten brachten Kaffee und Brot. Gleichzeitig erschien ein Offizier, um die Gefangenen auszufragen. Daß einer von ihnen aus A . . . selbst stamme, interessierte den Deutschen besonders. So nahm er ihn beiseite, um allein mit ihm zu sprechen. Hat er wohl bei diesem Verhör dem Feinde zu viel gesagt? Das wußte er nicht mehr. Aber das eine wußte er nur noch, daß dieser feldgraue Offizier — dieser rohe Barbar, so hätte man drüben wegwerfend gesagt — ihm erlaubte, nach seinem Hause und seiner Familie zu sehen.

Zwei Soldaten, von denen der eine Französisch sprach und die Unterhaltung überwachen sollte, begleiteten ihn die altbekannte Dorfstraße entlang. Jedes Haus kannte er, mancher Gruß wurde ihm zugerufen, zumal im nördlichen Teil des Dorfes. Dort standen die meisten Häuser und waren zum größten Teil noch von Frauen und Kindern bewohnt. Da war die Kirche. In ihr hatte er vor dem Traualtar gestanden, und am Taufbecken wurden dann seine Kinder getauft. Freilich traurig genug sah dieses Gotteshaus aus: Der Turm zerfossen, große Löcher in den Wänden, Ziegel und Fensterscheiben zertrümmert und zersprungen, Schutt und Scherben überall — nur noch eine Ruine\*.

Jetzt stand er vor seinem kleinen Häuschen, das — Gott sei Dank — völlig unversehrt geblieben war. Mit zitternder Hand öffnete er die Haustür. Er war in der Küche. Da saß am Tisch sein geliebtes Weib und neben ihr seine beiden Kleinen. Totenstille — dann ein jubelnder Aufschrei — Mann und Frau lagen sich in den Armen. Den beiden Soldaten wurden die Augen feucht im Gedanken an ihre Lieben in der fernen deutschen Heimat. — Plötzlich wankt der Gefangene, die Deutschen nehmen ihm seine Last ab. Sie suchen die Frau auf die Küchenbank zu setzen, aber leblos sinkt sie

---

\* Kurz nach der Besetzung von A . . . durch unsere Truppen, Ende Oktober, hatte eine einschlagende französische Granate in diesem Kirchlein zehn Frauen und Kinder während einer Messe getötet. Beim letzten deutschen Militärgottesdienst, der am 17. Dezember hier stattfand, wurden drei deutsche Soldaten durch Schrapnellkugeln verletzt, von denen zwei ihren Wunden erlagen. Seitdem durften wir die Kirche nicht mehr benutzen.



in sich zusammen. Die Freude war zu unerwartet gekommen, sie war zu groß gewesen — ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Doch es ist Krieg. Noch ein Kuß den beiden Kleinen, noch ein letzter Abschied von seinem toten Weibe — dann führt man den Witwer fort. Er ist ja Gefangener, und sein Weg geht weiter nach dem Lande dieser deutschen Sieger, noch ehe der frische Grabhügel auf dem Dorffriedhofe sich erhebt.

Das war das erste Wiedersehen mit der Heimat, seitdem der Kriegsturm über das stille Dorf A . . . hinweggebraust war. Wie wird das zweite Wiedersehen sein, wenn die Kriegsfackel erloschen und der Friede die Gefangenen heimführt?!

## II.

In blendendem Sonnenschein lag das kleine Dorf, wie angelehnt an den herrlichen deutschen Wald. Sauber waren die Straßen, sauber die Gärten vor den Häusern. Wohlstand, Friede und Glück schien hier Verkörperung gefunden zu haben. Das mochte besonders zutreffen bei dem stattlichen Bauernhause am Dorfbrunnen, wenigstens soweit es sich an diesem Tage um sein Äußeres handelte. Innen freilich war wenig von Glück und Frieden zu sehen. Ein trauriger Tag war es für seine Bewohner gewesen. Heiß hatte der Kampf gewüthet um wichtige Fragen, wie Familienehre, Reinheit und Keuschheit. Die einzige Tochter, die in Paris eine Stellung gehabt hatte, war heimgekehrt. Doch sie paßte nicht mehr in die engen Verhältnisse dieses Bauernhauses herein. Schlimmer war es, daß sie nicht nur dem Tone und Geiste des Elternhauses fremd geworden war, sondern daß sie ihren Eltern nicht mehr frei ins Auge schauen konnte. Dem Leichtsinne und der Lust der Weltstadt war das deutsche Bauernmädchen zum Opfer gefallen.

Unerquicklich war die Aussprache gewesen. Allen berechtigten Vorwürfen setzte sie Frechheit entgegen; denn auf keinen Fall wollte sich ihr Trotz beugen. Endlich riß dem Bauer die Geduld. Recht schaffen hatte er gelebt, gottesfürchtig seine Kinder erzogen und nun — da stand seine einzige Tochter als verlorenes Kind vor ihm. Da schnitt er das Tischtuch zwischen sich und dem Mädchen entzwei. Wohl schluchzte die Mutter herzzerreißend auf, aber er wies dem ungerathenen Kinde die Thür.

Aus dem Elternhause verstoßen! Heimatlos war sie geworden, die deutsche Bauerntochter. Da kehrte sie wieder zurück in das wilde Leben der französischen Hauptstadt. Mochte sie im Strudel dort versinken — was fragte sie jetzt danach. Für ihre Familie war sie doch bereits verschollen, verdorben, gestorben.

Jahre kamen und Jahre gingen. Im stattlichen Bauernhause durfte niemand den Namen der verlorenen Tochter nennen. Daß die alten Eltern noch an sie dachten, sich heimlich in Sehnsucht nach der Verschollenen vergrämten, dafür zeugte der gebeugte Gang und das scheue, zurückgezogene Wesen der beiden Bauersleute. Sie litten — wie eben Eltern! um ein verlorenes Kind leiden, das trotz allem ein Stück von ihnen ist.

Da kam der Juli 1914. Eines Tages brachte die Post einen Brief mit französischer Marke in das stillgewordene Bauernhaus. Es war seit jenem Bruch das erste Lebenszeichen der Verlorenen. Der gute Kern in ihr hatte doch den Sieg davongetragen. Der Eltern Gebet war nicht vergeblich gewesen. Sie hatte sich tapfer durchgekämpft, festen Boden wieder unter die Füße bekommen und war den Weg der Rechtschaffenheit gegangen. Arbeitsreich, aber rein — das konnte sie zur Charakteristik ihres Lebens schreiben. Einem ordentlichen Bergmann in Nordfrankreich hatte sie die Hand zum Bunde gereicht, und eine ehrsame Hausfrau und Familienmutter war sie geworden. Jetzt bat sie die Eltern um Verzeihung und streckte ihnen reumütig ihre Hand hin — erst dann könnte sie ihres neuen Lebens wirklich froh werden.

Der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn wußte etwas von der erbarmenden Liebe Gottes zum Sünder. Der hart gewordene Bauer aber konnte sich nicht so schnell in die Lage finden. Es wurde ihm sauer, die ausgestreckte Hand seines Kindes zu ergreifen. Er brauchte Zeit, um die rechten Worte zu finden. Von Tag zu Tag schob er die Antwort hinaus. Da brachte der Abend des 31. Juli den drohenden Zustand der Kriegsgefahr. In derselben Nacht noch verließ der einzige Sohn den Bauernhof und das Elternhaus, um sich als Reservist bei seinem Regiment zu stellen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wurde Tatsache. Jede Möglichkeit der harrenden Tochter Antwort zu geben, war genommen.

Bange Wochen und Monate brachen für die alten Bauersleute herein: ihre einzige Tochter war Frau eines Feindes und Mutter

französischer Kinder und noch nicht versöhnt mit den Eltern — der einzige Sohn stand im Felde. Jedesmal, wenn wieder einer aus dem Dorfe im Westen oder Osten des Vaterlandes den Heldentod gestorben war, dann fragten sie sich ängstlich: wann kommt unser Junge an die Reihe? Droben — von Nordfrankreich kamen seine letzten Briefe. War es da nicht verständlich, wenn die Mutter von Gott das Wunder ersuchte, das Sohn und Tochter zusammenführte?

Erwartet — und wieder ganz unerwartet — kam plötzlich die Kunde von der schweren Verwundung ihres Einzigen. Beim Sturm auf ein vielgenanntes Dorf hatte ein Bauchschuß ihn niedergestreckt. Wohl war er geborgen in einem Feldlazarett, aber nur Gott könnte noch helfen, so lautete die Nachricht. Schwer lag Gottes Hand auf dem Bauernhofe. Sie rangen mit Gott um das Leben ihres Kindes — die beiden viel geprüften alten Bauersleute, denen dieser letzte Kummer völlig das Haar gebleicht hatte.

Währenddessen waren in dem kärglich eingerichteten Feldlazarett der Mutter Gebete über Bitten und Verstehen in Erfüllung gegangen. Gott hatte Wunder getan. Wider alles Erwarten siegte die kräftige Bauernnatur über die tödliche Verletzung. Die lähmende Schwäche wich, Körper und Geist erstarkten wieder. Bald kannte er den Namen des Dorfes, in dem das Lazarett sich befand, bald hatte er aus der Karte ersehen, daß nur wenige Kilometer entfernt das Dorf liegen muß, in dem seine Schwester vor Ausbruch des Krieges gewohnt. Eine Anfrage beim dortigen Bürgermeister ermittelte sie, die nun die Nachricht erhielt, daß ihr Bruder so nahe schwerverwundet liegt. Da gab es für sie nichts, was sie hätte abhalten können, hinzueilen.

Das war ein Wiedersehen! Schluchzend fiel die Schwester ihrem Bruder um den Hals. Was machten die Jahre, die dazwischen lagen! Geschwisterliebe erkaltet nicht. Immer wieder mußten sie sich mit feuchten Augen anschauen, und was gab es nicht zu erzählen und zu berichten. Sie vergaßen alles um sich, die beiden deutschen Bauernkinder, fühlten sie es doch deutlich genug: diesem Wiedersehen der Geschwister — würde ein zweites Wiedersehen folgen zwischen Tochter und Eltern — dort im stattlichen Bauernhause im lieben deutschen Heimatdorfe.

\*

\*

\*



Vom Wiedersehen handelten diese beiden kurzen Skizzen. Wiedersehen — dieses Wort hat eben einen ganz besonderen Klang für uns, die wir draußen im Felde stehen, und ebenso für unsere Lieben, die daheimgeblieben sind. Für so unendlich viele wird es auf Erden kein Wiedersehen mehr geben. Gott sei Dank, daß es für uns Christen noch ein anderes Wiedersehen gibt — droben in der ewigen Heimat. Wenn wir beim Klange des Wortes Heimat auch an sie denken, dann bleibt es ganz dabei, was unsere Soldaten immer wieder mit Wehmut und Begeisterung zugleich singen:

„In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiedersehn.“

Hans Keller, Felddivisionspfarrer.

## Dankgebet nach dem Sieg.

(Nach der Mel.: Nun danket alle Gott.)

Gott, dir sei Lob und Dank,  
Anbetung, Ruhm und Ehre,  
Daß gnädig du den Sieg  
Verliehn dem deutschen Heere!  
Du hörtest unser Flehn  
— Dir trauten wir es zu —  
Uns hilfreich beizustehn:  
Gepriesen seiest du!

Den Kriegern gabst du Mut,  
Den Heldentod zu sterben,  
Daß unsrer Heimat Gau  
Befreit bleib' vom Verderben.  
Und Feldherrn, fromm wie klug  
Du sandtest den Truppen zu;  
Dein Rat den Kaiser trug:  
Gepriesen seiest du!

Der Himmelsheere Nacht  
Umgab wie Feuerlohe  
Die Lager bei der Nacht,  
Daß sie kein Feind bedrohe,  
Und lieb beim Morgenrot  
Zum Kampfe nach der Ruh  
Den Helden Siegestraft:  
Gepriesen seiest du!

Dr. S. Bortisch — van Bloten.

## Aus meinem Leben 19.

Nach dieser ersten Erfahrung mit einer Besessenen habe ich noch in Rußland und später in Deutschland vereinzelte Zusammenstöße mit dieser unsichtbaren Macht erfahren müssen. Aber es ist ja besser, wenn man nicht zuviel darüber berichtet; denn das ist der Sinn des Sprichwortes: man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Später bekam ich das Buch in die Hand: „Das Leben Blumhards“ von Zündel. In demselben wird eine Menge ähnlicher Begebenheiten besprochen, die zum Teil von vielen Zeugen beobachtet worden sind. Im großen Ganzen decken sich meine Erfahrungen mit denen Blumhards. Nur ist bei ihm noch viel mehr Stoff für die Beobachtung gewesen. Zwanzig Jahr später lese ich eine kleine Broschüre von Professor Charcot aus Paris: „Das Doppel-Ich“. Darin berichtet dieser materialistisch-orientierte Professor über eine Reihe solcher Fälle seiner eigenen Praxis. Da er nicht an Besessenheit glaubt, muß er die merkwürdigen Vorgänge versuchen, sich ganz anders zu erklären. Er meint: wenn für die betreffenden Menschen eine Kenntnis von Vorgängen, über die er berichtet, ganz ausgeschlossen erscheint, so liege vielleicht eine Übertragung aus einer früheren Generation durch die Zeugung vor. Vorstellbar ist das auch nicht und darum bleibt mir meine an der Hand der Bibel und der Wirklichkeit gewonnene Überzeugung lieber.

Als nun vor einigen Jahren in Deutschland das Zungenreden mit der daran sich anschließenden Pfingstbewegung ausbrach, war ich sofort überzeugt, daß die ekstatischen Zustände, die man dabei beobachtet hat, auf solche Besessenen zurückzuführen sind und erhob noch, ehe man in Cassel dagegen einschritt, meine warnende Stimme. Vielleicht ist auch manches von spiritistischen Phänomen, die nicht auf Betrug oder Suggestion zurückzuführen sind, ähnlich zu erklären. Warum würde sonst wohl die Schrift alle dergleichen Dinge kurzweg verbieten! Es sind wohl im Okkultismus Kräfte wirksam, die das Sonnenlicht scheuen und die bisher von keiner wirklich wissenschaftlichen Autorität genügend erklärt worden sind. Vielleicht soll das Menschenherz dem neugierigen Orange nach jenen unsichtbaren Gebieten nicht nachgeben. Der einzige Geisterverkehr, den wir haben müssen und haben dürfen, ist der mit dem erhöhten König aller

Geister, mit Jesus selbst. Je mehr er uns zu einer Realität wird und je mehr Terrain er in uns erobert, desto unwichtiger und abstoßender wird uns jedes Hinausschielen nach der verbotenen Richtung.

Kurze Zeit darauf hatte ich einen Besuch, der mir in jenen aufgeregten Zeiten von großer Bedeutung wurde. Es war der in christlichen Kreisen wohlbekannte Dr. Bädcker. Endlich konnte ich mich mit einem christlichen, erfahrenen Manne über alles mögliche aussprechen was mich bewegte. Er kam in unsere Versammlung und war gerührt und erfreut über das geistliche Leben, das ihm entgegnetrat. Bei den deutsch redenden Lutheranern hatte er dergleichen in ganz Rußland noch nicht gefunden. Ich ließ ihn auch mehrmals im Schulhause und einmal in der Kirche vom Altar aus reden und seine einfachen, aber warmen Ansprachen machten großen Eindruck. Nach der Seite der Heiligung durch Gebet mag er mich damals vielleicht ungünstig beeinflusst haben, wohl, weil er ebenso schwärmerisch, wie ich selbst es war, meinte, daß das gläubige Gotteskind von jeder Krankheit, ohne Arzt und Medizin zu brauchen, durch bloße Gebete geheilt werden könne. Zwanzig Jahre später in Deutschland sahen wir uns wieder und da fand ich ihn bedeutend abgeklärt, vorsichtig und ruhig. Immerhin hatte mir damals sein Besuch viel Anregung und Freude bereitet.

Man muß das überhaupt sich nur vorstellen, was es in jener Steppeneinsamkeit einem geistig lebendigen Menschen für eine Entbehrung bedeutet, keinen gebildeten gläubigen Freund haben zu können, bei dem man volles Verständnis für Fragen und Arbeiten gefunden hätte, die einen selbst bewegten. Meine Frau war durch die Last des Haushalts — die ersten drei Kinder kamen schnell nacheinander — sehr in Anspruch genommen. Wenn man keinen Bäcker und keinen Metzger am Ort hat, sondern alles Brot für den Hausstand zu Hause gebacken werden muß und viele Nahrungsmittel für den Winter eingemacht werden mußten, gab es für sie zu tun genug. Man hielt auch Vieh und schlachtete mehrmals im Jahr selbst und die drei bis vier Dienstboten brachten der Hausfrau nicht nur Entlastung, sondern auch Verantwortung genug.

Das führe ich auch als Entschuldigung an für den Umstand, daß ich damals in Südrußland anfang literarisch tätig zu werden. Irgendwo mußten manche Gedanken heraus, die weder meine Bauern verstanden hätten, noch ich sonst irgendwo hätte verwerten können. So schrieb ich für die „St. Petersburger deutsche Zeitung“ und die „Moskauer deutsche Zeitung“ Feuilletons über das Leben der deutschen Kolonisten und bemühte mich, manches falsche Urteil, das in russischen Beamtenkreisen über sie bestand, zu widerlegen. Aber außerdem schrieb ich in dem „St. Petersburger deutschen Sonntagsblatt“ religiöse Artikel und auf verschiedenen Wegen kam es schon damals dazu, daß ich auch Artikel für die „deutsche Presse“ schrieb. Außer einer Reihe von kleinen Geschichten entstanden damals meine ersten Romane.



Den ersten, „Ein Fahrenhöft“, schickte ich als Manuskript meinem alten Lehrer, Professor Alexander von Dettingen in Dorpat, zur Begutachtung. Er schrieb mir nach einiger Zeit einen aufmunternden Brief und teilte mir mit, daß er den Roman an Georg Böhme in Leipzig geschickt habe. So kam ich ungesucht in die erste Beziehung zum deutschen Verlage. Auch in der „Kreuz-Zeitung“ und dem „Reichsboten“ erschienen mehrere meiner Romane im ersten Abdruck.

Aber es gibt noch eine andere Entschuldigung für diese meine literarische Tätigkeit. Meine Mutter hatte mit dem Tode meines Vaters die kleine Pension verloren und war nun zu ihrem Unterhalt bloß auf das angewiesen, was eine Schwester von mir, die Gouvernante war, ihr abgeben konnte, und was ich durch Schriftstellerei verdiente. Künstlerisch-ästhetisch machten meine Romane keinen besonders guten Eindruck. Waren sie doch vielfach blisschnell entstanden, mitten heraus aus einer sonst schon schweren, vielverzweigten Arbeit, ohne Muße, Zeit und Geduld zur Ueberarbeit zu erfahren. Der innere Drang war einmal da, und Momentphotographien von eigenen Erlebnissen, durchwoben und umrankt von einer stetig wuchernden Phantasie, gaben sie nur allzudeutlich Zeugnis von meiner eigenen Unfertigkeit und Jugend. Später habe ich beim Blick auf diese Bücher manchmal an Ibsens Worte denken müssen: „Leben heißt: dunkler Gewalten Spuk beherrschen in sich, — Dichten heißt: Gerichtstag halten über sein eigenes Ich.“

Die kleineren Geschichten waren teils bloße Wiedergaben von eigenen Erlebnissen, teils lag ihnen ein wirklicher Kern zu Grunde, den ich bloß für die Darstellung etwas zurecht poliert hatte; aber direkt erdacht sind von ihnen keine. Den Unterschied zwischen Wahrheit und Wirklichkeit machte ich mir damals vielleicht noch nicht klar. Wahr kann eine Geschichte doch sein; auch wenn nichts von ihr irgendwo ähnliches passiert ist. Man denke an das Buch Hiob, oder die Gleichnisse der Bibel. Wirklich dagegen nenne ich eine Geschichte, die einem Tatbestand, einem Ereignis, ihr Bestehen verdankt. Nur in einer Hinsicht bin ich allerdings stets vorsichtig gewesen. Diejenigen Erzählungen, die ich auf der Kanzel, oder sonst in religiöser Absicht zum Erweis der Eingriffe Gottes zu benutzen pflege, werden nur dann von mir in der Ichform erzählt, wenn ich es auch wirklich so erlebt habe. Fällt der Silberklang der Wahrheit, für den ein aufmerksamer Hörer sicher ein Ohr hat, fort, dann erreichen diese Geschichten ihren Zweck nicht, sondern werden das Gegenteil wirken.

Dann fehlte es mir damals an jeder Kritik. Weder hatte ich jemanden, der mich literarisch zurechtgewiesen oder beraten hätte, noch hörte ich irgend ein Urteil eines Kompetenten über die Fehler meiner Leistungen. Der frische Erzählerton gefiel und damit waren die meisten zufrieden. Wenn mir selbst hin und her ein banges Gefühl kommen wollte, ob es auch recht sei, daß ich neben meiner

großen Arbeit die wenigen freien Stunden auf solche Lieblingsbeschäftigungen verwandt, dann tröstete ich mich mit einem Briefe, den mir damals auf meine Anfrage hin der Missionsdirektor Doktor Fabri aus Barmen geschrieben hatte: „Wer so viel wie Sie Frontdienste im Reiche Gottes tun muß und dabei von aller Geselligkeit abgeschnitten ist, für den muß es ein ordentliches, psychologisches Bedürfnis sein, sich auf diesem Wege eine Abtheilung und Erleichterung zu schaffen. Es wird sogar dergleichen Nebendienst der Hauptarbeit zugute kommen; denn das Gehirn muß einmal wieder an einer ganz andern Stelle arbeiten, und die Seele sich mit ganz andern Bildern füllen, sonst macht das stetige Hämmern an derselben Stelle unseres Ichlebens einen fanatisch einseitig und verbohrt. Außerdem machen Sie sich doch bitte kein Gewissen daraus, daß Sie oft so humoristisch geschrieben haben. Der Gott, der den Frosch und den Affenpinscher geschaffen hat, muß doch sicherlich Humor haben und von wem sollten Sie die humoristische Alder haben, wenn nicht von ihm? Ich möchte sie vergleichen mit der musikalischen Veranlagung eines Andern. Gilt denn nicht von dem allen das Schriftwort: „Dienet einander mit der Gabe, die Ihr empfangen habt.“

Wie oft ist mir denn auch später in schwierigen Lebenslagen, die mich selbst oder andere betrafen, oder an manchem Krankenbette der Humor als eine meiner glücklichsten Veranlagungen klar geworden! Sagt doch Walter von der Vogelweide: kein Mann taugt ohne Freude. Wenn man viel Freundlichkeit mit Fröhlichkeit zusammenmischt und dergleichen den Leuten zu bringen weiß, kann oft ein einziger Sonnenstrahl eines fröhlichen Scherzes mehr Gutes wirken, als eine langatmige Auseinandersetzung mit gerunzelter Stirne und hochgezogenen Augenbrauen.



„Wozu hat der Mensch zwei Augen?“ „Sollten Sie mit dieser Frage an einen modernen Naturforscher geraten, so können Sie von Glück sagen, wenn Sie mit dem bloßen Schreck davonkamen. Entschuldigen Sie, spricht der mit strenger Miene, der Mensch hat seine Augen zu gar nichts; die Natur ist keine Person und daher nicht so ordinär, irgendwelche Zwecke zu verfolgen. Das ist noch nichts! Ich kannte einen Professor, der hielt seinen Schülern vor Entsetzen das Maul zu, wenn sie eine so unwissenschaftliche Frage stellen wollten.“

(Nack.)



# Aus der Briefmappe des Evangelisten



**A. v. R.** Ihre Anfrage an mich hatte schon viele Genossen. Russische Traktate für die vielen russischen Kriegsgefangenen können Sie sich von der Deutsch-Evangel. Buch- und Traktatgesellschaft, Berlin N 31, kommen lassen. Es sind, wie ich mich überzeugt habe, in tadelloses Russisch übersezte „Zeugnisse“ von General v. Viebahn. 100 Stück zu 75 Pf. Außerdem werden einzelne meiner Reden ins Russische übersezt und von H. Pastor Fliedner-Kaiserwerth zu beziehen sein.

**S. M.** Schön, dann lassen Sie sich 100 Serien meiner Flugblätter für Gebildete von der Firma May Koch, Leipzig, Binderstr. 15, kommen und legen jeder Ihrer Sendung ins Feld ein paar solche Blättchen bei, wie ich es bei vielen Briefen tue. Außerdem können Sie soviel Feldpostbriefe von der Verlagsfirma W. Mombert beziehen, als Sie brauchen.

**W. in B.** Die 48 halben Stunden eines Tages sind auf über 100 Beter verteilt, und jeder sinnt und betet in seiner halben Stunde über die nachgenannten Gebetsgegenstände. Frei sind nur noch die Zeiten: nachts 12½ bis 1 Uhr, 1½ bis 2 Uhr; mittags 12 bis 12½ Uhr und abends 6½ bis 9 Uhr. Jeder betet um die innerliche Zubereitung und den Geist des Gebetes, um völlige Hingabe in Jesu Willen und an die Arbeit für sein Reich, um Sieg unserer Waffen und ehrenvollen Frieden, — um Schutz und Segen für unsern Kaiser, um Bewahrung unserer Lieben in der Front, um seliges Sterben für die Fallenden, um Trost und Stille für ihre Hinterbliebenen, um eine innerlich gesegnete Zeit der Pflege für die Verwundeten, um Behütung unserer Brüder in Feindesland vor Roheit, Trunk und Unkeuschheit, um tiefe Sündenerkenntnis für unser ganzes Volk, damit der Herr es für seine Zwecke brauchen könne, — für die Gefangenen in Feindesland, daß der Herr sie trösten und bald befreien wolle, — für die Missionen draußen und ihre Gemeinden, daß ihre Arbeit keinen Schaden nehme, — für die Wortverkündigung daheim und im Feld, und daß Gott das Zeugnis der gläubigen Offiziere und Soldaten segnen möge, wie auch alle die Missionsarbeit, die durch das gedruckte Wort draußen geschieht . . . . .

Verschiedene fragten an, ob Frä. B. S. nach der Anzeige in der Julinummer wirklich am 27. Januar 1915 gestorben sei. Nein, sie lebt, und damit ist wieder der Beweis gebracht, daß man den merkwürdigsten Nachrichten aus der Geisterwelt gegenüber sehr vorsichtig sein muß. — Ich kann mich daher auch nicht entschließen, jene Bekundungen zu veröffentlichen.



A. W. Auf eine Umkehr des ganzen Volkes in allen seinen einzelnen Seelen zu rechnen, ist eine uferlose Vorstellung. Dafür haben wir keine Verheißung. Auch in den besten Zeiten eines religiösen Aufschwunges bleiben verbohrtete Atheisten, stumpfgewordene Stammtischbrüder und verknöcherte Egoisten übrig, an denen die Größe der Zeit fast spurlos vorübergeht. Wenn wir nur mit der wirklichen Bekehrung des zehnten Teiles unseres Volkes rechnen dürften, so wäre das nach dem Kriege als ein ungeheurer Umschwung zu spüren. Aber es ist falsch, sich über solche Zahlen oder Zahlverhältnisse irgend was für Lieblingswünschen hinzugeben. Wollen wir lieber jetzt den Herrn im Alltagsleben und in der öffentlichen Meinung deutlich bekennen: es ist jetzt leichter, als vor dem Kriege. Ich habe es bei solchen Unterhaltungen in der Eisenbahn mehrfach erlebt, daß aller Widerspruch verstummt, wenn man auf das Beten der gläubigen Offiziere vor ihren Mannschaften im Feld hinweist oder nur sagt: „Der Kaiser betet, und Hindenburg betet!“ Besonders das Beispiel des siegreichen Feldmarschalls schlägt ein. Als ich neulich mit Gepäckträgern auf dem Bahnhof darüber sprach, nickten die Leute ernsthaft und einer sagte: „Man sieht's ja, daß es hilft! Sonst würde der Mann nicht so siegen.“ — Was man außerdem jetzt unter Ausnutzung der Volksstimmung gegen Trunksucht und Unzucht tun kann, muß geschehen. Wo ich öffentlich in meinen Vorträgen scharf dagegen geredet habe, merkte man es an der Haltung und Zustimmung des Publikums, daß der Patriotismus leicht gegen solche Laster mobil gemacht werden kann.

Frau Dr. R. Da will ich Ihnen einen Rat geben: legen Sie jede Woche eine kleine Gabe für die Mission zurück. Sofort nach Schluß des Krieges werden die Bedürfnisse unserer Missionsgesellschaften gewaltig in die Höhe schnellen! Dann braucht man Ihre Sammlung sicher sehr!!

## — Vom Büchertisch —



Mag Braun. Adolf Stoecker. Volksausgabe. Mit 16 Bildern. — Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt. Mf. 1.25. Bei gleichzeitigem Bezug von 12 Exemplaren je Mf. 1.15, von 24 Exemplaren Mf. 1.10, von 50 Exemplaren Mf. 1.—, von 100 Exemplaren Mf. 0.55.

P. C. Burgdorf. Jochen Klingworths Abschied. Steinkopf, Stuttgart. Mf. 2.50.

Vorzüglich geschriebene Skizzen eines amerikanischen Pfarrers. Sie haben Widerhaken, mit denen sie sich an den Leser und sein Gewissen anheften! Wären sie in einem andern Jahr, als im Kriegsjahr erschienen, könnte man ihnen eine glänzende Aufnahme voraussagen! Schade!

Helene Berthold. Eine dunkle Tat. Stuttgart, Steinkopfs Verlag. Mf. 1.20.

Eine Volksgeschichte, wie sie sein soll: packend und frisch erzählt und der moralische Einschlag geschickt angebracht, damit sich niemand dran zu stoßen braucht.

**Wilhelm Speck. Urfula.** Berlin. Warncke's Verlag. M. 2.80.

Wer die Eigenart der Speck'schen Muse aus seinen früheren Werken her kennt und liebt, wird gern auch dieser „Feinsiligran“-Arbeit preisen und sie wird ihn nicht enttäuschen. Seine Kunst kommt wieder darin zur Geltung, daß er edle Ansätze und hohe Seelenwerte auch da findet und glaubhaft zu schildern weiß, wo ein profanes Auge nur Schutt und Scherben sieht. Die Leser werden das Buch erhoben und befriedigt aus der Hand legen.

**Johannes Riegel. Der Weltkrieg und Du.** Gottes Segen und Deine Pflichten. Schwerin. Bahn's Verlag. 30 Pfg.

Beherzigenswerte Worte und viel Wertvolles. Wenn einem aber täglich ein neues Heft von irgendwoher mit ähnlichem Stoff auf den Schreibtisch fliegt, wird das Bedürfnis nach Kriegsliteratur mehr als gestillt!

**Emil Schlegel. Ein neues Krieger-Gedenkblatt.** In vielfarbiger Ausführung. Ein Gedächtnisblatt von äußerst vornehmer, dekorativer Wirkung. Blattgröße 27:36 cm. Preis 50 Pf. Verlag für Volkskunst, Rich. Reutel, Stuttgart.

Das Gedenkblatt an der Wand soll ein stummer Zeuge sein, daß ein teurer Angehöriger des Hauses im Kampf für Haus und Herd, für unseres deutschen Volkes Gegenwart und Zukunft auf dem Schlachtfelde geblieben ist. Für die Familienglieder und Verwandten soll das Gedenkblatt einen Trost bilden. In seiner letzten Sterbensstunde erscheint dem Krieger der Reichsadler, dieses Symbol deutscher Kraft und Einigkeit, übersflutet von einem verklärenden Lichtschein, gleichsam ihm andeutend, daß er sein Leben nicht umsonst opferte, sondern für Deutschlands Größe hingab. Die Darstellung soll die Worte verherrlichen: Dulce et decorum est, pro patria mori.

**G. v. Schulze-Gaeverniß. Freie Meere!** Stuttgart-Berlin, Ernst Jäch's Verlag. 50 Pf.

Über diese geistvolle Schrift des bekannten Gelehrten habe ich mich innerlich gefreut! Was er über das „Verrentern“, die Bedeutung der geschlechtlichen Selbstzucht und die Gefahr einer leichten Aufklärung sagt, ist neben allem andern mir aus dem Herzen geredet. Für gebildete deutsche Christen ist dieses kleine Heft eine wertvolle Ergänzung der Kriegsliteratur des Tages.

**Ludwig Weichert. Nach 30 Jahren.** Ein Blick aus der Zukunft in die Gegenwart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 50 Pf.

Der begabte Schriftsteller, den ich zuerst entdeckt, ist jetzt auch als Evangelist bekannt geworden. Beides — Zeugnis durch Schrift und Wort für Jesus — kommt in diesem glühend geschriebenen Heft aufs beste zur Geltung. Ich kann es daher meinen Lesern aufs beste empfehlen. Lieber wäre es mir, wenn es an den 40 000 Stammtischen der deutschen Wirtschaftshäuser laut vorgelesen werden würde! Die Gesichter möchte ich dann sehen!

**Karl Uhden. Die beiden Schiefertafeln.** Roman. Stuttgart, Steinkopf. M. 5.—.

Ein begabter Dichter, der über tiefe Gefühlstöne und strahlenden Humor verfügt, wie nur ein ganz Großer. Wenn nur dieser „flackerige“ Stil oder diese

Art in ganz kleinen Abschnitten und Absätzen die Seite zu zerhacken, nicht wäre! Das macht einen unruhig. Sonst habe ich nur zu loben und mich zu freuen.

**Prof. D. Duntmann. Krieg und Weltanschauung.** Dresden. Ungelent. 50 Pfg.

Diese kleine Studie wünschte ich jetzt in die Hände der jungen Leute, die auch in dieser eisernen Zeit noch am Monismus und Materialismus festhalten. Freilich, auch andere Gebildete können sie mit Nutzen lesen!

**A. L. Lindner. Des Lebens Schönheit.** Roman. Stuttgart, Steinkopf. M. 3.—.

Ansprechend, glaubhaft, hin und her ergreifend ist die Ehe zwischen dem schönen, jungen Viktor und der Geigervirtuosin geschildert. Wenn er ein wenig mehr Belehrung erlebt und sie noch ein paar Anzen mehr Fräulichkeit gehabt hätte, wäre es alles leichter gegangen und dem Leser wäre mehr Sieg der Schönheit des Lebens klar geworden.

**Madaren. Ein Dienstmädchen und andere Erzählungen.** Stuttgart. Steinkopf. M. 1.20.

Röstliche, humorvolle Schilderungen aus einem schottischen Dorf, bei denen man ganz unvermerkt aus dem Lachen in tiefe Rührung geführt wird! Sehr empfehlenswert, weil außer der künstlerischen Form tiefe Lebenswahrheiten drin blinken.

„Feldpostkarten mit Geleitsworten“, I. und II. Serie, mit solchen vom Generalsuperintendenten D. Lahusen, die III. von Sch. Konsist.-Rat D. Reinhold Seeberg, Verlag E. Runge, Berlin-Lichterfelde.

Jede Serie enthält 12 Feldpostkarten, zweifarbig gedruckt in einem Umschlag und kostet 30 Pfg.

Man kann diesen Versuch mit solchen Feldpostkarten nur begrüßen. Absender und Empfänger stellen sich unter den Segen des gleichen Gedankens, der dazu nicht aufdringlich ist. —

**D. Martin Hennig. Der Krieg und wir.** Hamburg, Rauhes Haus. M. 1.—.

Soviel auch über den Krieg gegenwärtig im Druck erscheint, man greift doch darnach. Wenn jeder Schriftsteller bringt doch irgend eine persönliche Note seiner Auffassung und Erfahrung hinzu. Daher kann auch diese Sammlung von Kriegsansprachen bestens empfohlen werden. Der bekannte Leiter des Rauhen Hauses hat uns sicher auch noch etwas zu sagen, was nicht schon andere brachten.

**Paul und Anna Blau. Wie's wispert und wuspert im grünen Wald.** Hamburg, Verlag des Rauhen Hauses.

Wie schade, daß dieses allerliebste Kinderbuch mit seinen Märchen und Bildern im Kriegsjahr erschien! Das wird seinem Absatz sicherlich geschadet haben! Aber, wenn wir wieder Frieden haben, und im deutschen Wald spazieren gehen, ohne daß fremde Flieger mit bösen Bombenwürfen drüber drohen, dann wird man seinen Kindern gern aus diesem Buch des Waldes Zauber deuten! Dann werden sich doch noch Tausende von kleinen Leuten an dieser Gabe freuen!



**Dietrich von Derken. Erinnerungen aus meinem Leben. Lichterfelde, Runge. Mf. 3.—.**

Nicht ohne Wehmut konnte ich die mich ungemein fesselnde Lektüre dieses wertvollen Buches beendigen. Immer wieder drängte sich mir die Frage auf: ist diesem begabten und demüthigen Manne nicht im Leben mehr als einmal Unrecht geschehen? Aber der Herr macht keine Fehler! Er wird in der Ewigkeit nachholen, was hier scheinbar versäumt ward, und dann fällt von daher ein helles Licht auf die ganze Entwicklung dieses christlichen Charakters. Jedem, der die letzten zwei Jahrzehnte in Deutschland verbracht hat, und dem das Geschick des Christentums in unserm Volk am Herzen liegt, wie es bei mir der Fall ist, wird dieses Buch Licht und Aufklärung über manches Dunkel bringen. Freilich, manches Mal möchte man vor Zorn die Fäuste ballen über — Niedertracht und Gemeinheit unter Leuten, denen man dergleichen nach Stand und Bekenntnis nicht zutrauen mochte! Aber die unangenehme Wahrheit ist besser, als die schillernde, aalglatte Lüge, die nirgends anstößt, und ordenbeladen aus dem Abgrund emporkommt, wo man das scharfe christliche Gewissen glücklich begraben hat!

**Fürs Vaterland in Feindesland. Weihnachtsbuch für deutsche Krieger. Berlin, Warncks Verlag. 80 Pf.**

Da ich vom 30. Oktober bis zum 27. Dezember in Berlin war, hätte der Verlag mir dieses Weihnachtsbuch dorthin schicken müssen; durch die Zeitungen hätte man das wissen können. So aber ging das Buch nach Freiburg, wo es unter einem Berge von Schicksalsgenossen erst Mitte Januar von mir entdeckt ward, als die Januar-Nummer bereits im Druck war. Natürlich war es jetzt zu spät, es zu Weihnachten zu empfehlen! Aber es ist so nett, daß man es auch noch nach Weihnachten gern lesen und ins Feld schicken kann!

---

---

## —Reiseplan—

1.—5. April: Berlin; 18.—23. April: Straßburg; 25. April: Berlin; 26.—30. April: Breslau; 2.—9. Mai: Berlin; 10.—16. Mai: Oldenburg; 18. Mai: Berlin.  
Dein Reich komme!

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mf. 3.50.  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mf. 4.—. Einzelnummer 35 Pf.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von  
Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von H. M. Poppen & Sohn,  
Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 8

Mai 1915

## So du willst, Herr!

„Erdbeben hin und wieder, — teure Zeit  
Und Krieg und Kriegsgeschrei auf dieser Erden!“  
Und kommt die Stunde — sind wir dann bereit,  
Wenn es will Nacht für unsre Zeiten werden?  
Ach, nimm die Decke uns vom Angesicht,  
Und lehre, Herr, die blinden Augen sehen,  
Daß, wenn du vorwärts schreitest zum Gericht,  
Wir auch die Zeichen deiner Zeit verstehen!

Wohl ist Begeisterung glühend jetzt entfacht,  
Von Not und Tod das Vaterland zu retten!  
Millionen sind vom Schlafe aufgewacht  
Und werfen von sich der Gewohnheit Ketten!  
Doch ist die Perle strahlend auch und licht,  
Danach sie jetzt an allen Orten fragen, —  
Die eine köstliche ist es noch nicht, —  
Die muß von selbst die andre in sich tragen!

Wir wissen wohl, wir haben schwer und groß  
An dir, o Friedenskönig, uns versündigt,  
Du gabst uns lebenslang ein Segenslos,  
Hast deine Gnade täglich uns verkündigt, —  
Und wir? — Wir gingen hin mit hartem Sinn,  
Als wär' es selbstverständlich so gewesen! —  
Da gabst du uns in deine Strafen hin, —  
Ach, laß uns unter deiner Zucht genesen!

Und willst du einmal wehren noch dem Krieg  
Und breiten über uns die Segenshände,  
Dann hilf, daß von dem äußeren großen Sieg  
Dein Volk zum innern, größeren sich wende!  
Du wollest deiner Liebe Lebensblut  
Zum Heilen all' der Todeswunden spenden, —  
Und wenn der Völker wildes Toben ruht,  
Den Weltentkrieg im Gottesfrieden enden!

M. St.



## Bismarcks Vermächtniß.

(Als Christ.)

Wenn der Herr Rentier Paul Piepchen aus der Hagelsbergerstraße stirbt, hinterläßt er sein Vermögen den lachenden Erben; solche Leute vermachen den Hinterbliebenen, was sie haben. Große Männer vermachen ihrem Volke, was sie sind. In diesem Sinne haben wir uns mit Bismarcks Vermächtniß zu beschäftigen und dazu noch mit der Einschränkung: Was bedeutet seine Persönlichkeit als Christ? Was kann das deutsche Volk von seinem größten Sohne lernen im Herzpunkt der Persönlichkeit, — seiner Stellung zur christlichen Religion?

Von der Apologie rücke ich gleich ab, die heilsfroh ist, wenn sie eine Menge Aussprüche des Helden wie Perlen aufreihen kann, die eine Zustimmung oder Anerkennung zum Christentum enthalten. Das Christentum braucht keine solche Stütze; es würde mir als göttliche Wahrheit feststehen auch wenn zehntausend Bismarcks ihm glatt widersprächen. Darum sehe ich meine Aufgabe heute anders an. Mein Interesse ist nur darauf gerichtet, herausfinden, wieviel wirkliches Christentum hat Bismarck als Wertzuwachs seiner Persönlichkeit erlebt, und was für Lehren sind für uns daraus zu ziehen. Denn an einer solchen Riesengestalt, die vom vollsten Licht der Öffentlichkeit bestrahlt ist, muß alles so groß und hell und sichtbar sein, daß man getrost behaupten darf: wer von ihm nichts lernt, — der ist unheilbar!

Außerdem brauche ich wohl nicht zu versichern, daß ich gegen glänzende Prunkreden und bloße Verhimmelungen gefeit bin. Wer an einem helllichtigen Tage mit dem Dampfboot von Genf nach Montreux fuhr, hat den Montblanc in entsprechender Distanz gesehen: ein weißes, glänzendes Machtwerk Gottes, höher als alle andern Riesen umher, daß man die Hände falten kann und andächtig sprechen: „Herr, die Höhen der Berge sind auch dein!“ Wer aber von Argentieres her oder dem Glacier de Boisson ihm über die



Gletschermurzeln stieg, der weiß, wieviel Löcher und Schründe das Eis hat, wieviel schwarze Moränen sich dazwischen schieben. Beide Betrachtungsweisen müssen auch bei dem Gedächtnisbilde Bismarcks sich ergänzen; die Distanz schafft den Höhenmesser, das Detail die intime Beurteilung. Es gab eine Zeit, in der man ohne Phrase sagen konnte: Bismarck war damals die deutsche Nation, — darüber läßt sich im Ernst mit keinem Historiker streiten. Aber gab es jemals auch eine Zeit, von der man ebenso ruhig sagen könnte: Bismarck war damals die Verkörperung des echten Christentums?

1. Wir denken zuerst an seine Bekehrung. Gott hat viele Methoden und Wege, wie er Menschenherzen zum Glauben führt. Wenn wir aber die uns bekannt gewordenen Bekehrungen unterscheiden, so sind es in der Christenheit zwei Hauptarten derselben. Bei der einen ist man schon als kleines Kind gläubig, fällt aus diesem Glauben nie heraus, gibt das Gebet nie ganz auf, lernt sich gegen den Unglauben von Welt und Wissenschaft verteidigen, und erlebt dann früher oder später eine starke Belebung der Heilserkenntnis, so daß es zu einem bewußten persönlichen Ergreifen und Erfassen des längst Beglaubten kommt. So ist es mir gegangen. Die andere Art hat in Bismarck ihren Vertreter. Ohne seine Schuld scheint in seiner Umwelt wenig herzliches, warmes Christentum das Kind umleuchtet zu haben; war doch damals die nüchterne Luft des Rationalismus in Deutschland noch nicht überwunden, die mit gebildetem Heidentum eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte. Ob die Konfirmation durch Schleiermacher ihm innerlich viel gewesen ist, läßt sich nicht nachweisen. Der Konfirmationspruch: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen“ (Kolossaer 3, 23) paßte freilich wundervoll für seine Zukunft: halb Segen, halb Weissagung! Nachher aber scheint der schäumende Wein seiner Krafnatur in mancher tollen Ungebundenheit die letzten christlichen Reste fortgeblasen zu haben.

Aber er fand in all dem Treiben von Kniephof, das diesem Gut damals den Namen „Kneiphof“ eintrug, ebensowenig den Frieden seiner Seele, als in dem Studium der Philosophie. Nur den Abgrund in sich hatte er entdeckt: ein ungeheures ungesättigtes Verlangen des Herzens, eine große, starke Sehnsucht nach dem lebendigen Gott. Insofern war er ein Typus des besseren modernen Menschen,

der nicht im Strudel fader Zerstreuung seine Gottesbildlichkeit bleibend eingebüßt hat. Von ferne mag das Rufen Gottes in seine Seele geklungen haben, wie unbestimmte Holzhartentöne in einer Sturmnacht, — aber es blieb unbewußt.

Die Frau seines Freundes, Marie von Blankenburg, geb. von Thadden, scheint den ersten Anstoß zu seiner Umkehr gegeben zu haben. Er kam in den Kreis dieser pommer'schen Pietisten und spürte sich mächtig angezogen. Dann legte er sich mit der ganzen Wucht seiner starken Persönlichkeit auf das Studium der Heiligen Schrift selbst. Aber noch gährte es in ihm und erst der Tod der edlen, frommen Freundin warf den Starken auf die Knie und wurde in Gottes Hand der äußere Anlaß zu dem, was man seine Bekehrung nennt. Später hat seine fromme Frau, Johanna von Puttkammer, das Erbe ihrer Freundin weiter pflegen dürfen. An der Echtheit dieser Bekehrung und der Wirklichkeit seines inneren Umschwungs kann nach seinen eigenen Äußerungen in vielen Briefen nicht gezweifelt werden. Das ist ein Punkt, den ich mir später bei der Inventar-Aufstellung seines christlichen Vermächtnisses noch zu unterstreichen gestatten werde.

2. Wie gestaltete sich nun der Fortgang und das Wachstum seiner christlichen Persönlichkeit? Bismarck hat im Laufe der vierzig Jahre, die auf diese wertvolle Bekehrung im reifen Mannesalter folgten, kein Wort gesprochen und keine That getan, wodurch sie in Frage gestellt worden oder zurückgenommen wäre. Im Gegentheil, es lassen sich eine Menge einzelner Aussprüche, — in der größten Öffentlichkeit oder in Privatbriefen oder unter vier Augen — aufzählen, in denen er seine innere Stellung als die eines gläubigen Christen bezeichnet. Sie sind zumeist so bekannt, daß ich nicht nötig habe, sie nochmals vorzulesen.

Und doch setzt hier meine Kritik ein! Derselbe Geistesriese, der sonst alle Gedanken politischer Art in ihre letzten Konsequenzen verfolgte, und alles was er tat „von Herzen“ tat, wodurch sich gerade jene Wirkung auf andere Menschen ergab, daß man ihn nur lieben oder hassen konnte, scheint mir zu frühe mit seinem christlichen Wahrheitserwerb zufrieden geworden zu sein. Er hat Christi Geist und Hilfe als eine machtvolle persönliche Unterstützung und Korrektur seines Temperaments erfahren, auch in schweren Stunden den Trost derselben genommen und dankbar bezeugt, aber — der Löwe ist nie zum Lamm geworden!

Ob mich jetzt alle meine Hörer verstehen, weiß ich nicht. Es gibt eine feine Grenze zwischen psychischem und pneumatischem Christentum. Wer das letztere nicht hat, für den ist manches am Christentum unverständlich und unerreichbar. Durch die wirkliche Verleugnung des eigenen Ich in einer völligen Hingabe an Jesu Person und Geist entsteht erst die Möglichkeit, daß Jesus in uns wirklich regiert. Man kann an den „Christus für uns“ glauben und selig sterben, ohne daß man den „Christus in uns“ zu Wort und Werk hat kommen lassen. Man kann auf dem rechten Fundament — Christus — gestanden haben, aber was man darauf baute, war nicht von Ewigkeitswährung; dann wird man gerettet, aber arm in die Ewigkeit gehen: das Werk ist verbrannt. (1. Kor. 3.) Das tägliche Kreuzigen des alten Eigenwesens, die innere Preisgabe seiner Selbstständigkeit, das Neinsagen zu sich selbst und das Ja-sagen zu Jesus, der fortgesetzte Kampf des Glaubens, der Sieg im Wettlauf, das Bleiben in Jesu, — alles das sind nur Umschreibungen des neuen Lebens, das seine Nahrung von Oben bezieht. Sanftmut, Demut, Unverwundlichkeit der verzeihenden und tragenden Liebe und das brennende Interesse für die Seelennot der noch ungläubigen Brüder in der Welt sind äußere Symptome dieses echten, vollen Christentums und nach innen breitet sich der Friede aus, wie ein Strom, und die Lust am Herrn kann wie eine selige Harmonie der Sphären mitten im Weltgewühl die Saiten der Seele klingen machen. Es ist nicht genug, daß man nur gegen klar erkannte Sünden kämpft; denn dann sorgt man nur darum, daß man stehe und nicht falle. Das ist noch kein Wandeln und Wachsen und Reifwerden!

Dieses pneumatische Christentum fand ich in keiner Zeile all der vielen Bismarckbriefe oder den Berichten aus Freundesmund angedeutet. Einem seiner Freunde bin ich auch nahegestanden und der gab mir denn, weil er selbst ein voller Christ war, mit einem Seufzer recht. Was hätte das Reich Gottes, die Kirche und die Welt für neue Impulse von einem Geistesriesen, wie Bismarck es war, empfangen können, wenn er sich in diesem Sinn Christo restlos ausgeliefert hätte! Gerade weil der mächtige Wille und der starke Wirklichkeitsinn in ihm mit großen Geistesgaben und viel Wissen vereint war, wäre er der gottgegebene Mann dazu gewesen, viel verfihtes Garn von Problemen zu lösen, die heute noch die christliche Kulturwelt belasten. Wahrscheinlich wäre er dann noch ganz anders gehaßt



und bekämpft worden, aber manches hätte sich anders entwickelt. Ob er dann die fruchtlosen Kämpfe gegen die römische Kirche und die Sozialisten je begonnen hätte? Ob er dann nicht anders zur Kirchennot in Berlin und der Stöckerschen Bewegung, ja zur inneren und äußeren Mission gestanden hätte?

Aber ich muß noch zu seiner Entschuldigung oder Erklärung dieser Entwicklung daran erinnern, daß ein Titan wie er es schwerer haben muß, sich selbst so an Christus zu verlieren, wie wir Zwerge. Wer wenig hat, was er drangeben müßte, dem dürfte es leichter fallen. Denn die Lebenswurzel der ganzen Tätigkeit solcher großen Menschen besteht ja gerade im Durchsetzen ihrer Persönlichkeit: sich auszuleben, sich treu zu bleiben, stets zu tun, wozu Stolz, Tatkraft, Betätigungsdrang und der mächtige natürliche Ehrgeiz der Größe treibt, — das wird, wenn nicht Christus an dessen Stelle tritt, das mächtigste Werdemotiv.

3. Gesagt mußte das sein, um meiner innersten Überzeugung treu zu bleiben! Jetzt kann ich aufatmend an das Inventar dessen gehen, was Bismarck unserer Zeit an wertvollen christlichen Gütern hinterlassen hat!

Gärtner sind oft besinnliche Leute. Fand ich da einst einen solchen alten Mann auf einem Edelsitz in Schlesien. Der bekannte mir: „Dreißig Jahre lang war ich Freidenker und habe freisinnig gewählt. Alle Predigten von Pastoren und alle frommen Bücher, die meine Gräfin mir, ohne ein Wort zu sagen, zum Lesen hinlegte, hatten nichts daran geändert. Aber vorige Weihnachten bekam ich Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin zu lesen. Das schlug bei mir ein! Wenn solch ein großer Mann und scharfer Denker wie Bismarck so an Christi Gnade glauben kann, dann muß ich das Neue Testament mir nochmal darauf ansehen, ob ich mich nicht auf dem Holzwege befinde. Ich tat's und der Herr gab seinen Segen dazu. Ich lernte wieder beten. Seit dreißig Jahren war ich nicht zum Abendmahl gegangen. Jetzt trieb es mich und ich kann wohl sagen, daß mich Bismarck zu Jesus geführt hat.“ Das ist ein Punkt, den ich stark betonen möchte.

Also ist Bismarck ein leuchtendes Beispiel dafür, daß auch hochbegabte, starke Persönlichkeiten eine Bekehrung brauchen und erleben können und die gläubigen Christen nicht alles Heuchler und

Hohlköpfe sind. Wir können an diesem größten Deutschen immer wieder zeigen, daß der Mensch sich selbst nicht genug ist und sein religiöses Bedürfnis, wenn es nicht krank oder erstickt ist, nach einem Gotteserlebnis hindrängt, das man nur in Christo machen kann. Manchen jungen Mann, der mit seinem Freidenkertum prahlt, kann man durch solches Beispiel überführen, daß nicht sein Wissen oder seine geistige Größe ihn zum Fortwerfen des Christentums gezwungen habe, sondern ganz andere, unedlere Motive.

Eine weitere wertvolle Hinterlassenschaft Bismarcks als Christ ist die Art, wie er auch öffentlich aus seinem Christenstand kein Hehl gemacht hat. Wenn ich da nur an jene bekannten Worte erinnern darf, die er im Zusammenhang mit der Arbeiterschutzgesetzgebung (1881) aussprach: „Ich möchte gern, daß ein Staat, der in seiner großen Mehrheit aus Christen besteht, von den Grundsätzen der Religion, zu der wir uns bekennen, namentlich in bezug auf die Hilfe, die man dem Nächsten leistet, in bezug auf das Mitgefühl mit dem Schicksal, dem alte, leidende Leute entgegengehen, sich einigermaßen durchdringen ließe! . . . Ich bekenne mich offen dazu, daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre vorzugsweise bestimmend für mich ist und jedenfalls auch für die Stellung des Kaisers zu der Sache. Ich bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich es glaube vor Gott rechtfertigen zu können.“

Zu solchem praktischen Christentum sollte sein Vorgehen alle leitenden Persönlichkeiten in Staat und Kirche anreizen, und sie könnten vom alten Bismarck noch viel lernen! Man kann heutzutage nicht bloß Patriot sein, da man seine ganze glühende Wirksamkeit im selben Atem lähmen und unterbinden muß, wenn man die Sache des Reiches Gottes vernachlässigt. Umgekehrt, wenn man mit Scheuklappen vor der Wirklichkeit nur kirchliche Arbeit treiben will, bricht man ihr den Herztrieb aus; denn durch solche Engigkeit verdirbt das Volkstum. Ein ernster Schweizer Gelehrter unterhielt sich mit mir vor Jahren über diese Fragen und sagte zum Schluß: „Werfen Sie Bismarck, Bodelschwingh und Stöcker in eine Retorte, — schütteln Sie alles ordentlich durcheinander und nehmen Sie sich von dieser Mischung ein Menschenmaß heraus; dann haben Sie die deutsche, christliche, politische Normalstellung!“

Denken wir weiter an die Krafternatur Bismarcks! Er konnte „das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff; er hat zu jenen Stärksten unseres Geschlechts gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem innern Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner.“ (Erich Marcks.) Und doch hat das Christentum ihn, den Vulkanmenschen, soweit in sittlicher Selbsthaltung gezügelt, daß er nie etwas von dem schrankenlosen Ausleben einer Genius-Moral geredet hat! Wie können wir diese seine christlich-sittliche Stellung gegen die kleinen Künstler und Dichter auspielen, die meinen, in ihrem Splitterchen von Genius auch das Patent auf alle sexuellen Ausschreitungen erhalten zu haben. Das sollte man manchem grasgrünen Lasterflaven ins Stammbuch schreiben, der auf seine Künstlermoral pocht!

Und wie prachtvoll nimmt sich an solchem Vulkanmenschen die rührende Familientreue und die Pietät aus, die er gegen seinen alten Kaiser bewies! Beides wäre bei einem Heiden ganz anders geworden! Weder hätte er die eheliche Treue gehalten, noch die berufliche Mannentreue, sondern es so gemacht, wie Napoleon: aus politischem Strebertum das Weib seiner Jugend verstoßen und eine Dynastie Bismarck gegründet!

Nur noch eins: Bismarcks Lebensbeziehungen zum Christentum wollen dem aufmerksamen Beobachter noch den Grundsatz einprägen, daß Gott ein Vergelter sei und sich nicht umsonst anbeten und anrufen lasse. Auf dem Raum, den der große Politiker und Patriot wirklich und echt seinem Heiland überlassen hat, ist ihm auch reicher Segen und starke Bewahrung zugeflossen. Es lohnt sich für jeden, mit seiner Umkehr zum wirklichen Christentum Ernst zu machen; denn dort blüht ihm schon auf Erden eine Gottesvergeltung schönster Art.

Wozu bekommen wir solche große Männer? Nur dazu, damit sie unserm Volke durch ihre Riesenarbeit nach außen ein Heim in der Welt bauen? Oder gar nur dazu, damit gedankenlahme Nachbeter aus ihren schlagenden Worten sich bequeme Schlagworte machen, wie wenn man Schlachtschwerter als Klopfspeitschen brauchen will? Nein, sie haben uns eine Gasse gemacht, damit wir sie auch



wirklich gehen! Wenn fromme Dichter mit tausend Gedichten die Seelen rühren, dann soll das eine Blatt Geschichte, das Bismarck gemacht hat, unseren Willen gewaltig vorwärts treiben. Geschichte will Geschichte wecken! Manches davon zeigt schon der gegenwärtige Krieg! Möchte auch in religiöser Hinsicht Gott sein Gedächtnis unter uns zu bleibendem Antrieb segnen, damit man sagen muß: Er redet zu uns, wiewohl er gestorben ist!



## Himmelfahrt.

Kann sie die irdischen Fesseln nicht sprengen,  
Hält sie der Leib an den Staub gebannt,  
Ist sie auf einsamen Himmelsgängen  
Doch ihrem Schöpfer zugewandt.

In des Lebens Pulsieren und Schlagen  
Ist ihr der freie Flug gewahrt  
Und von des Glaubens Flügeln getragen  
Feiert die Seele Himmelfahrt.

G. R.

„Die Einheit der neutestamentlichen Kirche kam deshalb zustande, weil die Boten Jesu den Glauben ihrer Hörer nicht auf sich, sondern einzig auf Jesus wendeten. Das Neue Testament kennt keinen Glauben an die Apostel, sondern einzig den Glauben an Jesus, 1. Kor. 3, 5. Darum hat die apostolische Arbeit eine einzige Kirche hervorgebracht, nicht mehrere.“ (Schlatter.)

\*

\*

\*

Der bekannte Berner Professor der Rechte Karl Hilty, f. Zt. Haupt der schweizerischen Militärgerichtsbarkeit, sagt: „Sie können die Militärjustiz beinahe abschaffen, wenn Sie den Alkohol beseitigen. Der Alkohol ist schuld an fast allen Vergehen, die vorkommen. Die Insubordinationen kommen vor, wenn die Leute zu viel getrunken haben. Die Körperverletzungen, Raufereien usw. ebenfalls. Drei Viertel aller Fälle sind dem Alkohol zu verdanken, das kann man ohne Übertreibung sagen und eventuell statistisch beweisen.“

\*

\*

\*

„Den Angelehrten sind die Besitzer von Büchern überlegen. Den Besitzern von Büchern sind diejenigen überlegen, die das Gelesene im Gedächtnis behalten. Diesen überlegen sind die Menschen, die die gegenseitigen Beziehungen ihrer im Gedächtnis behaltenen Kenntnisse durchdenken und verstehen. Und diesen überlegen sind diejenigen, die ihre wohldurchdachten Kenntnisse praktisch ausüben.“ (Aus der alten Indischen Weisheit.)



## Der Hebräerbrief in Bibelfstunden.

### 22. Die letzte Entscheidung.

Rap. 12, 18 bis 29.

Von verschiedenen Seiten her sind die Truppen nach einer bestimmten Stelle hingeführt worden: jetzt soll es dort den letzten Entscheidungskampf geben. So ungefähr kommt mir das Vorgehen des Verfassers vor, wenn er nach allen möglichen Begründungen seiner Ermahnung zur Treue endlich in unserm heutigen Abschnitt die letzten Konsequenzen zieht. Es ist der Höhepunkt des ganzen Briefes. Was nachher folgt, ist nur ein sanfteres Ausklingen.

V. 18—21. „Denn ihr seid nicht gekommen zu etwas Betaftbarem und zu brennendem Feuer und zu Dunkel und Finsternis und Windsbraut und zu Posaunenschall und einer Stimme von Worten, deren Hörer sich weigerten, daß ihnen noch ein Wort weiter gesagt wurde. Denn sie ertrugen nicht, was befohlen ward: auch wenn ein Tier den Berg anrührt, soll es gesteinigt werden; und — so schrecklich war die Erscheinung! — Moses sprach: ich bin erschrocken und zittere“ . . .

Noch einmal stellt der Verfasser die alttestamentliche Bundschließung vor das Auge der Leser, um dann die Herrlichkeit der neutestamentlichen und ihre Wirkung so lebhaft und eingehend zu schildern, damit er seinen Zweck erreiche, nämlich die wankend gewordenen Christen zu befestigen, sie vor Geringschätzung des neuen Bundes zu bewahren und in ihnen die endgültige Entscheidung für Christo zur Reife zu bringen. Als die Leser zur Christengemeinde und ihrer Überzeugung vom Heil herzutraten, da zeigte man ihnen keine solche sinnenfälligen Erscheinungen, wie sie einst Israel bei der Bundesschließung am Sinai erleben mußte. Alles, was von diesen Vorgängen hier geschildert wird, hat den Charakter des Schreckhaften, Abwehrenden, als wäre die Hauptsache jenes Bundes gewesen dem Volk die Annäherung zu Gott mit Furcht und Angst zu erschweren. Das ist insofern richtig, als der erste Eindruck im alten Bund der sein sollte: Ich bin heilig und ihr seid unheilig! Die Schwelle zur

Stätte der Gottesverehrung mußte hoch sein, um alles profane auszuschließen und fernzuhalten.

Wie anders dagegen die neutestamentliche Bundesschließung!

B. 22—24. „Sondern ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu den zehntausenden von Engeln, einer Festversammlung, und zu der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind und zu einem Richter, dem Gott über sie alle und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zu dem Mittler eines neuen Bundes, Jesu, und zu dem Blut der Besprengung, das besser redet, denn Abel?

Ein großartiges Gemälde! Für uns ist an Stelle des furchtbaren Sinai der Berg Zion getreten, wo der König wohnt, der uns regiert und der Hohenpriester, der uns versöhnt. Da braucht man sich nicht wieder zu fürchten! Und statt des Geheges um den Sinai her, breitet sich hier um Zion die Gottesstadt, Jerusalem aus, wo wir zu Hause sein sollen ewiglich. Und in dieser Stadt finden wir unsere neuen Mitbürger, wie eine glänzende Festversammlung, die stets feiert und frohlockt — es sind die Myriaden von Engeln und die Gemeinde der Erstgeborenen. Waren die Engel die von Natur himmlischen Bewohner jener Stadt, dann sind die Erstgeborenen, deren Namen im Himmel angeschrieben sind, die irdischen, durch Gnade dahin gekommenen, neuen Bürger Jerusalems. Man könnte auch sagen: diese Erstgeborenen sind noch auf Erden, nur ihr Name ist schon im Himmel, weil sie zur Gemeinde der Erlösten gehören.

Wie feierlich muß diese neue Erlösung und Versöhnung sein, wenn der ewige allmächtige Gott als Richter mitten unter diesem Volke leben kann, ohne daß seine bloße Nähe die Sünder zerschmettert! Offenbar ist eben alles entsündigt und erneut, und die Gegenwart dieses Richters bürgt uns dafür, daß nun volle Gerechtigkeit diese ganze Gemeinde durchwaltet. Und weil die Auferstehung ihnen noch keine neuen Leiber gebracht hat, sieht man die vollendeten Gerechten noch als Geister.

Und der Blick steigt höher: Der Mittler des neuen Bundes, Jesus, durch den ja diese ganze Herrlichkeit für uns erst zugänglich und erreichbar geworden ist; darum wird auch noch das Heilmittel genannt: das Blut der Besprengung, das besser redet als Abel.



Dieses Blut ist nicht stumm, es kann sowohl mit Gott sprechen, als mit uns. Abels Blut schrie zu Gott um Rache, — Jesu Blut schreit um Barmherzigkeit! Uns ergreift die Stimme dieses Blutes, daß wir dadurch vom Sündenwege weggerufen, uns auf Jesu Seite stellen müssen und Gott muß lauschen auf die Stimme des Blutes, seines Sohnes, uns alles zu vergeben. Man spricht heutzutage in ganz anderem Sinn von der Stimme des Blutes, d. h. von einer Macht der Verwandtschaft und unbewußten Zusammengehörigkeit. Wir könnten auch das auf unser neues Verhältniß zu Jesu anwenden: wir hören die Stimme des Blutes in mächtigem, magnetischen Zuge, uns ihm ganz hinzugeben!

Wir hätten vielleicht heutzutage Farben und Formen dieser Schilderung anders ausgesucht! Uns liegt es näher an die praktischen Wirkungen und Folgen des Christentums im sittlichen Leben und den inneren Erfahrungen des Menschen zu denken, als an jene himmlischen Realitäten. Aber der Verfasser hätte damals für seinen Zweck kaum eine ergreifendere Gegenüberstellung an den Schluß seiner ganzen Ermahnung setzen können, als er es hier getan. Der Gegensatz zwischen altem und neuem Bund springt ins Auge und nun gilt's einen Entschluß zu fassen!

B. 25—29. „Sehet zu, daß ihr euch den nicht verbittet, der da redet. Denn wenn jene nicht entflohen, die sich auf Erden verboten den zu ihnen Redenden\*, wieviel mehr wir, die wir uns abwenden von dem vom Himmel her (Redenden), dessen Stimme damals die Erde bewegte; nun aber verheißt er und sagt: Noch einmal will ich bewegen nicht allein die Erde, sondern auch den Himmel. Das ‚Nocheinmal‘ aber zeigt an, daß das Bewegliche verändert werden soll, als gemacht dazu, damit es warte auf das Unbewegliche. Darum, dieweil wir empfangen ein unbewegliches Reich, lasset uns dankbar sein, wodurch wir Gott wohlgefällig dienen, mit Scheu und Furcht; denn unser Gott ist ein verzehrendes Feuer.“

Israel weigerte sich am ersten Tage, da es seinen Bund mit Gott schließen sollte, weiter auf Gott zu hören. Damals aus Angst, ist das später ordentlich zum hervorstechenden Zug der ganzen Volksgeschichte geworden, wie Stephanus (Apostelg. 7, 51) ihnen vorwirft.

\* Vergl. B. 19.

Aber hat dieses „Sichverbitten“, daß weiter zu ihnen geredet werde, ihnen viel geholfen? Nein, die Folge war nur, daß sie dem Gericht Gottes nicht entfliehen konnten. Gewissermaßen war also schon in jener ersten Weigerung Israels wie im Keim ihr späterer Untergang begründet. Und nun ist wieder einer da, der vom Himmel gekommen ist und dessen Blut zu uns redet. Was soll wohl aus uns werden, wenn wir, ähnlich dem Volke Israel, es uns verbitten, daß er zu uns redet! Jesus spricht Gottes Wort, — wer Jesum ablehnt, lehnt Gott ab!

Wenn aber Israel etwa sagen möchte: unsere Bundesschließung hatte mächtige Ereignisse, die man auch im Irdischen gewaltig spüren konnte, — bei euch Christen aber ist alles nur geistig! — dann antwortet unser Text noch mit einem unerwarteten Schlußgedanken. Bewegte damals am Sinai die Stimme Gottes die Erde, so will jetzt durch das neutestamentliche Heil die ganze Geschichte und Entwicklung des Kosmos, von Himmel und Erde, zum Abschluß kommen. Wenn in der Geisterwelt die Siegesarbeit Jesu beendet sein wird, dann bricht der Umschwung auch in dem Gebiet durch, „wo hart im Raume sich die Körper stoßen“. Dann wird man einsehen, daß das Geistige, Unsichtbare das eigentlich Wirkliche und unsere jetzige sichtbare Natur nur eine dürftige, zeitweilige Hülle war. Die große Umwandlung von Himmel und Erde, die dann kommt, wird es dartun, wie alles heutige mit seinen sogenannten ewigen Naturgesetzen nur dazu gemacht ist, daß es umgewandelt werde in seinen ewigen Bestand. Heute ist alles nur provisorisch; — eine Nothütte, ein Bivakleben! Wenn das Vollkommene durchbrechen wird, hört das Unvollkommene auf!

Hat Gott unsere jetzige Erde geschaffen, dann kann und wird er sie auch umgestalten durch die Offenbarung Jesu Christi und seiner Herrlichkeit. War die jetzige Erde als Wohnung und Schulhaus und Kampfplatz und Arbeitsstätte des irdischen Menschen angelegt und gemacht, dann wird die neue Erde der Schauplatz des Reiches sein, das nie mehr erschüttert werden kann.

Zu solchem Reiche sind wir berufen, — darum gibts kein Wanken und Schwanken mehr. Er bleibt uns gegenüber dem Gott, der wie ein verzehrendes Feuer alles Unreine vertilgen kann, nichts übrig, als uns ihm ganz und für immer zu ergeben, ihm zu danken und ihm zu dienen, wozu Jesus uns erlöst und erworben hat: „auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in Ewigkeit!“

## Etwas über den Heldentod.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Man redet und schreibt daheim soviel über den Heldentod fürs Vaterland. Wie steht es eigentlich damit? Was so manche fern vom Schuß über den Krieg und des Kriegers Tod — den Heldentod — denken und äußern, das bietet uns und unseren Soldaten so oft wahrlich keine Stärkung und keine Aufmunterung, scheint uns vielfach vor allem garnicht an der Wirklichkeit orientiert zu sein.

Da findet man immer wieder in allen möglichen Variationen den Gedanken vom „heiligen Krieg“. Daran ist natürlich etwas Wahres. Man kann von diesem größten Kriege, den die Weltgeschichte kennt, wohl sagen, daß es sich dabei um unsichtbare, hohe, heilige Werte handelt. Und doch sollte dieses Bild und die Folgerung daraus nicht übertrieben ausgemalt werden. Man sollte nicht über Gebühr davon reden, daß es immer „süß“ sei, für das Vaterland zu sterben. Manche gehen dann noch weiter. Sie sehen in dem für das Vaterland vergossenen Blut ein Sühneblut, das den fallenden Helden den Weg zum Himmel ebnet oder gar erst öffnet. Ich kann solche Reden hier im Felde unter meinen Soldaten nicht halten und mag derartige Blätter ihnen auch nicht zum Lesen geben. Die Wirklichkeit draußen ist eben anders, als sie mancher sich in seiner behaglichen Studierstube zusammenkonstruiert.

Wie schrecklich der Tod auf dem Schlachtfelde in seinen tausendfach verschiedenen Formen! Wie widersinnig will es einem erscheinen, daß ein Stück vernunftlosen Eisens oder Bleies den Menschen, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, so furchtbar zerfetzen kann! Wie grauenhaft, wenn Kameraden zwischen beiden Fronten schwer verwundet zusammenbrechen und warten, bis eine mitleidige Kugel ihren Qualen ein Ende macht! Wie ekelerregend, wenn solche Leichen wochen- oder gar monatelang unbeerdigt liegen bleiben müssen, bis sie zur Unkenntlichkeit verwesen!



Das alles wissen und sehen unsere Soldaten mit ihren eigenen Augen. Dann aber stößt es doch nur ab, wenn man mit solchen überschwänglichen Worten vom Tode für das Vaterland redet.

Noch mehr aber will es uns abstoßen, wenn der Heldentod als Sühnetod gefeiert wird. Da vergiftet sich ein Ehemann, der daheim Frau und Kinder hat, während der Ruhe im Quartier soweit, daß er zum Ehebrecher wird. Vielleicht vergiftet er seinen Leib noch durch eine schmutzige Krankheit. Am nächsten Tage fällt er im Schützengraben. Kann dann dieser Tod seine Sünden tilgen? Steht er in Gottes Augen anders da, als wenn seine Krankheit sofort erkannt worden wäre, und man diesen Fahnenflüchtigen — anders mag ich diese Kranken im Felde gar nicht nennen — heimgeschickt hätte? Dort hätte er ja nicht einmal wagen dürfen, seine reine Frau und seine unschuldigen Kinder mit einem Kuß zu begrüßen.

Welchen Zweck sollen unter diesen Umständen derartige übertriebenen oder gar unwahren Auslassungen haben!

Dann aber finden wir auch das Gegenteil! Von diesem Kriege um unsere Existenz, den wir vor Gott und Menschen mit reinem Gewissen führen, spricht man, als von dem großen Greuel, dem Zusammenbruch unserer Kultur, dem Ruine des Christentums. Wer ihn zu rechtfertigen sucht als eine Notwendigkeit und Fügung Gottes, von dem heißt es, daß er sich nicht mehr als Christ bezeichnen dürfe. Er wäre kein wahrhaftiger Jünger Jesu. Er lasse sich gegen seine christliche Überzeugung „von einer Art nationalistischem Rausche“ hinreißen, und was derartiges mehr ins Feld geführt wird. Dann aber kann ganz naturgemäß dem Tode in diesem Kriege erst recht keine Bedeutung zugemessen werden. Er erscheint als sinnlos, als zwecklos, vor allem nicht als gottgewollt.

Diese Ansichten scheinen mir wenig christlich zu sein. Ist das christliche Liebe? Wir stehen draußen im Felde in allen Gefahren und Schrecken dieser schweren Zeit, und aus der Sicherheit der Heimat fällt man uns mit solchen Worten in den Rücken. Da ist einem Soldaten im Schützengraben sein christlicher Glaube der einzige Halt. Er glaubt mit gutem Gewissen vor dem Feinde zu stehen. Darum vertraut er darauf, daß niemand ihn aus seines Gottes Hand reißen kann, dem er auch als Krieger frei ins Auge schaut. Jetzt liest er solche Worte. Wird ihm da nicht die einzige Stütze, die er vielleicht noch hat, einfach weggeschlagen?

Wir wollen in dieser ernststen Kriegszeit nicht sinnlos verherrlichen und verhimmeln, wir dürfen aber auch nicht unrichtig und unbarmherzig kritisieren.

Was ist es denn aber mit dem Heldentode?

In der äußeren Unruhe eines Quartiers, wo einschlagende Granaten und Schrapnells keine Seltenheiten sind, wo eben infolge schwerer Kampfstage jeder Tag und jede Nacht große Mengen von Verwundeten auf den Hauptverbandplatz bringen, die reihenweise auf ihren Tragen oder notdürftig hergerichteten Lagern den Abtransport in ein Lazarett oder den Tod — den Heldentod — erwarten, da kann man seine Gedanken nicht so auf ein Thema von dieser Tragweite konzentrieren, um es erschöpfend zu behandeln. Darum lasse ich lieber das Leben, beziehungsweise den Tod — die Wirklichkeit — erzählen.

Das schwerwiegende Wort „Mobilmachung“ war ausgesprochen worden. Da hatte er wie jeder andere unter dem rein äußeren Zwang seines Stellungsbefehles vom Elternhaus den großen Abschied genommen und sich losgerissen von seiner Braut. Wenige Tage noch — und er verließ unter dem Klang der alten Soldatenlieder die Heimat. Mit seinem Leben schloß er ab. Er fühlte, es ist Soldatenlos, im Kriege sein Leben zu lassen. Mit dieser Erkenntnis wich der äußere Zwang. Es wurde bei ihm zum freien Willen, für das Vaterland alles zu tun, für seine Lieben auch das Leben zu opfern. Niemand dürfte sie antasten. Damit bekam er einen neuen Blick für seine ganze Umgebung, für die Strapazen und Gefahren der kommenden Zeit. Wissend und sehend ging er dem sicheren Tode entgegen, aber ebenso ruhig und ergeben in Gottes Willen.

Der Tod nahte bald. Auf blutigem Schlachtfelde reichte er ihm die Hand. Verbunden lag er auf dem Verbandplatz. Noch eine kurze Frist blieb ihm, um die letzte Abrechnung mit seinem Leben zu machen. Kein Wunder, wenn da seine Gedanken zurückgingen weit über Berg und Tal in die ferne Heimat, dorthin, wo nach wenigen Tagen seine Eltern und das Mädchen, das er durch das Leben hatte führen wollen, unter Tränen die Nachricht von seinem Tode lesen würden. Wie werden sie seinen Tod auffassen? Wie werden sie ihn im Gedächtnis behalten?

Er bleibt nicht in ihrer Erinnerung als ein Dahinsiechender und Sterbender. Nein — als kräftiger junger Mann, wie er auf dem Höhepunkte seines Lebens gestanden damals, als er ihnen den letzten

Gruß zuwinkte. Einen Helden — so würden sie ihn stolz nennen. Als einer, der mitten aus dem Leben in großer Zeit herausgerissen wurde, der für diese Zeit kämpfend fiel — so werden sie ihren Sohn, ihren Bräutigam, im Gedächtnis behalten. War das nicht schön?

Dann war also sein Tod nicht zwecklos. Jeder Brief von lieben Händen hatte es ihm ja gesagt, wofür er kämpfte. Darum wußte er auch, wofür er starb. Er starb für jene beiden Häuschen, in denen sie wohnten, die lieben Menschen, an denen sein Herz gehangen hatte. Kein Feind konnte sie mehr verwüsten und seine Bewohner vergewaltigen. Sie würden den Segen des Sieges genießen, und zu diesem Siege hatte er durch seinen Tod mitgeholfen: „Ich sterbe für mein Heimatdorf, ich gebe mein Blut und mein Leben hin für Euch, Ihr meine Eltern, für Dich, Du meine Braut.“

Das erinnerte ihn plötzlich ganz unwillkürlich an Jesus, der beim Abendmahl die Worte gesprochen: „Für Euch gegeben und vergossen.“ Und dann war Jesus stellvertretend für die Menschen gestorben, wie man zu sagen pflegte. Er hatte es niemals recht verstanden. Jetzt wurde es ihm klar. Starb er nicht ähnlich? Solches Sterben ist schwer. Darum auch die Schmerzen und die körperlichen Qualen. Darum das harte Lager und die mangelnde Pflege, weil zu viele es waren, die nach Hilfe verlangten. Aber das war ja bei Jesus in noch viel höherem Grade der Fall gewesen.

Damit verschwand vor seinen Augen das Bild der Heimat. Das Bild Jesu trat immer deutlicher vor seine Seele. So oft im schwersten Granatfeuer hatte er seine göttliche Nähe gefühlt, die ihm so allgewaltig erschien, daß jener eiserne Vernichtungstod, der über ihn hinwegbrauste, ohnmächtig für ihn wurde. Jetzt war er ihm ganz nahe und führte ihn den Weg himmelwärts Gott entgegen. Über des sterbenden Helden bleiche Lippen kam sein letzter Wunsch: „Näher mein Gott zu dir.“

Es bleibt dabei. Jedes Sterben ist für den Erdenmenschen schwer. Das Sterben für das Vaterland mag vielleicht gerade der äußeren Umstände wegen besonders schwer sein. Es wird zum „Heldentode“ erst durch das, was der Mensch vor diesem Tode und bei diesem Tode innerlich erlebt. Wenn Krieger so sterben, wie es eben an einem Falle geschildert wurde, dann ist der Heldentod etwas Großes und schafft Großes. Dann möchte ich auf diesen Tod ohne Bedenken das Bibelwort anwenden: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“



## Aus meinem Leben 20.

Nach ungefähr zwei Jahren war der Höhepunkt der Erweckungsbewegung überschritten und ich hatte eine Reihe von Erfahrungen gemacht, die mir die Kritik an manchen Erscheinungen jener Bewegung nahelegte. Ich möchte drei Abstufungen von Wirkungen unterscheiden: die einen waren die wirklich bekehrten Christen, die seit ihrer Erweckung mit ihrem sittlichen Leben Ernst gemacht hatten und seither auch in ihrer Erkenntnis bedeutend gewachsen waren. Hunderte ließen sich durch mich ein erklärtes Neues Testament oder andere Hilfsmittel zum besseren Verständnis beim Bibellese besorgen. Aus diesen Kreisen stammten aber auch diejenigen, welche zum Baptistentum oder einer andern Sekte übertraten; und das war mir natürlich sehr schmerzlich, wenn sie dann über mich urteilten: „Unser Pastor war wohl in Gottes Hand das Werkzeug, uns zum Glauben zu erwecken, aber er hat nicht den Mut gehabt, sich großtaufen zu lassen.“ Je näher sie mir vorher standen, desto weher war mir solch ein Abfall. Drei Viertel von dieser Schar ist der Landeskirche treu geblieben und würde etwa in Deutschland eine landeskirchliche Gemeinschaft genannt werden können.

Die zweite Stufe waren Leute, die wohl auch eine Erweckung durchgemacht hatten, aber der innerliche Umschwung des wirklichen Erlebens ging nicht tief genug. Und darum kamen bald nach meinem Fortgang jene Hemmungen, von denen der größte Prediger aller Zeiten in seinem Gleichnis vom Sämann spricht: „Etliches fiel an den Weg, etliches auf den Fels und etliches unter die Dornen.“ Die weltlichen, irdischen und selbstsüchtigen Motive ihrer alten Umgebung wurden ihnen sehr bald zu stark und da meinem Nachfolger, einem kränklichen, ängstlichen Manne, der Schwung der Rede und die Stoßkraft der Persönlichkeit versagt war, sind alle diese — es mögen wohl Hunderte gewesen sein — schnell zurückgesunken auf den Durchschnittsstandpunkt der Frömmigkeit, wie sie in den südrussischen Kolonistenkreisen Mode ist: man liest noch in der Bibel, man hält sich treu zur Kirche und Pastor, aber richtet sein bürgerliches Leben so behaglich als möglich ein und denkt nicht mehr daran, um Christi willen Opfer und Verfolgung auf sich zu nehmen.

Der dritte Kreis pflegt bei einer Erweckung der größte zu sein. Das sind Leute, deren Seele von den Schwingungen der Erweckungs-

bewegung mit ergriffen worden ist. Die Glocke tönt, weil der Sturmwind sie in Bewegung setzt. Sie haben Empfindungen religiöser Art und können sich sehr fromm vorkommen; je nachdem sie weiche Naturen sind, lassen sie sich von stärkeren eine Zeitlang wie in einen geistigen Bann schlagen und zu großer religiöser Begeisterung entflammen und es ist doch alles nur Strohfeuer. Aber man kann ihnen nicht den moralischen Vorwurf machen wie denen auf der zweiten Stufe; denn sie haben gar nichts Eigentliches erlebt. Das fremde Licht, in dessen Schein sie eine Zeitlang fröhlich sein konnten, erlosch, und damit war auch bei ihnen alles zu Ende. Das ist die große Masse unserer Hörer, wie ich es jetzt noch in Deutschland beobachten kann. Am Abend, nach einer einschlagenden Gewissensrede würde ich tausend Personen zu einem Bekenntnis oder irgend einem Gelübde veranlassen können. Mit heißen Wangen und blizenden Augen und großer, seelischer Erregung wäre man zu allem möglichen fähig; „aber man schämt sich deß im Morgenrot“. Eine einzige Nacht, die darüber vergangen ist, hat alle jene Gefühlsregungen verklingen lassen. Darum halte ich bis auf den heutigen Tag nichts von den Nachversammlungen wie sie die Heilsarmee, die Methodisten und manche englisch geartete Evangelisten zu üben pflegen. Ein paarmal habe ich das in Deutschland versucht, aber der Erfolg lehrte mich die Sinnlosigkeit und Unwahrhaftigkeit solcher Seelenmassage erkennen. Mir sind zehn Personen, die am andern Tage ängstlich und vorsichtig zu mir kommen, um sich auszusprechen, lieber, als wenn gleich nach dem Vortrag achtzig bis hundert sich melden. Bei meinen Versuchen in einer großen Stadt kamen vierhundert, in einer andern etwas über tausend! Parallel mit der Ernüchterung jener Erweckungsbewegung ging nun auch mein eigenes Ruhigerwerden vor sich. Manche hochgespannten Erwartungen hatten sich nicht erfüllt, manche Ideale hatten sich nicht durchsetzen lassen, zu manchen großen Unternehmungen fehlten die Menschen und Gott selber zeigte mir, daß ich nicht dazu berufen sei, dort in der südrussischen Steppe Anstalten und Vereine aus der Erde zu stampfen, wo der ganze soziale Zuschnitt gar nicht dazu gepaßt hätte.

Aber ich darf da nicht verschweigen, daß eines Mannes Besuch mir gerade in dieser Zeit von großem Segen gewesen ist. Es war der alte, rheinische Missionar Georg Zimmer. Ich reiste mit ihm in meinem Kirchspiel umher, redete auch mit ihm in Nachbarkirchspielen und habe damals sicher der rheinischen Mission eine schöne Geldeinnahme verschaffen können. Aber ich selbst wurde durch die ganze Art jenes merkwürdigen Mannes viel mehr gesegnet und bereichert. Er war bei allem andringenden Gebet und aller Schärfe seiner sittlichen Forderungen harmlos, naiv, glücklich und fröhlich wie ein Kind. Er konnte mit Dank gegen Gott eine Zigarre rauchen, was mir damals fast wie ein Frevel vorkam. Er trank sogar ein Gläschen Landwein nach dem Essen und ließ seinen Humor in einer so be-

strickenden Weise spielen, daß mein ihm innerlich verwandtes Herz schon deswegen ihm ohne weiteres hätte zufallen müssen; aber es kam noch etwas anderes dazu. Er hatte an mir beobachtet, daß ich in einer besonderen geistlichen Gefahr stand. Ueber all meinen ernstgemeinten Heiligungsbestrebungen war ich herb geworden, d. h. ich dachte nicht daran, durch Sanftmut und Demut und persönliche Selbstverleugnung innerlicher Art meiner Predigt goldene Brücken zu bauen zu den Herzen meiner Hörer, sondern die natürliche Herrschsucht hatte unter geistlichem Gewande wieder eingeschlagen und ich war ein unleidlicher Papst geworden. Daheim und in den Gemeindeversammlungen wagte man mir kaum zu widersprechen, mußte ich doch alles besser und hielt ich mich doch für ein Muster der Frömmigkeit. Da machte mich Zimmer auf einige solcher Fehler aufmerksam, und, obschon ich im ersten Augenblick fast erstarrte über seine schonungslose Kritik, mußte ich ihm sehr bald recht geben und es kam nun eine ganz neue Erfahrung über mich. Hatte ich das erstemal die Gnade der Rechtfertigung erlebt und die Gewißheit der Sündenvergebung mir gefallen lassen, so wurde ich jetzt aufmerksam gemacht auf die bewahrende Gnade, daß der Umgang mit dem Herrn einen wirklich auch vor täglichen Zornesausbrüchen und ähnlichen Entgleisungen der alten Natur bewahren kann. Im selben Augenblick, als mir das klar wurde und ich mich in diese neue Zucht einer ununterbrochenen Stellung vor Jesu Angesicht hineingab, kam ich selbst innerlich ganz anders voran und konnte manchem der mir Näherstehenden jetzt erst mit meinem Christentum wirklich dienen.

Wie oft ist mir das nachher in Deutschland wieder eingefallen, wenn ich mit den Heißspornen der sogenannten Entschiedensten unter den Gemeinschaftsleuten zusammenstieß. Außerlich ist es viel leichter, Alkohol oder Rauchen, Konzerte und Theater und allerhand Weltförmigkeit und Lebensgenuß aufzugeben, als daß man sein eigenes Ich täglich in wirklicher Demut und Selbstlosigkeit zu kreuzigen bereit ist. Ein erfahrener Führer der Gemeinschaftsbewegung in Deutschland sagte mir darum auch: „Herr Pastor, ob Sie in unserer Stadt ein paar Duzend weltförmige Menschen dazu bringen, sich der Gemeinschaft anzuschließen, halte ich nicht für so wichtig, als daß durch Ihre Arbeit zwei oder drei unserer gläubigen Leute wirklich zur Sanftmut und Demut Christi getrieben werden. Dann werden sie selbst Feuerbrände werden, mit denen der Herr in ihrer Umgebung andere entzünden kann.“

Im letzten Jahre meiner Arbeit in der ersten Gemeinde zog meine Mutter zu uns und das gab merkwürdigerweise manche Schwierigkeiten. Sie war ja gläubig und feurig in ihrem Christentum; aber sie meinte mich in meiner Arbeit immerfort unterstützen zu müssen. Ja manchesmal schien es so, als wollte sie meine an und für sich schon energischen Predigten noch um einige Grade der Hitze emporschrauben. Auch kam es vor, daß sie den Leuten allzuviel



Lobendes über mich erzählte. Das gab die erste unliebsame Aussprache mit ihr. In Sachen meines Amtes und meiner Arbeit ließ ich mir eben ungern dreinreden und es kam mir vielleicht wirklich mit Recht so vor, als wäre ich um einen Schritt der geistlichen Erfahrung weiter als meine Mutter. Außerdem störte mich jedes Wort, das wie eine Verherrlichung meiner Person und meiner Arbeit aussah; denn der alte Aldam verträgt das nicht.

Doch Gott der Herr hatte schon gesorgt, daß ich aus meiner ersten Pfarrei fort sollte. 400 Kilometer südlich liegt das Kirchspiel Neusatz in der Krim, nach manchen Seiten hin unendlich viel schwerer als das Grunauer. Der größte Teil der Halbinsel Krim mit einem Stück des Festlandes gehört dazu. Es waren 104 Ortschaften, die auf den Besuch des Pastors zu rechnen hatten, darunter 4 Städte mit zum Teil gebildeten Gemeinden, etwa 17000 Deutsche, 3000 Esten und noch vielleicht 1000 Seelen aus allen möglichen andern Nationen. Der alte Pastor, der dort viele Jahre das Kirchspiel versehen hatte, war, um es mild auszudrücken, ein wunderlicher Mensch gewesen. Als ich den Archivschrank in Neusatz aufschloß, sah ich über dem ersten Fach die Etikette: „Klagen des Pastors über die Gemeinde“, und über dem zweiten Fach: „Klagen der Gemeinde über den Pastor.“ Prozesse aller Art, merkwürdige Geldgeschäfte und ungeistliche Lebensführung hatten es schließlich dazu gebracht, daß das Konsistorium ihn auf Knall und Fall seines Amtes entsetzen mußte. Und da bekam ich im Frühjahr 1884 vom Konsistorium den Auftrag, das Kirchspiel zu bereisen, die notwendigen Amtshandlungen vorzunehmen und zu gleicher Zeit mich den Leuten als seinen Nachfolger zu präsentieren. Wenn die Stammorte des Kirchspiels mich wählen würden, möchte ich doch die Wahl annehmen.

Ich reiste mit dem heimlichen Vorsatz hin, auf keinen Fall mich von meiner Gemeinde trennen zu lassen. Und darum habe ich dann auch in der Krim den Leuten nicht nach dem Munde geredet. Freilich, die paar Dörfer, die damals in der Krim mit Gemeinschaftschrifen besetzt waren, gaben sich alle Mühe, mich davon zu überzeugen, daß ich die verkümmerte und verwahrloste Gemeinde anzunehmen die Pflicht hätte. Aber der Zustand derselben spottete aller Beschreibung. Das Pfarrhaus war in einem so erbarmungswürdigen Zustande, daß bei jedem stärkeren Regen der Kirchenvorsteher den Archivschrank mit Fellen und Säcken vor dem Durchregnen schützen mußte. Außerdem Zwistigkeiten und Streitigkeiten untereinander; von all den hundert Ortschaften waren kaum sechs wirklich verpflichtet, für den Pastor zu sorgen, all die andern mußten erst dazu gewonnen werden. Das Pfarrland war unendlich viel schlechter als das in Grunau. Äußerlich angesehen, gab es nur einen einzigen Vorteil, und der lag auf landschaftlichem Gebiete. Das Pfarrdorf Neusatz liegt 1700 Fuß hoch in den waldigen Ausläufern des Tailagebirges; die Gegend erinnert etwas an Heidelberg. Südlich vom romantischen Tailagebirge liegt die Südküste der Krim, die es

an landschaftlichen Reizen mit der italienischen Riviera aufnehmen kann; aber für landschaftliche Reize allein gibt man die dankbare Anhänglichkeit seiner ersten frisch erweckten Gemeinde doch nicht her.

Nun gab es eine Gemeindeversammlung in der Krim, und ich erklärte ganz offen, daß ich wenig Lust hätte, das schwere Amt hier anzutreten. Sollte die Gemeinde mich doch wollen, und das Konfiskatorium auf seinem Wunsche bestehen, weil ich weit und breit der einzige Pastor war, der deutsch, estnisch und russisch soweit beherrschte, um in den drei Sprachen zu amtieren, so stellte ich meine Bedingungen: erstens eine namhafte Erhöhung des Pfarrgehalts, denn es bestand damals bloß eine Abmachung, die 50 Jahre alt war und den Verhältnissen nicht mehr Rechnung trug und zweitens, daß das Pfarrhaus bis auf den Grund niedergerissen würde und nach meinen Plänen ein ganz neues gebaut werden müßte.

Die Erregung der Bauern, wenn sie plötzlich so viel zahlen sollen, kann man sich denken. Die Vertreter der zwei gläubigen Dörfer redeten auf ihre Standesgenossen ein, aber die Wagschale schwankte. Da kam der letzte Sonntag, an dem ich gewissermaßen die entscheidende Wahlpredigt halten sollte. Es war der Sonntag Rogate und ich predigte über das Gebet. Nun hatte ich keine Ahnung davon, daß mein Vorgänger achtzehn Jahre lang in jeder Predigt, in jeder Traurede, in jeder Begräbnisrede von Napoleon erzählt hatte. Es war das sein Steckpferd. Hatte er sich doch, wie ich später aus seinen Nachlaßbüchern erfah, mit nichts soviel beschäftigt als mit dem Leben und den Taten des großen Korsen.

Nun sage ich ganz harmlos in meiner Predigt: „Als Napoleon Alexander I. den Krieg erklärt hatte, ließ der russische Kaiser in allen Kirchen gegen ihn beten. Napoleon aber erklärte, als er das hörte: zwischen mir und Alexander entscheiden nicht Gebete, sondern 500 000 Bajonette.“ Als ich nun das Wort Napoleon aussprach, ging es wie ein elektrischer Schlag durch die Versammlung. Viele alte ernste Bauern schüttelten die Köpfe, die frommen Leute mit schmerzlichem Gesichtsausdruck, die jugendlichen Hörer konnten sich eines Lachens nicht enthalten.

Nachher tagte die Versammlung ohne mich. Da fragte der Vorsitzende Oberschulz: „Na Leut, wie hat Euch das Mannli gefallen?“ „Ha,“ gab es zur Antwort, „das Mannli wär grad so übel net, er sagt wie es im Buch steht und wie es im Lebe geht; aber warum hat er wieder den Napoleon gebracht?“ — Allgemeine Entrüstung. Einer schlägt vor: „Jetzt schreibt mir an's Konfiskatorium und frage an ob das in den sieben holschen Bücher (symbolischen Büchern) geschrieben steht, daß sie allemweg den Napoleon auf die Kanzel bringen müssen.“ Einer von den schriftkundigen Pietisten aber stand auf und sagte feierlich: „Gesagt wird Napoleon, aber gemeint ist: Apollhon, und das ist der Greuel, der da steht an der heiligen Stätte.“

Endlich siegten meine Freunde doch und man beschloß, mich noch einmal im Nachbardorfe predigen zu hören, und wenn ich da nichts von Napoleon sagte, wollte man mich wählen. Zu Mittag aß ich beim Schullehrer und der klärte mich über die Bedeutung Napoleons für dieses Kirchspiel auf. Und da habe ich dann später dafür gesorgt, daß dieser Name nicht mehr auf die Kanzel kam. So ward ich einstimmig gewählt und es galt jetzt nur noch eine Auseinandersetzung mit meiner ersten Pfarrgemeinde. Ich kann nicht sagen, daß ich mit leichtem Herzen heimfuhr. Der Schritt fiel mir entsetzlich schwer, die Gemeinde zu verlassen, die meine erste Liebe gewesen war, und der ich fast vier Jahre meiner besten Kraft geopfert hatte.

# Aus der Briefmappe des Evangelisten



E. v. B. — S. M. u. anderen. Alle Ihre Einsendungen von merkwürdigen Prophezeiungen über unsern großen Krieg möchte ich nicht einfach als „Mumpis“ abweisen, wie jemand von Ihnen sich ausdrückt. Große Ereignisse werfen ihre Schatten lang voraus, und der geistige Luftdruck kann in besonders dafür empfänglichen Gemüthern eine solche lebhafteste Beschäftigung mit diesen Ereignissen erzeugen, daß eine Art Hellsehen eintritt. Dabei können Einzelheiten sich als falsch erweisen, andere als richtig und jeder Wahrscheinlichkeitsrechnung spotten. Ob Gottes Geist seine Hand dabei im Spiele hat, möchte ich doch solange bezweifeln, bis der wirkliche Ausgang den Beweis völliger Richtigkeit erbracht hat. Aber es gibt noch andere Geister — und es gibt sicherlich auch eine Be-geist-ung, die nicht von Oben ist. Wenn der Satz Recht hat, daß der Teufel Gottes Affe ist, der ihm alles nachmachen will, dann muß es auch eine teuflische Prophetie geben können, die man nicht mit bloßem Spott als sinnlos abweisen kann. Wenn nicht doch gefährliche geistige Kräfte hinter all diesem, bisweilen verblüffenden „Weissagen“ stecken, würde Gott im Alten Testament nicht schlangweg seinem Volk jeden Umgang mit Wahrsagern verboten haben. Bloßen, sinnlosen oder betrügerischen Mißbrauch der Leichtgläubigkeit brauchte man nicht zu verbieten. Ihm würden nur die zum Opfer fallen, „die nicht alle werden“ — und er würde schnell genug entlarvt und abgetan sein. — Möchte unser Volk lieber sich mit Gebet und Buße an den lebendigen Gott halten, statt daß man von überall solche



zweifelhafte Weissagungen ausgräbt und anstaunt. — Wenn Sie aber doch noch ein Urteil von mir zu hören wünschen, so hat mir das Gedicht von Hamerling aus dem Jahre 1889, sowie der Auszug aus dem Archiv des Eschweiler Rathauses am meisten Eindruck gemacht. Nachträglich hörte ich, daß letzterer eine Fälschung sei!

N. N. Wozu in diesem Falle anonym und so feierlich? Schreiben Sie einfach an den Verlag des Blattes und lassen Sie sich den gebundenen zwölften Jahrgang schicken, wenn die Abschnitte meiner Lebensbeschreibung Sie so interessieren. Wie lange die Fortsetzung derselben sich noch hinzieht, kann ich heute noch nicht sagen. Wenn mich Gott so lange leben und arbeiten läßt, dürfte der erste abgeschlossene Band „Aus meinem Leben“ wohl 1917 erscheinen.

D. 3. Ihre 5 M. „zur Verteilung bewahrender Schriften an Feldgräue“ habe ich dankend erhalten. Darin kann man kaum genug tun. Ich habe schon mehrere hundert Mark aus meiner Tasche dafür verwandt. — Auf alle Einzelheiten Ihres Briefes kann ich hier nicht eingehen. Daß manche Soldatenlieder schlüpfrige Stellen enthalten, ist bekannt. Aber die Kompagniechefs und Feldwebel allein können ihr Absingen verbieten. — In Ihrer Ehe muß es allmählich doch so werden, daß man sagen wird: „Hier ist Geduld der Heiligen.“ Außerdem steht geschrieben: „Wem Weisheit mangelt, der bitte von Gott.“

N. N. Der Vorstand des Bundes freikirchlicher Prediger von Berlin und Umgebung hat eine „Vaterländische Rundgebung“ erlassen, die in vielen kirchlichen Blättern abgedruckt ist. Für mein Blatt kam die Einsendung zu spät und dazu ist mein Raum so beschränkt, daß ich vom Abdruck Abstand nehmen mußte. Wenn Sie ihn nicht zu Gesicht bekommen haben sollten, so schreiben Sie an Herrn Prediger N. Neupert, Berlin, Apostel-Paulus-Straße 3.

Wen es angeht! Sollten in Gefangenlagern sich estnische oder lettische Gefangene finden, und man möchte gern ihnen passende religiöse Flugblätter in ihrer Sprache geben, so wende man sich an Herrn Prediger Peter Buck, Herrnhut (Sachsen).

N. L. Ihre ganze Klage ist unberechtigt. Im Gegenteil; wenn Ihre Hingabe an Jesus echt und stark ist, dann wird sie eine Höhenlage Ihres Jesus-Christentums schaffen, die Ihre Umgebung früher oder später beeinflusst und vorwärts treibt. Die Erhöhung des geistlichen Besitzes Ihrer Umwelt wird aber auf Sie zurückwirken und Sie wieder kräftiger und wärmer in Ihrem Zeugnis und Vorbild machen. Dadurch nützen Sie wieder mehr und die Wirkung wird stärker! Mehr Gebet, Geduld, Liebe, Sanftmut — und mehr heimliche, selbstlose Hingabe an Jesus. Das bricht sich dann schon Bahn und schafft eine Luftveränderung bei den Leuten, mit denen Sie täglich umgehen und deren geistlicher Mittelpunkt Sie ja doch — nach Ihrem Brief zu urteilen — zu sein scheinen.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 9

Juni 1915

## Christusträger!

Trage mich, Heiland! Laß mich dich tragen!  
Christusträger, ach, lasse mich werden:  
Durch die Fluten des Lebens, in heiligem Wagen,  
Durch die Fluten der Sünde, des Leides auf Erden!

Und wenn gar zu wild mich die Wogen umspülen,  
Stärke mich, Herr, daß die Kraft nicht versage,  
Laß es mit tiefem Erschauern mich fühlen,  
Daß Du mich trägest, wenn ich dich trage!

Bertha Hollmann.





## Unsere Kriegsgräber.

(Nach einem Vortrag.)

„Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein; man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein . . .“ So hieß es sonst. Das ist in diesem Kriege anders geworden. Dort steht im fahlen Dämmererschein der nahen Nacht ein Feldprediger, — weil die Begräbnisse bei Tag verboten wurden: französische Flieger und Granaten benutzten die Menschenansammlungen zu Angriffen! — und spricht selbst ergriffen einige Abschiedsworte und segnet die letzte Ruhestätte der toten Kameraden in Feindesland. Noch ehe er Amen sagt, schlägt eine Granate am Rand des Massengrabes ein und zerreißt beim Krepieren einen Unteroffizier, der wenige Schritte davon stand. Sie können ihn gleich auch da begraben! Oder an anderer Stelle wühlt die Granate ein frisches Grab auf, als wäre auch der tote Feind noch nicht sicher im letzten Schlafe. Oder im fernen Weltmeer sinkt unter brausendem „Hurra“ oder „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ ein totwunder Kreuzer mit seinen Helden ins nasse Grab. Und nachher singen bloß die Wellen ihr Trauerlied und oben am Himmel strahlt das südlüche Kreuz wie eine Antwort Gottes herab . . . . Kriegsgräber! Und sie gehören uns! Es ist unser Fleisch — und Blut, das da begraben liegt, die Blüte und die Kraft unseres Volkes. Gehen uns denn unsere Kriegsgräber nichts an, daß wir nicht mal eine Stunde ihrer gedenken?

Wenn sonst der Tod im Hause ein liebes Leben zertrat, dann war es doch trotz allen herben Weh's ein Stückchen Trost, daß man da draußen auf dem Friedhof ein liebes Pläschen wußte, wohin man mal mit einigen Blumen und der Gießkanne hinging, um des Grabes zu pflegen, — vielleicht auch in stillem Gedenken an den lieben Toten zu sitzen und zu weinen. — Wie anders jetzt! Verschwindend klein ist die Zahl der Familien, die ihren Toten jetzt daheim haben begraben können. Die allermeisten liegen draußen in fremder



Erde, und die Angehörigen bekommen vielleicht nie dies Grab zu sehen, das soviel Hoffnungen und soviel Liebe zugedeckt hat. Darum waren schon viele Familien meinem Sohne, der als Divisionspfarrer in Nordfrankreich steht, so dankbar, wenn es ihm gelang, eine Photographie des Grabes aufzunehmen und den Trauernden heimzusenden. — Man spricht auch schon in den Zeitungen, wie wir diese unsere Gräber draußen auch nach dem Kriege geschüßt sehen können.

„Über das Schicksal der Gräber der in den großen Kämpfen dieses Krieges gebliebenen deutschen Soldaten herrscht vielfach Zweifel und Unklarheit. Die Angehörigen vieler Gefallenen werden in Sorge darüber sein, ob auch in gehöriger Weise Fürsorge für die Erhaltung dieser Grabstätten getroffen ist. Von zuständiger Stelle wird darüber folgendes bekannt gegeben: Die hin- und hervogenden gewaltigen Kämpfe und die riesenhaften Verhältnisse des Krieges machen bis auf weiteres irgendwelche Anordnungen und Abmachungen für die dauernde Erhaltung der Gräber zur Unmöglichkeit. Es sind aber im Inlande wie im besetzten feindlichen Gebiet Vorkehrungen zur vorläufigen Sicherstellung und Erhaltung getroffen, die geeignet erscheinen, eine spätere dauernde und würdige Unterhaltung aller Gräber — und zwar gleichmäßig von Freund und Feind — zu sichern. Hierzu gehört vor allen Dingen die Anlegung von Verzeichnissen (Kataster) über die Gräber, nötigenfalls auch von Karten, mit genauer Angabe über die Lage und, soweit möglich, auch mit Namen und Truppenteil der Beerdigten, sowie Kenntlichmachung durch Gedenkzeichen vorläufig in einfachster Form; daneben ein Verbot, wonach grundsätzlich an dem bestehenden Zustande der Grabstätte nichts verändert werden darf, außer zum Zwecke der Erhaltung und Verschönerung. Bei diesen Arbeiten werden die in Betracht kommenden Zivil- und Militärbehörden so zusammenwirken, daß ein Erfolg, soweit es die Verhältnisse zulassen, gesichert erscheint.“

Gewiß, es ist sowohl ein Gradmesser für die Höhe unserer Kultur als auch unserer Pietät, wie wir für die Gräber unserer Lieben sorgen, und es geht das ganze Volk an, was mit den Gräbern seiner tapfern Krieger draußen geschieht. Aber, wenn wir einen Augenblick drüber nachdenken, müssen wir weitergehen und zugestehen, daß es Kulturvölker gab und gibt, die uns in der Wertschätzung und Ausschmückung ihrer Gräber überlegen sind — einst die Ägypter, jetzt die Chinesen — aus dem einfachen Grunde, weil sie keinen Trost kennen, der über das Grab hinausgeht. Weil wir Christen sind, stellen wir das Kreuz Christi aufs Grab, und das will mehr sagen, als bloßer Schmuck. Wir möchten heute all die fernen Kriegsgräber in West und Ost und auf dem Meeresgrunde segnen mit Christi Kreuz. Aber wir möchten mehr als das. Wir möchten sie alle in eine religiöse

Beziehung setzen zu dem einen Grabe, das uns wichtiger ist als sie alle, zu dem Grabe Christi! Was gilt's, wir erleben einen Umschwung unserer inneren Stellung zu unseren Kriegsgräbern, wenn wir die rechte Stellung zu Christi Grab fanden!

Halt, wie steht es denn eigentlich mit Christi Grab?

Einst im Mittelalter stand es im Brennpunkt des religiösen Interesses. Die gewaltigen Opfer der Kreuzzüge galten ja nur dem heiligen Grabe; was hat man darum gekämpft! Heute findet man bei den Christen im Osten noch die abergläubische Verehrung dieses Grabes. Ich sah in Jerusalem tausende von russischen Pilgern andächtig die ausgetretenen Sandsteinquadern des Platzes vor der Grabeskirche küssen! Dabei kämpft die Forschung noch um die Feststellung der Örtlichkeit. Gewichtige Gründe sprechen dagegen, daß Christi Leib seinerzeit an der Stelle geruht habe, über der sich jetzt die goldstrotzende Rotunde der Grabeskirche wölbt. Sieht man dann dort noch die unwürdigen Szenen, wie sich die fanatischen Mönche verschiedener Konfessionen bekämpfen, bis die Stockschläge der Mohammedaner sie auseinander treiben, dann atmet man erleichtert bei dem Gedanken auf, daß das gar nicht die heilige Stätte sei. Der Engländer Gordon hat draußen vor dem Damaskustor einen andern Hügel mit Felsengräbern gefunden, der heute besser zur biblischen Geschichte zu passen scheint. Sicher ist auch das nicht. Als ob Gott der Herr damit einen Wink gegen alle abergläubische Verehrung des Grabes hat geben wollen: „Das Grab Christi war ja leer! Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier! Er ist auferstanden!“

Das ist der Mittelpunkt der evangelischen Verkündigung, ohne welche es längst keinen Karfreitag und keine Wirkung des Kreuzes Christi in der Welt geben würde: Er ist nicht im Tode geblieben, sondern wirklich leibhaftig auferstanden. Wenn er im Grabe geblieben wäre, wäre er nicht unser Bürge und Erlöser. Dann hätte sein Ruf zu Gott die Spitze verloren und seine Wirkung hätte nicht durch die Jahrhunderte gereicht. Er wäre dann wie ein anderer Mensch an seiner Sünde gestorben, und seine verschüchterten Jünger hätten nicht mit strahlender Siegeszuversicht die Welt für ihn zu erobern begonnen. Die Kirche ruht auf dem leeren Grabe! Der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi weckt unsern Glauben an unsere Auferstehung.

Damit aber fällt über Tod und Grab ein neues Licht. Vorher oder wo man noch heute nicht daran glaubt, da ist der Tod eine unerbittliche eiserne Sperre, eine für immer gesprengte Brücke, — aller Verkehr abgeschnitten, kein Blick, kein Wort mehr herüber und hinüber, — nur hier zittern wehe Gedanken und jede Vorstellung schafft bittere Schmerzen. Je sinnenfälliger die Liebe zu dem greifbaren Menschen von Fleisch und Blut vorher war, um so trostloser ist sie jetzt, und sie hat ein Recht auf Trostlosigkeit: das, was sie vor allem liebte, ist dahin, und die geistige Persönlichkeit des andern kennt sie nicht, und an ein Leben nach dem Tode glaubt sie nicht. Diese selbstsüchtige Liebe, die nur vom andern ihr Erden Glück zu ernten, oder in ihm es weiter genießen zu können hoffte, — diese Liebe hat ordentlich ein Recht darauf, unbelehrbar und untröstlich nur am Kultus ihres Schmerzes hängen zu bleiben; denn sie will ja sich selbst nicht in den Tod geben und ihre eigene Lust nicht missen. Muß sie es an Gräbern doch, dann ist sie ebenso verzweifelt, wie verblendet und schreit auf den Himmel: „Bist du ein Gott der Liebe, daß du mir das antun konntest!?“ Eine Frau hat, als sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhielt, die Bibel aus dem Fenster geworfen! Wenn sie aber noch ein Ohr haben für das Zeugnis des Geistes Gottes, dann müssen sie die Antwort bekommen: „Gerade weil ich ein Gott der Liebe bin und das wahre Wohl deines Heimgegangenen und dein eigenes im Auge habe, mußte ich euch trennen. Solang der Gatte der Gattin, der Sohn der Mutter Abgott ist, schaden sie sich gegenseitig mit der blinden, törichten Liebe, und ihr Herz bleibt verschlossen für mich und die Ewigkeit. Solang solch ein irdisches Traumglück sie gefangen hält, merken sie von ihrer Sünde wenig und begehren keines Heilandes und keiner Hilfe. Erst der scharfe Schmerz der Trennung reißt die Hüllen jenes Traumes entzwei und treibt euch vorwärts, Trost zu suchen. Und dann kommt zu mir, dem Gott alles Trostes!“

Und jetzt ist für solche Trauernde in Christi Auferstehung ein neuer Trost vorhanden, den sie früher ohne die schmerzende Herzenswunde nie begehrt oder verstanden hätten. Das ist erstens die neue Persönlichkeit Jesu, wie sie nach Ostern sich den Jüngern zeigte. Was alles an ihm verklärt und über die Schranken des Raumes und der Zeit erhoben war, — man erkannte ihn doch an gewissen Merkmalen: die Jünger in Emmaus an der unnachahmlichen Hand-



bewegung, wie nur er das Bröt brach, — Maria an dem eigentümlichen Klang seiner Stimme und der Betonung, wie er ihren Namen rief — und alle an den Wundenmalen und dem wunderbaren Frieden, der von seiner Persönlichkeit ausging.

Was für ein Bild unserer draußen gefallenen Brüder soll denn bleibend in unserer Erinnerung schweben? Nicht der von Granatsplintern zerfetzte blutige Körper in der zerrissenen feldgrauen Uniform, sondern ihre ganze bewußte Persönlichkeit mit dem geistigen Ausdruck der Züge, wie sie mit ihren Gedanken und Gefühlen in ihren reinsten Stunden auf Erden waren, wo unsere Seele ihre Seele erkannte und liebte. Dieses Bild geht zum Wiedererkennen mit in die Geisterwelt und da kann man ruhig sagen: der Tod ist ein guter Maler, er streicht hier einen kleinen häßlichen Schatten fort, und löscht dort eine eigensinnige Falte oder einen Zug böser Laune weg, so daß bei aller Ähnlichkeit zum Wiedererkennen ein Sonntagsantlitz voll Harmonie und Freudigkeit entsteht. Sollte das vielleicht der Wirklichkeit entsprechen, wie Gott jetzt eben unsere Heimgegangenen ansieht? Denn daß er sie sieht, und daß sie in seiner Hand sind, ist gewiß; hat doch Jesus selbst gesagt: Ihm leben sie alle! Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen!\*

Und der andere Trost der Auferstehung Jesu lautet: wir und sie werden einst auferstehen mit einem neuen verklärten Leibe. Das ist der laute Segen des Grabes Christi über den stillen Gräbern der Seinen. Der erste Regenbogen war ein Wunder, — der zweite und alle folgenden nicht mehr: jetzt müssen Lichtstrahlen und Wassertropfen diese schöne Farbenwirkung erzeugen; es ist ein Naturgesetz daraus geworden. Jesu Auferstehung war ein Wunder, — deine und meine nicht mehr; sie folgt mit Naturnotwendigkeit, wenn wir Jesu angehört haben durch den Glauben.

Zu solcher Auferweckung bedarf Gott nicht der einzelnen Teile unseres jetzigen materiellen Leibes. Unsere ganze Persönlichkeit mit ihrer besonderen Eigenart, daran man sie erkennt, wird einen neuen Stoff zum Bilden des neuen Leibes erhalten. Und Gottes unerschöpflicher Reichtum im Bilden stets originaler Menschen garantiert uns, daß er nicht zu arm sein wird, den ewigen Leib reich und schön auszugestalten, wenn er doch dem fürs kurze Erdenleben be-

---

\* Über meine Hoffnung für manche, die hier noch nicht zur vollen Klarheit kamen, vergl. m. Buch „Auferstehung“, S. 110 ff.

stimmten Leibe schon soviel Gaben und Kräfte verlieh! Auf der neuen verklärten Erde werden wir dann als die neuen verklärten Menschen ohne Sünde, Krankheit, Schmerz und Tod eine neue wunderreiche Wirksamkeit entfalten. Wie wird da Kunst und Wissenschaft und Verkehr unter den Völkern blühen, wenn keine Blindheit, kein Eigennuz und keine Sünde störend dazwischen stehen. Wieviel von dem, was einer hier auf Erden gelernt hat und geworden ist, wird dort noch ihm bei der vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit zum Segen sein!

Unsere Kriegsgräber! Sie werden dann ihre Toten wiedergeben, wenn der Herr ruft: „Kommet wieder, Menschenkinder!“ Haben unsere Soldaten beim Abschied gesungen, daß es einem tief erschütternd in die Seele schnitt: „Die Vöglein im Walde, die sangen wunderschön — in der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn“, dann nehmen wir dem heimatsdurstigen Deutschen das Wort vom Munde und formen es um in christlich-gläubigem Sinn und ich möchte unsern Gefallenen allen nachrufen: Das tiefe, unbeschreibliche deutsche Heimweh wieder zurück

„Ins Land so hoffnungsgrün,  
Das Land, wo seine Rosen blühn,  
Wo seine Träume wandeln gehn,  
Und seine Toten auferstehn!“ .....

ist euch allen nur als ein starker Anstoß mitgegeben, damit es sich wandelt in die Sehnsucht nach der ewigen Heimat im ewigen Licht. Da werden unsere Toten wirklich auferstehn! Da winkt wirklich ein Wiedersehen ohne neue Trennung, da wird das heiße Verlangen der Menschenseele nach vollkommenem Glücke erst wirklich erfüllt! Alles durch Christi Grab, d. h. durch sein Sterben und Auferstehen.

Solltest du nicht heute dich solcher Botschaft öffnen, der du um Trost bange bist? Gib dich dem heimlichen Liebeswerben Christi hin, damit er dein Herz laben kann mit ewigem Leben. Je wahrer und wirklicher deine Hingabe an Jesus ist, desto mächtiger flutet sein Leben in deins hinein und desto mehr kannst du wirklich tun für ihn. Dadurch aber, daß durch deinen Wandel Jesus geehrt wird und durch dein Tun Jesus weitergetragen wird zu andern, dadurch steigt nicht nur die Höhenlage deines Christentums, sondern auch die deiner Umgebung; und das Steigen der letzteren trägt wieder dich und treibt dich höher hinauf. Laß dich von Jesus recht fassen und

führen, damit du andere recht fassen und führen lernst. Je mehr du dein Eigenleben an Jesus verlierst, desto mehr Macht über das Leben anderer bekommst du.

Und damit bin ich am Vermächtnis derer angelangt, die in unsern Kriegsgräbern liegen. Jedes Grab ist ein Vermächtnis und verlangt Testamentvollstrecker. Wieviel mehr alle diese Gräber, wo die Helden gebettet wurden, die nicht für sich den „Strohtod“ starben oder an ihrer Sünde zu Grunde gingen, sondern freiwillig für uns das liebe Leben ließen. Haben sie uns nichts zu predigen? Liegt nicht eine gewaltige soziale und politische Predigt in dem Tode des Kriegsfreiwilligen sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Frank? Oder ebenso wenn der sterbende Prinz von Meiningen befiehlt: „Begrabt mich nicht daheim in der Fürstengruft bei meinen Ahnen, sondern hier draußen bei meinen lieben gefallenen Kameraden aus dem Volk!“ Mir ist zu Sinne, als sähe ich die gefallenen hunderttausend deutschen Männer und Jünglinge heute aufstehen und herkommen im blutigen Kleid; sie heben die Schwurhand in die Höhe und rufen uns zu:

„Schwöret, daß ihr uns nicht vergessen wollt! Daß ihr nicht ruhen wollt, als bis unser Vaterland, für das wir starben, frei und stark vor allen Völkern stehen kann im herrlichen Schmuck des Friedens. Schwört, daß ihr nach dem Kriege die in Blut und Tod geschmiedete Einheit nicht freventlich zerreißen wollt in kleinlichem Parteigezänk. Schwört, daß ihr unsere Frauen und Kinder nicht verkommen und darben lassen werdet; auch daß keiner der im Kampf verstümmelten Kameraden sein Brot vor fremden Türen betteln muß!“

Nicht wahr, das ist ein Vermächtnis, dem wir aus tiefstem Herzen zustimmen. Wir könnten noch manches hinzufügen, was als ein Vermächtnis des Krieges an den Frieden aussieht.

Hat der Krieg nicht aus der Kirchengaustrittsbewegung eine Kirchengaustrittsbewegung gemacht? Wieviel religiöse Bekenntnisse und Umwandlungen werden berichtet. Vor dem Kriege klagte die Tochter schluchzend: „Der Vater schlägt mich auf die Hände, wenn ich sie zum Gebete falte!“ Aber als er fortzog in den Krieg da sagte er: „Betet für mich, daß ich wiederkomme.“ Vor dem Krieg kämpften manche gegen das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchenliedern; jetzt hat sich gerade dieser spärliche Schatz,



den man mitgenommen als „die eiserne Ration“, im Augenblicke höchster Gefahr bewiesen. Da möchte man auch rufen: „Schwört alle, daß ihr das nach dem Kriege nicht wieder vergessen wollt!“

Und damit wären wir am Schluß. Was einem recht ist, das ist dem andern billig: wenn wir selbstverständlich das Vermächtnis unserer Kriegsgräber hochhalten wollen, dann darf ich nicht von Christi Vermächtnis schweigen an seinem Todestag. Er wies seine beiden liebsten Menschen aufeinander hin: Weib, siehe das ist dein Sohn! und zu Johannes sagte er: Siehe, das ist deine Mutter! Sie sollten die ganze irdische Liebe, die sie zu seiner Person gehabt hatten, von nun an auf einander wenden. So ist Jesu großes Vermächtnis: Liebet euch untereinander! Tod aller Selbstsucht und aller harten Absperrung des Herzens gegen die andern, — liebet euch um meinetwillen, liebet den andern an meiner Stelle! Dann wird die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid!



## Wir haben Gott ins Herz gesehn . . .

Wir haben Gott ins Herz gesehn  
Und drinnen lauter Lieb' gefunden.  
Uns eint mit ihm, trotz aller Wunden,  
Die er uns schlug, ein tief Verstehn.

Ob wir des Lebens Grund geschaut,  
Sich öffnen sah'n der Tiefe Brunnen:  
Wir sehn vor uns im Licht der Sonnen  
Auch Höh'n, von reinster Luft umblaut.

Wir werden mutig weitergehn,  
Selbst um das Liebste nicht mehr klagen  
Und lächelnd zu einander sagen:  
Wir haben Gott ins Herz gesehn!

A. v. Drygal'ski.

„Wenn die Kunst die andern Funktionen zerstört und sich als den einzigen Wert des Lebens durchsetzen will, geht sie unter. Wenn der Künstler nicht mehr denken und nicht mehr wollen kann, kann er auch nichts mehr gestalten; er braucht aber, um zu denken, die Wahrheit und, um zu wollen, das Recht.“ (Schlatter.)

\* \* \*

„Ehre mich einen Finger breit und ich schenke dir mein Heil wie meine Hand so lang; ehre mich dein Leben lang und ich schenke dir das Heil eines unendlichen Lebens.“  
(Chinesisches Sprichwort.)

## Der Sturm auf den Loretto.

Feldpostbrief von Hans Keller.

### I.

Nördlich von Urras erhebt sich eine Höhe, die weit hinaus das Land beherrscht. Eine Wallfahrtskapelle schmückte im Frieden ihren Gipfel. Es ist die Notre Dame de Lorette, vielgenannt in den ersten Märztagen. Eine alte Sage geht hier durchs Volk: Wer in einem Kriege diese Lorettohöhe nähme, der würde Beherrscher des ganzen Landes umher werden. Noch niemals wäre bisher ein Feind über diese Höhe hinübergekommen.

Deutsche, wie Franzosen suchten diesen Loretto in ihren alleinigen Besitz zu bringen. Seit Monaten hatte man sich auf der Erde und unter der Erde vorgearbeitet. Schützengräben und Sappen wurden gegraben, Minengänge vorgetrieben. Aber wie oft hatten Granaten wieder alles zusammengerissen. Die Kapelle war längst schon ein Trümmerhaufen, kein Stein mehr auf dem anderen. Da brachte endlich der 3. März den lang erwarteten Sturm.

Am Tage vorher fühlte es jeder von uns, daß Großes in der Luft läge. Manche Unzeichen ließen auf das Kommende schließen.

Der Morgen war da. Schon früh standen wir auf einer Höhe in der Nähe des Fesselballons, der bereits wieder hoch oben schwebte. Unvergeßlich, was sich Auge und Ohr bot: dämmrige Dunkelheit, leiser Regen, stoßweiser Wind. Dann erzitterte die Luft. Furchtbare Explosionen sah man durch den nebligen Sprühregen auf dem Ramme der Lorettohöhe. Die großen Minen waren aufgefliegen und damit die ersten französischen Schützengräben in die Luft gesprengt. Unsere Soldaten auf dem Loretto haben diese Sprengungen empfunden wie ein furchtbares Erdbeben, das den Berg in seinen Grundfesten erzittern ließ, begleitet von einem unheimlichen, dumpfen Grollen. Dann setzte eine Kanonade unserer ganzen Artillerie ein. Von einzelnen Schüssen hörte man nichts, es war ein lang hingestrecktes Brüllen,

das uns in tiefster Seele erbeben ließ, denn dort starben jetzt Unmengen von Menschen, die vielleicht eben noch von Heimkehr und Wiedersehen geträumt hatten.

Gleichzeitig mit dem Eingreifen der Artillerie begann der Sturm unserer Infanterie. Mit unglaublicher Schnelligkeit waren die Tapferen aus ihren Schützengräben heraus, im nächsten Augenblick schon über die ersten, zersprengten, feindlichen Gräben hinweg, und dann ging es unaufhaltsam vorwärts. Nur dort, wo nicht unterminiert war, und die Stürmenden gegen Drahthindernisse anrannten, da gab es ein wirkliches Kämpfen und Ringen. Aber auch hier brach die Gegenwehr schnell zusammen. Unsere Leute mußten fast gewaltsam zurückgehalten werden, damit sie nicht im Feuereifer über das festgesetzte Ziel vorwärts drangen. An einzelnen Stellen hatten sie es doch getan und mußten wieder zurückgeholt werden. Es war ein siegreicher Sturm, wie ihn unsere Truppen seit einem halben Jahre nicht mehr mitgemacht hatten. Dabei waren die Verluste ungemein gering, und die wenigen Verwundeten kamen in gehobener Stimmung zurück, so daß man seine helle Freude an ihnen hatte.

Dann aber kam der Nachmittag. Gegen 4 Uhr setzte ein furchtbarer Gegenangriff der Franzosen ein. Solch' ein Geschützfeuer hatte unsere Division im ganzen Kriege noch nicht erlebt. Der ganze Loretto war in Rauch und Qualm gehüllt. Mit einem Meer von Artilleriegeschossen wurden unsere armen Kameraden dort vorne überschüttet. Die Schützengräben stürzten ein, die Leute unter sich begrabend. Die schweren französischen und englischen Granaten rissen Löcher von 10—12 m Breite und 4—6 m Tiefe. Den großen Trichter, den eben ein Geschosß gebohrt hatte, schüttete das nächste vielleicht wieder zu. Da zerriß eine dieser Riesengranaten eine ganze Gruppe Soldaten, die nächste begrub die Toten mitleidig durch die von ihr aufgeschleuderten Erdmassen. Das Herz blutete einem, auch wenn man es nur aus der Ferne ahnen konnte, was dort auf der Höhe vor sich ging. Und doch hielten unsere Füsilier und Musketiere stand und wichen um keine Haarsbreite. Was von unseren Truppen hier geleistet worden ist, davon wird man sich in der Heimat kaum eine Vorstellung machen können. Im zerschossenen Graben lagen sie zum Teil ohne jede Deckung dem feindlichen Feuer preisgegeben, so daß man sie für erledigt halten mußte. Und doch — als die französische Artillerie schwieg, und die Infanterie in großer Übermacht zum Gegensturm



antrat, da schossen die Überlebenden mit einer Ruhe und Genauigkeit Kugel um Kugel ab, da arbeiteten die Maschinengewehre mit einer Sicherheit, daß nach wenigen Minuten der ganze große, durch Artillerie so glänzend vorbereitete Gegenangriff jammervoll und blutig zusammenbrach. Damit war das Schicksal des Tages besiegelt. Der blutgetränkte Loretto war endgültig in unserer Hand.

## II.

Die Nacht war hereingebrochen. Der Kampf hatte ausgetobt, aber so manches Soldatenherz schlug nicht mehr. Was noch lebte, das begann zu graben und zu schanzen. Bis zum Morgen mußten die Schützengräben wieder einigermaßen hergestellt sein, um Schuß bieten zu können. Wessen man habhaft werden konnte, das benutzten die Soldaten, um Brustwehren zu bauen.

Währenddessen rückte die Sanitätskompagnie vor. Durch Schlammlöcher und Wassergräben kriechend, über Leichen von Freund und Feind stolpernd, so arbeiteten sich die Kameraden vom Roten Kreuz heran. Hatten sie die Verwundeten gefunden, dann sah man die Bahren von vier Mann getragen vorsichtig wieder bergabwärts wanken. Eine folgte der anderen, dazwischen schlichen müde und matt die Verwundeten, die noch selbst gehen konnten, ein rechter Kreuzeszug. Drunten im Tal wurden sie nochmals schnell verbunden, und dann führten Wagen sie auf unseren Hauptverbandplatz. Dort lagen bald Reihen von Bahren mit ihren schmerzreichen Lasten in der großen Turnhalle einer Schule. Das unruhig flackernde Gaslicht gab dem ganzen Bilde erst recht einen fast grauenhaften Schein. Wieviel junges Mannesleben zerbrochen, wieviele rasend brennende Wunden, wieviel Blut und Schrecken auf einem kleinen Flecke.

Da ist es eine schwere Kunst Seelsorger zu sein. Körperlich und seelisch durch den ganzen entsetzlichen Tag zusammengebrochen, durch Blutverlust geschwächt, durch Schmerzen gequält, unfähig zu denken und zu beten — so lagen unsere armen Kameraden vor uns. Was für ein Zuspruch kann da überhaupt wirken? Nur das Einfachste, das Altbekannte, das ist hier am Platz. Was sie gelernt in Schul- und Konfirmandenunterricht, was ihnen an Bibelsprüchen oder Liederversen in Fleisch und Blut übergegangen war, dem allein traut man in solcher Stunde noch Wirksamkeit zu. Solche Worte grüßen sie gewissermaßen als gute Kameraden vom Elternhaus her und von ihrer Kindheit goldenen Tage. Dadurch wird der müde Geist wieder

angeregt, das erfrischt und erquickt ihn. Damit haftet wieder etwas, an das sie anknüpfen können, das sie ablenkt von den Schrecken des schweren Tages. So machte ich auch bei den Opfern des Lorettosturmes dieselbe Erfahrung, wie schon oft während des Feldzuges: Alle Menschenweisheit, alle fromme Phrase versagt völlig, auch ein freies Gebet hat selten Erfolg. Aber die einfache, schlichte, knappe Sprache unserer Bibelsprüche und Gesangbuchverse, die findet den Weg zum wundesten Herzen. Darum verzichte ich Schwerverwundeten gegenüber, die gerade eingeliefert sind und sehnächtig auf das Messer oder den Verband des Arztes warten, auf alle eigenen Worte. Man macht ihrer auch leicht zuviel, und ehe man fertig ist, hat den Patienten vielleicht das Bewußtsein wieder verlassen. Ein bekanntes Wort aber, das er kennt und an das er nur erinnert wird, das hilft ihm auch dann im Operationszimmer und mag ihm unter Umständen ein Wegweiser zum Himmel werden, wenn er den blutigen Tisch nicht mehr lebend verlassen sollte.

Diese auf Verbandplätzen oft gemachte Erfahrung — bei regelrechter Lazarettseelsorge liegt manches anders — hat mir so recht gezeigt, daß der Segen auswendig gelernter Sprüche und Liederverse nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Im viel geschmähten Memorieren liegt unendlich viel Gutes. Es kann natürlich übertrieben werden. Aber sollte mich Gott gesund wieder in meine Friedensarbeit heimführen, dann werde ich auf Grund meiner Kriegserfahrungen am Memorierstoff des Religionsunterrichts niemals etwas streichen um der Bequemlichkeit der Schulkinder wegen, wie ich es in meiner Gutmütigkeit früher wohl gemacht habe. Es wäre ein Unrecht. Sollten unsere Kinder — sagt man doch jede Generation hat ihren Krieg — auch eine solche schwere Zeit erleben, dann müssen sie diesen eisernen Bestand auch besitzen, für den sie nicht dankbar genug sein können.

### III.

Noch drei solcher furchtbarer Tage voller Gegenangriffe folgten, noch manche schwere Stunde auf unserem Hauptverbandplatze, daß einem das Herz schier brechen wollte. Längst waren sächsische und bayrische Kameraden in die Breschen gesprungen, die feindliches Eisen in unsere badischen und preussischen Truppen gelegt hatte. Dann kam der Sonntag. Im großen französischen Gotteshause, da saßen und standen dichtgedrängt an 2000 evangelischer Offiziere und Soldaten,

für die der Name der Lorettohöhe für alle Zeiten unauslöschlich eingeprägt bleibt. Zu kurzer Ruhe waren sie abgelöst worden. War es da nicht natürlich, daß jeder von seinem Pfarrer nun auch an dieser Stätte ein Wort über den Loretto erwartete? Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, das fühlte ich deutlich. Darum bot sich mir nach kurzem Suchen der Text, der wohl am besten das sagt, was wir alle empfanden: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt's viele Früchte.“

Fast wehmütig klagend setzte die Regimentsmusik mit dem Vorspiel ein: „Ich hatt' einen Kameraden“ und führte damit unser aller Gedanken hinaus auf das blutgetränkte Schlachtfeld der nahen Lorettohöhe. Und so gedachten wir auch im Eingang der Predigt unserer Kameraden, die in den vergangenen Tagen ihr Leben gelassen. Was für schreckliche Bilder standen vor unseren Augen, ein Riß ging durch unsere Seele. Die zerschossene „Trompete von Bionville“ meinten wir zu hören:

„Um die Toten klagte die Wunde,  
Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,  
Um die Brüder, die heute gefallen,  
Um sie alle, — es ging uns durch Mark und Bein —  
Erhob sie gebrochenes Lallen.“

Mit all dem konnte uns nur ausöhnen der Gedanke, daß diese Saat des Todes draußen eine Saat ist auf neues Leben. Das war ja auch der Gedanke des Johanneswortes vom Weizenkorn.

Im Blick auf die draußen von unseren eigenen Truppen begonnene Sämannsarbeit ließ sich anschaulich nachweisen, daß nur durch Ersterben die Kräfte des Weizenkornes zur Entfaltung kommen. Erst die Todesaat des Samenkornes verwandelt den trostlos kahlen Sturzacker in das wogende Kornfeld, über das dann die heiße Sommerluft den Ruf zittern läßt: Reif zur Ernte.

Ebenso war es ihm gegangen, der dieses Wort gesprochen, dem Herrn der Passionszeit. Jesu Leben der Liebe zog vor unseren Augen vorüber und dann entrollte sich unseren Blicken ein Bild seines martervollen Sterbens. Unsinnig scheint dies Geschehen zu sein, und doch ist es das Geheimnis seines Segens für die Menschheit: die Saat des Todes — eine Saat auf Leben.

Von diesem Ausblick gedachten wir dann unserer gefallenen Kameraden vom Lorettoberge. Wieviel Segen wird nicht unser Volksleben



von ihrem Tode haben. Wieviele sind nicht durch den Tod ihrer Kameraden zu gleichem Feuergeist und gleichem Opfermut angefeuert worden. Ihnen verdanken wir die Tatsache:

„Kräfte, die wir selbst nicht kannten,  
Feuer, die verborgen brannten,  
Lodern auf in heller Blut.“

Das ließ sich vor allem auf zwei Gebiete anwenden, auf das nationale und das religiöse. All die vielen Familien, die Opfer gebracht haben, sind vor allem interessiert für diesen Krieg um Deutschlands Sein. So siegt der nationale Gedanke über den internationalen. Es ist ein Kampf für das Deutschtum, der damit naturgemäß die Deutschen zusammenführt. Beim Sturm auf den Loretto halfen sich treulich Truppenteile aus allen Gauen unseres Vaterlandes. Nebeneinander haben sie gekämpft, nebeneinander empfangen sie die tödliche Wunde und nebeneinander sanken sie ins Grab. Im Gedanken an sie fühlen wir uns zusammengeschmolzen zu einer großen Einheit.

Ebenso soll die Todesaat zu einer Aussaat auf Leben werden in religiöser Beziehung. Wieviele daheim haben in Sorge um die Lieben draußen oder in der Trauer um die Gefallenen den Weg gefunden zu Gott, der Wunden schlägt, aber auch verbindet. Wieviele im Felde haben angesichts ihrer sterbenden Kameraden es gelobt: „Wenn Gott mich nach der Heimat zurückführt und mir langes Leben und Gesundheit gibt, will ich noch einmal davor stehen und überdenken, ob ich denn in meinen Augen wert bin, daß ich einst aus diesem Feuerloch lebend herauskam.“ Das soll die Lebensaat sein: es muß wirklich ein neues religiöses Leben einsetzen, wenn Gott uns den Sieg gibt und uns zu einem Weltvolke macht.

So schafft Gott auch durch diese Todesaat vom Loretto neues Leben. Wenn wir das beherzigen, dann schauen wir unsere gefallenen Kameraden draußen anders an. Wir danken ihnen, daß sie gelitten für andere, daß sie gestorben, damit wir Frieden und Segen hätten. Warum Gott gerade diesen Weg einschlägt, das wissen wir nicht. Wir fragen auch nicht warum, sondern wozu? Der Krieg mit seinen Opfern bleibt uns im Blick auf unseren Text eine Saat auf Ernte.

Das war für mich der Sturm auf den Loretto mit seinen unmittelbaren Folgen für meine pfarramtliche Tätigkeit. Solche Tage bringen Eindrücke, die wohl zeitlebens nicht mehr ausgelöscht werden können.



## Aus meinem Leben 21.

Wenn ein beliebter Pfarrer seine Gemeinde verläßt, gibts nicht nur schmerzliches Zerreißen von hundert feinen Fäden, mit denen Herzen an ihn gebunden und durch die er sich selbst an sie gefesselt fühlt, sondern es kommt ein etwas häßlicher menschlicher Zug zu Tage, der gleichsam Helferdienste leistet, um die Trennung zu erleichtern. Einige seiner eifrigsten Anhänger, die sich vorher in Menschenvergötterung nicht genug tun konnten, werden nämlich durch sein Fortgehen in ihren „heiligsten“ Gefühlen dermaßen gekränkt, daß sie ihm solchen „Treubruch“ nicht verzeihen können. Wunsch des Konsistoriums, eine größere Tätigkeit oder persönliche Überzeugung des scheidenden Pfarrers wiegen in diesem Augenblick gar nichts. Die gekränkte Liebe kann sich nicht beherrschen und schlägt in empörte Bitterkeit um. Davon habe ich sieben Jahre später bei meinem erzwungenen Fortgang aus der Krim zum zweitenmal manches erfahren müssen, und 1898 in Düsseldorf erst recht!

Andere überboten sich freilich in Liebe und beschworen mich, doch dazubleiben. Junge Mütter drohten mir mit Tränen, sie würden sich mit ihren Säuglingen vor die Räder des Wagens werfen, der mich fortführen sollte! Andere Seelen kamen jetzt erst zur Erkenntnis, was meine Predigt ihnen gewesen war und bekehrten sich im letzten Monat meiner Grunauer Arbeit. Es versteht sich von selbst, daß alte Feinde jetzt mit neuem Mut ihr Haupt erhoben und sich gegen mich ins Zeug legten.

Es war aber nichts mehr dran zu ändern und die feilschen Erschütterungen waren ungeheuer, als ich meine Abschiedspredigten in den größten Gemeinden hielt. Schmerzlich war es uns auch, daß wir alles an Möbeln, Hausgerät, Wagen, Pferden usw. verkaufen mußten, weil in der Krim ganz andere kultiviertere Verhältnisse waren und der Transport zu teuer gewesen wäre. Da geht einem ordentlich ein Stück des Herzens unter dem Hammer des Auktionators nach dem andern hin, wenn die leblosen Zeugen des ersten eigenen Hausstandes und Eheglücks in fremde Hände übergehen.

## II. Theil.

### In der Krim.

Im Sommer 1884 zogen wir im Pfarrdorf Neusatz ein. Der Neubau des Pfarrhauses war noch nicht ganz fertig und so mußten wir uns zuerst in der großen Schulstube einrichten. Da wohnten wir, meine Mutter, zwei Kinder und zwei Dienstmägde etwa vier Wochen lang. Für mich setzte gleich eine angestrengte Arbeit ein. Acht Wochen später wurde unser drittes Kind, Maria, schon im neuen Pfarrhause geboren. Hans und Grete waren in Grunau geboren worden.

Wenige Tage nach der Geburt der Kleinen reiste ich auf ein Missionsfest, das etwa zehn deutsche Meilen entfernt gefeiert wurde. Am andern Tage rief mich eine Hiobsbotschaft heim: meine Mutter hatte, das Neugeborene auf den Armen vor dem Bette meiner Frau stehend, einen Schlaganfall erlitten. Das Kind flog noch auf das Bett, so daß meine Frau es ergreifen konnte, — meine Mutter aber brach röchelnd, bewußtlos vor dem Bette zusammen. Die Hilferufe meiner Frau hörte längere Zeit niemand. Die Dienstmädchen waren weit hinten im Garten beschäftigt.

Als ich heimkam, fand ich drei Kranke! Meine Mutter immer noch bewußtlos, meine Frau in starkem Fieber und die Kleine natürlich auch erkrankt. Dabei war der nächste Arzt fünf Stunden weit! Da gab es für mich drei unsäglich schwere Tage. Geldmangel, Amtsarbeiten, Pflege der Kranken, weil man weit und breit keine Pflegerin bekommen konnte, und dazu Unannehmlichkeiten mit den Bauern im Pfarrdorf. Beten konnte ich nicht, — es war, als ob der Himmel ehern war, — aber ich habe mich durch den kleinen Vers über Wasser gehalten, den ich wohl hundertmal leise wiederholte:

„Ich bin in des Heilands Hand  
Und er wird mich ewig fassen!  
Hat zuviel an mich gewandt,  
Um mich wieder los zu lassen!“

So ging denn auch diese schwere Prüfung glücklich vorbei. D. h. so ganz schnell doch nicht. Denn meine Frau kränkelte noch bis zum Frühjahr und meine Mutter erholte sich wohl, was ihren Geist und die Beherrschung der Sprache anlangte, aber Hand und Fuß der rechten Seite blieben bis zu ihrem Heimgang, und der erfolgte erst nach vierzehn Jahren, gelähmt. Was für eine Schule für ihren Feuergeist und ihr lebhaftes Temperament! Da kam erst die Abklärung und das Stillewerden, worauf der heilige Geist es bei seinen Schülern anlegt. Was habe ich doch von beiden Eltern lernen können! Der Vater war die letzten zwanzig Jahre seines Lebens fast ganz blind und die Mutter vierzehn Jahre gelähmt!



Sehr bald stellte sich nun heraus, daß meine Mutter bei uns nicht die richtige Pflege haben konnte. Meine Frau bedurfte selbst der Pflege, — am Weihnachtsfest 1884 hatte ich Mutter und Frau zur Bescherung ins Weihnachtszimmer zu tragen! — und ich war durch meinen Beruf gezwungen, oft wochenlang von Hause abwesend zu sein. Dazu gab es weder Arzt, noch Pflegerin am Ort. So bat meine Mutter, ich solle sie nach Dorpat bringen, wo ihre Mutter mit zwei Tanten von mir noch lebte. Das war eine Reise! Fünf Tage und vier Nächte Eisenbahnfahrt und bei jedem Umsteigen — und das war sechsmal nötig, — trug ich meine Mutter die langen Perrons und die Treppen hinunter und herauf!

Doch genug von den persönlichen Sachen! Die Arbeit war ja doch die Hauptsache und darin war die Krim reicher als die erste Pfarre! Freilich gab es viel Abwechslung, die eine Art Belebung und Erfrischung in sich trug. Wenn man zweihundertsiebzimal im Jahr predigt, bald deutsch, bald estnisch — und sehr selten russisch, — dann brauchte man doch nicht mehr neue Predigten auszuarbeiten, als ein Pfarrer es muß, der sechszimal im Jahr an derselben Stelle predigt! Dieselbe Predigt, die ich Sonntag vormittag im Pfarrdorf gehalten, konnte ich mit geringen Veränderungen nach durchfahrener Nacht am Montag in Sebastopol halten, denn das lag über hundert Kilometer davon entfernt. Wenn ich die Gedanken etwas schlichter ausgedrückt ins Estnische überfeste, konnte ich sie im estnischen Gottesdienst, den ich Dienstag im Estendorfe hielt, wieder brauchen.

Gereist bin ich damals viel mehr, als in meinem ersten Kirchspiel. In manchen Jahren, wo noch eine Fahrt nach Petersburg oder Moskau, Charkow oder Odessa, wohin man mich zu Missionspredigten eingeladen hatte, dazu kam, überschritt ich siebzehntausend Kilometer. Wieviel davon aber nicht im bequemen Eisenbahnwaggon oder Dampfschiff, sondern auf den verschiedensten Wagen und bei schlechten Wegen! Wieviel Ritte dazwischen! Nach meinen Aufzeichnungen habe ich in den siebeneinhalb Jahren meiner Krimer Arbeitszeit genau zweihundertfünfundneunzig Nächte im Wagen zugebracht! Oft genug war es ein offener Kolonistenwagen, so daß von Schlaf oder Schutz vor dem Regen keine Rede war. Aber Goethe sagt mit Recht: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen.“ Und doch ist das Fleisch und Blut des Menschen so erpicht auf eine möglichst lange Reihe guter Tage! Ob dahinter nicht noch etwas Höheres steckt: daß wir veranlagt sind auf die herrliche Ruhe des Volkes Gottes, die wir auf der neuen Erde in ewiger Gesundheit und Schönheit genießen sollen? Dort wird uns dieser lange Ferienaufenthalt nichts mehr schaden!

Es versteht sich von selbst, daß diese vielen Reisen mir außer den körperlichen Anstrengungen sehr viel interessante Erlebnisse und Bekanntschaften eintrugen, deren Echo meine kleinen Erzählungen in

den Sammelbändchen: „Aus Rußlands Steppen“, „Von hüben und drüben“, „Heimwärts“, „Seine Spuren in der Steppe“, „Steppenbilder und Steppenleute“ u. a. m. deutlich wiederklingen lassen. Man lernt dann Land und Leute gründlich kennen und kann sich später ein Urteil über beides erlauben. Außerdem gab es so manche Bewahrung vor Gefahren, so manche augenscheinliche Gebetserhörung, so manche Gelegenheit, wo ich die Größe Gottes in Kleinigkeiten bewundern mußte, daß ich jene anstrengende Zeit um keinen Preis aus meinem Gedächtnis und Erleben verlieren möchte! Gott sei gelobt für alles!

Der größte Teil der Halbinsel Krim war nach Brockhaus früher eine unfruchtbare Weidesteppe, die nur zahllosen Schafferden Nahrung bot. Das mag daher gekommen sein, daß der tatarische und russische Bewohner der Steppe mit einem winzigen Pfluge, vor den ein mageres Pferdchen gespannt war, oberflächlich nur im Rasen gekratzt hatte! Als die deutschen Kolonisten kamen, schmiedeten sie sich gewaltige Pflugscharen, spannten drei Paar starker Ochsen vor den Pflug und rissen die tausend Jahr alte Wurzelfschicht um. Drunter war fast ein Meter Humus! Kein Wunder, daß die Gegend jetzt so fruchtbar ist, daß man die Namen mancher Stationen, wo die Weizenmassen zusammenfließen, an der Londoner Börse kennt! Nachdem außerdem eine Menge artesischer Brunnen und Windmotore das Wasser tief aus der Erde heraufgeschafft haben, gehört jene einst verachtete Steppe zu den wertvollsten Fleckern der Welt. Vor fünfzig Jahren konnte man noch für eine Mark einen Morgen dieses Landes kaufen, — jetzt kostet er bis zu zwei- und dreihundert Mark! Darum hat die Schafzucht hier auch fast ganz aufhören müssen und dem vorteilhafteren Weizenbau Platz gemacht.

Der größte Teil meiner Gemeinde wohnte in kleinen Dörfern oder Gütern auf dieser Steppe, während im Waldgebirge der südlichen Krim nur wenig deutsche Dörfer sich befanden. Durch das Gebirge wird die Südküste der Krim vor den Nordwinden geschützt und hat bisweilen im Winter, wenn Schneestürme über die Steppe brausen, blühende Rosen und Veilchen im Freien. An dieser Südküste lagen Sebastopol und Jalta, beides Orte, die ich mehrmals im Jahre besuchen mußte. In der Gouvernementsstadt Simferopol war monatlich wenigstens ein Gottesdienst angesetzt. Eupatoria hatte eine so kleine deutsche Gemeinde, daß ich meiner Erinnerung nach nur zweimal in der ganzen Zeit dort Gottesdienst zu halten Gelegenheit fand.



# Aus der Briefmappe des Evangelisten.



Frau von D. Sie mögen Recht haben mit der Behauptung, daß, wenn der Krieg mit den blutigen Waffen vorüber sein wird, ein anderer Krieg mit geistigen Waffen in unserem Volk entbrennen muß, und daß wir Christen gut tun, uns jetzt schon auf solchen Kampf zu rüsten. Trotz meines oft belächelten Erbteils an Optimismus sehe ich diese Seite des Zeitbildes und der Zukunft gar nicht rosig an. Im Gegenteil! Nicht nur das Gute hat einen starken Aufschwung durch den Krieg erlebt, sondern das Böse hat sich auch zu neuem Anlauf ausgeruht, und die Gegensätze zwischen Licht und Finsternis werden schärfer als je aufeinanderplagen. Der Kampf gegen Trunksucht, Anzucht und Unglauben (antichristliche Welt- und Menschenvergötterung) wird viel stärker als früher einsetzen, denn wir werden zu dieser Bewegung viel wertvolle Hilfskräfte unter den aus dem Kriege heimkehrenden Siegern erhalten. Aber auch die Gegenpartei hat ihre besten Streiter jetzt noch draußen! — Sollte es nicht geraten sein, die vorhandenen Strömungen zusammenzufassen, die verschiedenen Vereine und Bestrebungen für ein ganz bestimmtes Gebiet zu interessieren und alle Kräfte an die Erreichung von Möglichem zu setzen? So z. B. gegen Trunksucht und Anzucht alles zu sammeln, was sich an Arbeiten oder Persönlichkeiten der verschiedensten Konfessionen aufbieten läßt? Warum sollte da das blaue Kreuz sich nicht mit der Guttemplerloge, dem „Vortrupp“, dem evangelischen Volksbund und jedem katholischen Mäßigkeits-Verein vereinigen können? Ich schlage für diese neue Spitze den Namen „Gewissensbund“ vor! Wir müssen von einsichtigen juristischen Volksfreunden ein Trunksuchtsgesetz und ein Anzuchtsgesetz ausarbeiten lassen und mit Millionen von Unterschriften dem Reichstag gleich nach dem Friedensschluß einreichen. Wer in dieser Sache etwas tun will und tun kann, der warte nicht länger, sondern wirke in seinem Kreise, solange es möglich ist.

L. M. „Besprechen“ ist ein heidnischer abergläubischer Brauch, — ein Rest der alten vorchristlichen Zauberei, der jetzt noch in unserem Volk im geheimen eine große Rolle spielt. Daß jetzt christliche Anklänge und Formeln dabei zur Anwendung kommen, ändert an dem heidnischen Charakter dieses frevlen Spieles nichts. Man will aus der unsichtbaren Welt durch solches Besprechen Kräfte zur Heilung erzwingen, ohne göttliche Verheißung. Ob es sich um Krankheiten von Menschen oder Tieren handelt, oder Stillung des Blutverlusts, oder Entfernung von Warzen, — das ist alles ganz gleich: gottgewollt ist dieses abergläubische Getue in keinem Fall. Hilft es nichts, dann ist die



kindische Albernheit solcher geheimnisvoller Gebräuche am Tage; hilft es aber wirklich, dann hat man es mit unsauberen Kräften aus der unsichtbaren Welt zu tun. (Darum ist in manchen Fällen dieses „Brauchen“ die Überleitung zu Irrsinn oder Besessenheit.) Wenn es ganz unmöglich wäre, daß Menschen sich auf solche unheimliche Weise irgend eine Hilfe gegen einen Schaden oder Schmerz verschafften, würde Gottes Wort das Zaubern nicht verboten haben. Was unmöglich ist, braucht man nicht zu verbieten. Das hochmütige Lächeln, mit dem manche „Gebildete“ von heute alle diese Vorgänge ins Reich der Märchen verweisen wollen, erinnert mich jedesmal an Goethes Wort: „Der Teufel spürt das Böllchen nie und ob er sie am Kragen hätte!“ Wer Gottes Hilfe nicht erhält, soll sich nicht nebenher auf Umwegen von Gottes Feinden eine Hilfe ertrosen wollen; er könnte darüber in ein anderes Gericht fallen: „daß dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre!“

Zürich. Ihre Antwort werden Sie schon längst erhalten haben, da in Vorträgen und christlichen Blättern diese Frage schon oft besprochen wurde. Der Schutz der Wehrlosen gegen einen grausam quälenden Feind, die Pflicht der Obrigkeit, das Schwert nicht umsonst zu führen und das Gericht Gottes, das sich an Menschen und durch Menschen vollzieht u. a. m. ist ja eigentlich schon Antwort genug. Es ist ein falsches Verständnis der Person Jesu, seines Gebotes der Feindesliebe, ja des Begriffs „Liebe“, wenn man an der Pflicht des Kriegers Anstoß nimmt. Was für harte Worte sind es nicht auch: im Meer versenkt mit einem Mühlstein um den Hals! und wer hat sie gesprochen?

S. N. Die Briefe der Kameraden, des Regimentskommandeurs und des Burschen Ihres lieben Sohnes, der den Heldentod fürs Vaterland gestorben, sind so rührend, so gläubig, so ungekünstelt und echt, daß man sie am liebsten gleich veröffentlichen möchte! Es wären Dokumente für das Christentum und die Gemütsstiefe der deutschen „Barbaren“. Aber, ich habe schon viele ganz ähnliche gelesen und freue mich, daß solch ein Geist unter unsern Offizieren und Mannschaften also nicht selten ist! Gott sei Dank!

A. W. Unerhörte Gebete? Ob es so sehr viel solcher gibt? Wenigstens bei gläubigen Christen, die in der Zucht des Geistes stehen, — sicherlich nicht. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bestreite nicht, daß wir in gewissen Gebieten und nach bestimmten Richtungen hin, oft nicht buchstäblich das erhalten haben, was wir im Gebet genannt hatten. Aber darauf ist zweierlei zu bedenken: 1. Entweder wäre solche Erhörung für uns ein Schaden gewesen — Stein statt Brot, Luk. 11 — oder Gott gab uns soviel heiligen Geist, daß wir innerlich über den unreifen Zustand herauskamen, welcher jene Bitte verursacht hatte. Jedenfalls bekamen wir etwas, — auch wenn es ganz anders aussah, als wir kurzichtigen Leute wollten. 2. Die wirkliche Gabe legte Gott für uns in der himmlischen Sparkasse an und zahlte uns nach Jahr und Tag das Kapital nebst Zins und Zinseszins zu unserm maßlosen Erstaunen aus, als wir gar nicht daran dachten. So heißt es bei Cornelius, nachdem vielleicht Jahrzehnte über „unerhörten“ Gebeten vergangen waren: „Jetzt sind deine Gebete ins Gedächtnis vor Gott gekommen!“ Eltern, die Ihr für Eure Kinder betet, merkt Euch so etwas!

# — Vom Büchertisch —



**Ernst Schreiner.** *Meines Bruders Heldentod.* Stuttgart, Philadelphia-Verlag. 50 Pf.

Eine kleine ergreifende Skizze aus dem Leben. Solcher Einzelbilder wird uns der große Krieg wohl noch viele bescheren; aber ob sie alle so auf den Ton des Lebens gestimmt sein werden, wie dieses? —

**Ernst Schreiner.** *Die Sphing der Gegenwart.* Chemnitz, Koezles Verlag. M. 1,50.

Die Probleme, die der gegenwärtige Weltkrieg dem aufmerksamen Christen in den Weg stellt, sind hier zum größten Teil angedeutet und zum Teil auch richtig und befriedigend beantwortet worden. Manche Lösung wird erst die Zukunft bringen. Immerhin ein Büchlein zum Nachdenken!

**Dr. A. Schlatter.** *Die christliche Ethik.* Calw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 8.—.

Jedes Buch von Schlatter beschäftigt mich beim Lesen und spannt die innere Anteilnahme; oft ist die Anregung und Bereicherung durch wertvolle Gedanken so groß, daß jeder Widerspruch bei eingehender Prüfung erlischt. So war es kein Wunder, daß ich gerade die christliche Ethik von Schlatter mit besonderer Freude genossen habe. Ein kleiner Praktiker wie ich und der große Theoretiker wie Schlatter! Gelehrt hat er mich vieles anders auffassen, als ich es früher getan; von manchem Sorgenstein hat er mich befreit, weil er folgerichtiger und schärfer denken kann als ich, und an vielen Stellen dieses für gläubige Theologen geradezu unbezahlbaren Buches hätte ich ihm gern die Hand gedrückt. Was bedeutet es dagegen, daß ich in meinem Spezialgebiet, der Evangelisation und der Bekämpfung von Alkohol und Unsitte, nicht ganz befriedigt worden bin. Ob die furchtbare Form der beiden letztgenannten Laster, die in meinen seelsorgerlichen Aussprachen mit etwa 20 000 Zeitgenossen mir entgegengetreten ist, mich vielleicht zu einseitig und zu empfindlich gemacht hat? Es kann sein, aber das tut dem großen Wert des köstlichen Geschenks an die Theologie keinen Abbruch, das der alte Meister aus Tübingen hier wieder dargeboten hat!

**Friedenswünsche.** Von Geheimrat Prof. D. Waltherr-Rostock. Raufungen-Verlag, Rostock. 1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang? 2. Ich der Herr. 3. Wofür die Opfer des Krieges? 4. Das neue Deutschland. Jedes Heft 16 Seiten — 10 Pf.

Über diese vier Reden habe ich mich herzlich gefreut. Sie enthalten viel-  
fach so treffende, echt christliche Ausführungen, daß man sie denen draußen und  
denen daheim nicht warm genug empfehlen kann.

**D. Dr. E. W. Mayer, Professor. Der Krieg und die christliche Liebe.** Straßburg i. E., Heitz' Verlag. 50 Pf.

Eine wissenschaftlich und praktisch zugleich einschlagende Beleuchtung des Problems. Mir war sie deshalb so wichtig, weil sie meine vor sechs Monaten ausgesprochene Meinung begründet. Für jeden gebildeten Leser zu empfehlen.

**Pic. B. Doebling. Wir treten zum Beten.** Lichterfelde, Runges Verlag. 25 Pf.

Diese kurzen Betrachtungen „für stille Stunden in drangvoller Zeit daheim und im Felde“ wollen gebildete Leser zu eigenem Nachdenken anregen. Und das können sie auch!

**„Sie deutsches Reich für immer!“ Eine Geibel-Auswahl.** Berlin, Warnacks Verlag. M. 2.—.

In schöner Ausstattung die besten Geibel-Lieder, des Reichsherolds, — das ist eine praktische zeitgemäße Gabe! Unsere Jungen und unsere Feldgrauen werden ihre Freude an den frischen, starken Klängen haben, wie wir sie vor 44 Jahren auch schon gehabt haben!

**Hedwig Voss. Im Dienste des Roten Kreuzes.** Stuttgart, Walter Seiferts Verlag. M. 1.—.

Allerliebste und doch hin und her tiefernste Skizzen aus dem Liebesdienst der deutschen Frau. Manche Stellen sind ergreifend und so lebenswahr, als hätte man sie miterlebt. Stil und Sprache sind schön.

**E. von Malsbahn. Wenn ich die Sonne grüße. . . .** Roman aus der Gegenwart. Berlin, Warnacks Verlag. M. 5.—.

Wenn mich nicht alles täuscht, so ist der am Schluß eintretende Kriegsanfang auf den vorher schon entstandenen Roman aufgepfropft. Auch die starke Tendenz den „Volksbund“ zu empfehlen, hätte ich gern etwas gemildert gesehen. Aber das ist auch alles, was ich zu tadeln habe. Die Schilderungen, die Zeichnungen von Charakteren, die Sprache der Unterhaltungen, — alles echt und vornehm, so daß die Freunde der Malsbahn'schen Muse ihre helle Freude daran haben müssen. Hin und her greift einem der Gang der Ereignisse ans Herz. Besonders unsere jüngeren Vertreter des alten Adels könnten viel aus dem Buch lernen.

**D. Hermann Bezzel. Auf ewigem Grunde.** Ein Jahrgang Predigten über die alten Evangelien. Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch A.-G.

Hermann Bezzel, der Präsident der bayerischen Ev. Kirchenregierung, ist der christlichen Gemeinde kein Unbekannter mehr. Dann und wann trifft man einen Aufsatz oder eine Betrachtung von ihm und ist allemal innerlich erfaßt von dem Ernst und der Klarheit, die alle seine Arbeiten auszeichnet. Und nun liegt ein ganzer Jahrgang Predigten vor, die er als Pfarrer in Neuendettelsau gehalten hat. Diese Predigten zu lesen ist keine Anstrengung, das will besagen, man liest so gerne, daß man sich auf die nächste freut. Diese, seelsorgerische Weisheit und eine feine Kunst zu lehren, begegnet einem in jeder Predigt. Ich möchte sie damit empfehlen, daß ich dem Verlag nahelege: bemühen Sie sich um jeden Preis, auch einen Jahrgang Epistelpredigten von diesem Prediger zu bekommen.



**D. Seeberg. Ewiges Leben.** Deichert Verlag, Leipzig. Gebd. M. 2.75.

Dieses Büchlein ist, wie der Verfasser sagt, einer Not und einem Bedürfnis entsprungen, der Not des Krieges und dem Bedürfnis nach einem Trost. Man darf sagen, viele und schwerdrückende Fragen finden durch den bekannten Theologen und Prediger befreiende Lösungen, und man muß deshalb wünschen, daß dieses Buch in vielen Häusern, die in Schmerz und Trauer um Gefallene sind, Eingang finden möge. Ich wüßte neben Samuel Kellers „Auferstehung des Fleisches“ nichts, was als Gruß der Teilnahme mehr freuen könnte, als dies Buch. D.

**Lie. H. Strathmann. Geschichte der frühchristlichen Askese bis zur Entstehung des Mönchtums.** Deichert Verlag. Geb. M. 9.60.

Das vorliegende Werk ist der I. Band einer groß angelegten und tiefgründigen Arbeit. Gern hätte ich schon früher darauf verwiesen; allein die Lektüre dieses Bandes stellt einen vor eine Fülle neuer Bekenntnisse und neuen Materials, daß eine Schnellrezension ein Unrecht wäre. Ich kann nur sagen, selten hat mich so verlangt, die Fortsetzung eines Werkes zu erhalten, wie bei diesem Werk. Sobald die vorliegt, werde ich über das Ganze eingehender berichten. D.

**D. Eugen Sachse. Einführung in die praktische Theologie.** Bonn, Markus & Weber. M. 2.80.

Wenn dieses schlicht und warm geschriebene Buch nur die wissenschaftliche Einführung in die praktische Theologie behandeln würde, wie sie in die Hand des Studenten gehört, würde ich dasselbe hier schwerlich besprechen. Aber es enthält „eine zeitgemäße Erörterung neuer Probleme und brennender Fragen“ vom positiven Standpunkt aus, die es mir wünschenswert erscheinen läßt, es möglichst weiten Kreisen zu empfehlen. Wenn nach dem Krieg die Kämpfe um die Gleichberechtigung der Richtungen aufs neue entbrennen, dürfte mancher Gebildete in diesen Ausführungen des Bonner Professors wertvolle Stärkung seines Glaubens sehen können.

---

---

## —Reiseplan—

31. Mai bis 4. Juni: Celle; 6. Juni: Berlin; 8.—11. Juni: Döbeln;  
13. Juni: Berlin; 15.—18. Juni: Brandenburg a. S.

Hefetitel 3, 19.

---

### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50.  
Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.—. Einzelnummer 35 Pf.  
Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor G. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von  
Walter Romber in Freiburg i. Br. — Druck von S. M. Poppen & Sohn,  
Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort

13. Jahrgang

Heft 10

Juli 1915

## An Deutschlands Frauen!

Sage niemand, wir deutschen Frauen ertrügen  
Länger nicht mehr des Krieges lastende Wucht,  
Und wir schrien wohl bange nach baldigem Frieden  
Müde der Schmerzen in kläglicher Leidensflucht.  
Nein, wir tragen die Last mit kräftig erhobenen Armen,  
Drückt sie gleich namenlos schwer, sie erdrückt uns nicht;  
Denn es stärkt uns ein felsenfestes Vertrauen,  
Das die hoffende Seele füllet mit göttlichem Licht.  
O ihr Männer da draußen, schaut fröhlich zur Heimat zurücke,  
Denn da stehet ein Wall von mutig harrenden Frauen,  
Wie einst der alten Germanen lebendige Schanze,  
Und ihre Waffen sie heißen — Gebet und Vertrauen!  
Und du, tief Gebeugte, nicht bleibe tatlos zurücke,  
Daß wo du stehst keine klaffende Lücke sich fände,  
Nimmermehr! Spring in den Wall und trage und stehe,  
Denn es werden dich halten die göttlichen Hände!  
Deutsch sein heißt stark sein, o komm, wie kannst du noch wählen,  
Schließe den Wall, denn keine, keine darf fehlen!

Salgar Solmen.



# Der Umgang mit mir selbst.

## Vortrag.

Motto: Leben heißt: dunkler Gewalten  
Spul beherrschen in sich.  
Dichten — Gerichtstag halten  
über sein eigenes Ich. Ibsen.

Den Umgang mit andern Menschen können wir je nachdem einschränken oder ganz aufgeben, aber den Umgang mit uns selbst nicht. Er beginnt in den Zeiten, wo das Kind sich nicht mehr mit dem Rufnamen nennt, sondern anfängt zu sagen: „Mutti, komm zu ich“, und endigt in der Sterbestunde. Was hängt nicht alles davon ab, wie wir mit uns selber umgehen: Entwicklung oder Verkümmern der eigenen Persönlichkeit, ob wir andern zum Fluch oder Segen werden, ja zuletzt unser Geschick für Zeit und Ewigkeit! Und diese Fragen werden um so brennender, je mehr der Weltkrieg an die Einzelpersönlichkeit seine ehernen Forderungen stellt.

Da wird vor allem die Erkenntnis uns aufgehen müssen, daß jeder von uns zwei Ich hat. Das erste Ich wohnt zu ebener Erde, öffnet die Tür und empfängt die Besucher. Das zweite Ich wohnt eine Treppe höher, wo die Rolladen heruntergelassen sind, und läßt sich nicht blicken. Das erste Ich kennt jedermann in der Stadt, wenn unser Name genannt wird; das zweite Ich haben oft unsere nächsten Freunde nur oberflächlich kennen gelernt. Wenn in die Beziehung zwischen den beiden Ich nicht Ordnung gebracht wird, so ist jeder Mensch mehr oder weniger ein Widerspruch in sich selbst und im Weltkampf nicht zu brauchen. Das erste und das zweite Ich sind Gegensätze, so daß man oft von einer unglücklichen Ehe mit sich selber sprechen kann. Solange der eigentliche Herr, die Innenseitigkeit, ein Traumleben führt und sein Recht auf die Führung des Haushalts nicht geltend macht, hören die unleidlichen Zustände nicht auf. Das erste Ich ist der laute, geschäftige Teilhaber der Firma, das



zweite Ich der verborgene, sogenannte „stille“ Teilhaber, der aber das ganze Kapital für den Betrieb liefern muß. Es braucht nicht immer ein solcher Gegensatz spürbar zu sein wie in dem Roman von Speck: „Zwei Seelen“ — und doch ist für Menschenstudenten die Beschäftigung mit dem eigenen Innern oder die Kenntnisaufnahme des zweiten Ich bei andern das interessanteste Studium.

Nun klingt es wie ein Widerspruch, wenn ich sage: es gibt merkwürdigerweise Leute, die das zweite Ich noch nie erkannt und seine Beteiligung an ihrem Leben noch nie vermisst haben. Alles Interesse geht bei ihnen nur auf die Schale; vom Kern wissen sie kaum etwas. Alle Reize der Außenwelt treffen durch die Sinne immer nur ihre animalische sinnliche Schale, so daß man versucht wird, sie Schalenmenschen zu nennen. Dabei verdickt die Schale und der Kern verkümmert. Man kann einen Schalenmenschen sofort als einen solchen erkennen, wenn man hört, was er von seiner ersten Schweizerreise erzählt, oder wie er sich gibt, wenn er einmal rückhaltlos sich in seinen liebsten Unterhaltungsthemen offenbart: was man ißt und trinkt, verdient oder verliert, wie dort im Hotel die Betten waren, die Speisen und die Weine, das ist die Hauptsache. Alles dreht sich um die Sinnenwelt, ob das Gebildete oder Ungebildete sind, bleibt sich dabei ziemlich gleich. Die Schale absorbiert alles Interesse: ob sie rauh ist, oder poliert, ob Genuß oder Kunst, Politik oder Ehre, Wagner oder Statspiel die verschiedene Färbung der Schale bedingt, das ist im letzten Grunde ziemlich gleich. Alles greift eben immer nur an die Schale.

Aber das ist ja zum Erbarmen! Ja, Gott hat sich auch dieses Notstandes erbarmt und hat sich spitze, scharfe Instrumente gemacht, stechende, bohrende Schmerzen und schwere Schicksalsschläge wie in diesem Kriege, um Löcher durch die Schale zu bohren, damit Luft und Licht an den Kern herankommen könne. Dadurch soll die Seele aufwachen und anfangen, mit ihrem innersten Ich umzugehen. Jetzt aber lehnt sie sich dagegen auf, hält dergleichen für das größte Unglück und wird durch Leiden nicht gebessert, sondern verdorben. Jener Kranke am Teich Bethesda hat eigentlich auch dahin ein Bekenntnis abgelegt: „Herr, ich bin ein unleidlicher Mensch, ein unfreundlicher Charakter, sonst wäre mir das nicht passiert, daß ich in achtunddreißig Jahren keine einzige mitleidige Seele gefunden hätte, die sich einmal in vier Minuten meiner angenommen und mich ins Wasser getragen hätte,

solange noch der Sprudel wallt.“ Hier könnte man fragen: wenn Gott doch weiß, daß manche durch solche Leidensbohrer nur verbittert und verdorben werden, warum wendet er sie an? Wer die Fahrt vom Kap Misenum nach Sorrent mit dem Wagen gemacht hat, der wird sich erinnern, daß das eine der fruchtbarsten und dichtbevölkertsten Gegenden der Erde ist. Wie kommt es, daß die Leute sich dort immer wieder aufs neue ansiedeln, obschon die Erfahrung von Jahrhunderten sie gelehrt haben könnte, daß Erdbeben und Lavaausbrüche des Besuchs von Zeit zu Zeit ihre Weinberge und Gärten verwüsten? Nun eben, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit der Gegend an der Bucht von Neapel drängt sie immer wieder zu neuen Versuchen. So ist auch das Leiden eine der fruchtbarsten Methoden Gottes. Wenn zehn verbittert werden, so werden durch solche Heimsuchung vielleicht hundert zur Einklehr und Umkehr gebracht. Das hat auch dieser Krieg schon gezeigt!

Wie töricht sind nun die Menschen, die gegen diese Gottesbohrer murren, sich auflehnen und ihre Spitzen um jeden Preis umbiegen wollen! Was soll ihnen dann noch helfen, wenn sie aus denselben Vorgängen, die sie zu Gott hintreiben sollen, sich ein Hauptargument gegen das Dasein eines liebenden Vaters schmieden! Dann wird ihnen wohl nicht mehr zu helfen sein und die Schale behält den Sieg. Was muß das einst für eine große Bestürzung geben, wenn im Sterben die Schale zertrümmert wird; denn: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben“. Und in ihr Ohr dröhnt das Gerichtswort: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern!“ War ihnen doch diese Seele als eine edle Pensionärin aus hohem Hause zur Pflege übergeben. Und sie haben sie verkümmern, verhungern und verderben lassen und nun ist die ganze Lebenszeit ungenützt verstrichen. Die Selbstsucht und die Diesseitigkeit haben alles verdorben, die Ewigkeitssaite ist zerrissen, jetzt sind sie einsam geworden und bettelarm für die Ewigkeit!

Nicht wahr, da wäre es besser, man lernte sein zweites Ich beizugehen kennen! Da kam in Berlin ein vornehm gekleideter Herr in meine Sprechstunde. Er stellte den glänzenden Zylinder auf den Tisch, zog langsam seine feinen Wildlederhandschuhe aus und legte sie über den Rand des Stuhles. Dann lehnte er sich zurück und sagte feierlich: „So, Herr Pastor, jetzt habe ich eine Stunde Zeit. Bitte machen Sie mich mit mir selber bekannt.“ — Obwohl ich ihn nie

früher gesehen hatte, konnte ich ihm den Dienst doch leisten. Oder ich möchte denken an den heidnischen Philosophen Demokrit, der das Kennenlernen seines zweiten Ichs so ernst nahm, daß er sich die Augen austreten ließ, um durch nichts mehr aus der Außenwelt gestört zu werden.

Es gilt nämlich, einen starken Entschluß zu fassen und ihn in Wirklichkeit umzusetzen. Man muß sich Zeit und Raum und Stille dazu verschaffen, wie wenn einer die Tür des rauschenden Ballsaals hinter sich zuwirft und der ganze Lärm mit einem Schlage abreißt. Mancher kam dazu in den Schützengräben! Ob nicht Jesus etwas ähnliches gemeint hat, wenn er sagt: „Alles verkaufen, um den Acker zu kaufen, in dem der Schatz verborgen ist.“ Bei körperlichen Gebrechen tut das jeder, daß er sich Urlaub nimmt, sich operieren läßt, oder in ein Sanatorium geht. Warum sollte man nicht zu dem Zwecke, sein eigenes zweites Ich kennen zu lernen, einmal für acht Tage in die Stille gehen, keinen Besuch empfangen, keine Zeitung lesen, sondern sein ganzes Augenmerk auf sich selber richten? Ist dieser Entschluß ehrlich, dann muß es auch die Ausführung sein. Man darf es dann nicht so machen wie jener Negerhäuptling in Afrika, als ihm ein Bote die Nachricht brachte, daß die Engländer mit einem Kanonenboot den Fluß hinauffahren, um ihn zu bestrafen. Er ließ nämlich den Boten hinrichten. Am andern Tage kam ein zweiter Bote, der von dem Vordringen der Engländer berichtete. Wieder ließ er ihm den Kopf abschlagen. Dadurch wurden aber die Engländer nicht aufgehalten und als er acht Tage lang die Bringer der Hiobsbotschaften hatte töten lassen, donnerten eines Tages die englischen Kanonen in seinen Kraal. Nein, nein, wir müssen damit Ernst machen, gegen uns selbst von unbestechlicher Ehrlichkeit zu sein. Wir wollen Wahrheit über uns selbst und wenn sie auch noch so bitter sein sollte. Hat der Krieg sie dir schon gebracht?

Und was ist nun das Resultat dieser Forschungsreise in unser Inneres? Was haben wir damit erreicht, daß wir das Rezept: „Erkenne dich selbst!“ gründlich und ehrlich befolgt haben? Darauf möchte ich mit einem kleinen Geschichtlein antworten: Es war einmal ein vierjähriges Kind im weiten Walde verirrt. Die Mutter hat den Jäger, doch ihr Kind zu suchen. Nach langer Mühe hörte der Jäger plötzlich hinter einem großen Busch eine feine Kinderstimme sagen: „Geh', oder ich geb' dir eins!“ Wie er den Busch auseinander-



macht, sieht er das Kind am Boden sitzen, umringt von sechs jungen, hungrigen Wölflein, die nach ihm schnappen. Das Kind hat aber einen großen, hölzernen Küchenlöffel in der Hand und schlägt prompt nach den schnappenden Bestien mit dem stets wiederholten Satz: „Geh', oder ich geb' dir eins!“ — So ungefähr finden wir unser zweites Ich umringt von allerlei bösen Trieben, die es zerfleischen und verderben wollen. Weil wir aber hier in so anständiger Gesellschaft sind, will ich von den großen, groben Polizeisünden kein Wort sagen, sondern nur feine, noble Salonwölfe schildern. Da ist z. B. der Wolf der Ehrsucht. Jesus hat schon von ihm gesagt: „Wie könnt Ihr glauben, so Ihr Ehre von einander nehmet.“ Wie oft ist unser Innenleben verzerrt und entstellt worden durch das ängstliche Schielen nach der äußeren Ehre, als ob das die Hauptsache unseres Lebens wäre. Daneben sitzt die Eitelkeit. Ich komme in eine Gesellschaft — Gott gebe, daß ich diese Gesellschaft niemals mehr wiedersehe! — und werde vorgestellt. Und dabei überhört man ja leicht sogar die Namen. Wenn es schnell geht und man nicht aufpaßt, kommts einem so vor, als hieße es: einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig — nichtsdestoweniger packt solch eine fremde Dame sofort aus: „Herr Pastor, ich bin nur eine einfache Frau; aber das können Sie mir glauben, ich habe mich auf dem Laufenden gehalten. Ich habe Nießsche und Horneffer und Joh. Müller gelesen und weiß in der modernen Literatur wirklich Bescheid.“ Man möchte am liebsten erwidern: „Aber, gnädige Frau, ich habe Sie ja gar nicht angegriffen, ich habe auch gar keinen Verdacht, daß Sie ungebildet seien. Was geht mich schließlich der Höhengrad Ihrer Belesenheit an?“ — Wie komisch ist es, wenn uns das an andern entgegentritt! Und doch müssen wir uns selbst sagen: das ist dein eigener Fehler, immer in einer Art Verteidigungsstellung zu sein, als ob man uns zu gering einschätzen könnte. — Oder ich denke an ein anderes Wölflein. Wenn vierundzwanzig Jagdhunde eine Parforcejagd mitgemacht haben, sind sie am andern Tage todmüde. Da liegen sie im Hundezwinger ausgestreckt da, als ob sie Modell stehen sollten für einen Briefpresser. Stelle ich mich aber an den Zwinger und heule wie ein Hund aufheult, der Mitleid hat mit sich selbst, was gilt's: alle vierundzwanzig Bracken springen sofort in die Höhe und alle heulen ebenso! Mitleid mit sich selbst, o wie schwächlich, wie jämmerlich macht uns das! Vor fünf Minuten waren wir noch halbe Helden oder gelassene,

zufriedene Leute. Sobald aber das Mitleid mit uns selbst uns gepackt hat, sind wir wie Gelähmte und Geblendete. Jetzt sehen wir alles falsch an und haben überall zu jammern. — Soll ich noch die Empfindlichkeit nennen? Die Schnecke hat zwei Fühlhörner, mit denen sie im voraus es schon spürt, was sie berühren könnte; aber es gibt Menschen, die sind von Kopf bis zu Fuß mit solchen empfindlichen Seelentastern ausgestattet, daß sie überall eine Kränkung wittern und ununterbrochen zu jammern haben, daß sie mißverstanden und verkannt sind, und Gott und Menschen sie lieblos behandeln. — Oder nenne ich noch die Sinnlichkeit? Jene Bestie, die man längst in Stubenreinheit gezähmt zu haben glaubt und plötzlich, in fünf unbewachten Minuten, wirft sie das Gleichgewicht der Seele um, und eine Entgleisung kann da sein, die das ganze spätere Leben verdirbt. — Oder die Lüge? Natürlich nicht die grobe, bürgerliche, unanständige Lüge, sondern jene Schauspielerkunst, immer eine Rolle zu spielen, daß man sein eigenes Ich immer als eine falsche Ware in den Handel bringt, sich immer bemüht, sich von einer vorteilhaften Seite zu zeigen, — wie der Russe sagt: „Man muß die Ware mit dem Gesicht nach oben verkaufen.“ Dann tritt zuletzt ein Zustand ein, daß kein Mensch mehr weiß, woran er eigentlich mit uns ist, und niemand mehr uns wirklich trauen kann.

Aber was ist mir eigentlich eben passiert? Jetzt haben wir unser zweites Ich kennen gelernt und was für eine traurige Entdeckung mußten wir machen! Was haben wir dabei gewonnen, daß wir merkten, wie entstellt, wie verzerrt, wie verwüstet wir eigentlich innerlich sind, und doch ist das ein notwendiger Durchgangspunkt zu unserer Rettung. Hier liegt ein Hauptgrund, warum manche moderne Menschen nicht zum Glauben kommen können. Sie wollen ihren eigenen sittlichen Bankerott nicht proklamieren. Der Kapitän eines großen Dampfers zeigt einem bereitwillig seinen Flaggenschrank und erklärt alle Signale. Dabei aber bleibt, in Papier eingewickelt, ein Signal ganz unten liegen. Fragt man: „Warum zeigen Sie mir dieses letzte Signal nicht?“ — dann antwortet wohl solch ein alter Seebär grimmig: „Das will ich nicht sehen, das möchte ich mein Leben lang nie zu hissen brauchen; denn das Signal heißt „Steuerlos“, das würde heißen, daß ich mein Schiff nicht mehr selber dirigieren kann. So etwas möchte ich nie erleben.“

So geht's dem modernen Menschen auch. Er will um keinen Preis seine Selbstachtung aufgeben, nur ja nicht gestehen, daß er sittlich ohnmächtig ist, daß er also eine Hilfe von oben braucht; aber früher ist er für den Eintritt des Christentums nicht reif. Wer sich selbst genügt, wer mit sich selbst zufrieden ist und sich nur selbst bejagt, in dem ist kein Raum für ein Eintreten der persönlichen Hilfe, die im Namen Jesu beschlossen liegt.

Wenn aber die Selbstverliebtheit zerbrochen und nur das kleinste Stückchen Gotteserkenntnis aufblitzt, dann sieht man es erst ein, in was für einem Selbstbetruge man die ganze Zeit gelebt hat und wie sinnlos das Sprichwort ist: hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Nein, hier muß es umgekehrt heißen: wenn ich mir wirklich nicht mehr selbst helfen kann und die Hilfe von oben rückhaltslos begehre, dann hilft mir Gott durch Jesus. Dann bietet er seine Persönlichkeit als das dritte Ich uns an, um unsere Persönlichkeit zu reinigen und zu durchleuchten. Das muß möglich sein, denn er hat gesagt: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Es muß möglich sein; denn dazu ward er eine Persönlichkeit in Fleisch und Blut, die wir uns vorstellen können und ist durch seine Himmelfahrt so geistig geworden, daß er sich unserem Geist mitteilen kann, so daß es jetzt uns möglich wird, durch Glaube und Gebet reale, starke Beziehungen zu ihm bekommen zu können. Man verstehe das aber auch so realistisch als möglich. Nicht ein Vorbild, nicht eine Lehre, nicht eine ästhetische Anregung, nicht ein Vorgang in unserem Denken, sondern eine persönliche Gegenwart und ein wirklicher Verkehr mit Geben und Nehmen, der zuletzt ausmünden muß in eine Willensvereinigung mit ihm! So muß der Umgang mit Jesus angesehen werden als die einzige wirkliche Arznei unseres Umgangs mit uns selbst.

Das kann wieder nur nach ganz bestimmten Gesetzen und auf bestimmten Stufen geschehen. Markus 8, V. 34 steht das ganze Rezept: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Wir wollen versuchen, uns diese Worte so undogmatisch und so kindlich als möglich vorzustellen.

Was heißt hier Selbstverleugnung? Wir müssen uns selbst kennen, damit wir wissen, was es zu verleugnen gibt. Jetzt wird es klar, wie notwendig es war, daß wir unser zweites Ich näher kennen gelernt haben und uns überzeugen mußten, daß es kein so schönes,



glänzendes Gut ist, sonst wäre es noch viel schwerer, es zu verleugnen. Wir müssen aber das, was wir verleugnen wollen, auch in der Hand haben, beherrschen; also ist hier eine gewisse Selbstzucht, eine gewisse Selbstständigkeit des Willens und Entscheidens nötig. Verleugnen heißt: von etwas, was da ist, sagen, daß es nicht da sei; wie man etwa in der Gesellschaft einen unangenehmen Menschen schneidet. Man weiß, daß er da ist; aber man will ihn nicht sehen, man will ihn nicht sprechen, man will sich nicht mit ihm einlassen, etwa so wie der Apostel sagt: „Haltet auch dafür, daß Ihr der Sünde gestorben seid.“ Ihr seid also wirklich nicht der Sünde gestorben, sonst wäre es gleichgültig, ob Ihr Euch dafür haltet oder nicht. Noch lebt die Sünde in Euch; Ihr aber erklärt sie für tot und mit Toten unterhält man sich nicht, und den Toten räumt man kein Recht mehr über das Leben ein. Das zweite Ich erklärt unter dem Einfluß Jesu nicht nur seinen eigenen Fehlern den Krieg, sondern auch dem ganzen sinnlichen Einfluß des ersten Ichs, sagt allen diesen Ränken und diesem Tribleben die Wohnung auf, will nicht mehr mit ihnen zusammenhängen, läßt diese Ehe mit sich selbst gleichsam scheiden, bis Jesus den Platz bekommt, den früher die Lust, die Selbstsucht, der Hochmut, das Ich behauptet hatte.

Es ist klar, daß bei so tiefeinschneidenden sittlichen Forderungen man sich nicht mit einer Willenserklärung auf dem Papier oder einem augenblicklichen Gefühl einer frommen Begeisterung zufrieden geben kann, sondern es müssen Taten der Selbstverleugnung wie Zäune und Gräben zwischen der alten Vergangenheit und dem neuen Streben gezogen werden. Da las ich ein Beispiel aus Amerika. Ein junger Mechaniker, der nur die Volksschule besucht hatte, sehnte sich darnach, Jura zu studieren. Da er arm war, sparte er sich jeden Groschen vom Munde ab, um sein Ziel zu erreichen. Erst nach acht Jahren hatte er soviel beisammen, daß es für das Studium reichen würde, und da man in Amerika auch ohne Matura eine Hochschule besuchen kann, bezog er eine solche und fing mit Begeisterung an zu studieren. In den ersten Wochen lernte er einen andern Studenten kennen, den Sohn eines reichen Kaufmannshauses. Der reiche Jüngling war sehr begabt und dem Mechaniker sehr sympathisch, so daß sie bald die unzertrennlichsten Freunde waren. Nach einigen Wochen bekommt der reiche Student ein Telegramm, daß sein Vater sein ganzes Vermögen verloren und sich das Leben genommen habe. Tieftraurig

erzählt er dem treuen Freunde alles: jetzt müßte er sein geliebtes Studium aufgeben und nach Hause gehen, um irgendwie sein Brot zu verdienen. Am andern Morgen sieht er einen Brief an der Tür liegen, den jemand unter derselben durchgeschoben haben mußte. Als er ihn öffnet, findet er ein weißes und ein blaues Papier. Auf dem weißen steht: „Lieber Freund, Du wirst mich nie wiedersehen. Ich bin schon durch die Nacht in den fernsten Westen gereist und werde wieder als Mechaniker mein Brot verdienen. Du bist begabter als ich und hast es jetzt auch nötig, Du sollst weiter Jura studieren, darum habe ich Dir den beifolgenden Scheck ausgestellt, der Dir mein ganzes Ersparnis in die Hand gibt. Forsehe nicht nach mir. Ich will für dich nur noch eine liebe Erinnerung sein. Ich werde unter fremdem Namen mich verbergen.“

Es braucht nicht jedesmal eine solche Selbstverleugnung im Geldpunkt zu sein. Es kann auch ein Preisgeben von Menschenrechten und Lebensglück in anderer Form notwendig werden. Aber auf alle Fälle darf die Selbstverleugnung kein Spiel und keine Bagatelle sein. Die Brandopfer, die wir da zu bringen haben, müssen uns auch wirklich etwas kosten. Sieh zu, ob dir nicht schon längst irgend solch ein Gedanke wie ein Gespenst vor der Seele stand. Es wird erst verscheucht, wenn du dich selbst verleugnest. „Vor Jedem steht ein Bild des, was er werden soll und bis er's nicht erreicht hat, wird nicht sein Friede voll.“ Und dann noch das Kreuz auf sich nehmen? Was ist Kreuz? Das sind nicht Zahnschmerzen oder kleine Enttäuschungen aller Art, die man vielleicht sowieso ertragen muß, wie Jesus angedeutet hat, daß jeder Tag seine eigene Plage habe, nein, Kreuz ist in diesem Zusammenhange immer nur eine ganz bestimmte naturnotwendige Folge der Selbstverleugnung, etwas, was man um Christi willen, um seiner eigenen Seele Rettung willen dafür erdulden muß, daß man diesen Weg der Selbstverleugnung energisch und konsequent beschritten hat. Z. B.: die Feindschaft der Sozialdemokraten würde sofort in Freundschaft und Verehrung umschlagen, wenn ich mich offen zu ihrer Partei bekennen würde. Die häßliche Feindschaft all der Leute, die mit einem blaffen, welken Gedankenchristentum zufrieden sind, würde sofort in lauteste Anerkennung umschlagen, wenn ich auf den Ernst und die Wirklichkeit meiner persönlichen Stellung zu Jesus verzichten wollte. Man kann es also ruhig behaupten: das beste Kennzeichen, ob etwas Kreuz ist oder nicht, liegt darin,

daß ich solchen Schmerz in fünf Minuten los sein kann. Ich brauche ja nur Christo den Rücken zu kehren, dann fällt die ganze Meute, die mich jetzt bellend und beißend verfolgt, schweifswedelnd mir zu. Es ist also immer die Frage: soll ich Christum verleugnen, dann bekomme ich Anerkennung und Freundlichkeit der Welt, oder soll ich mich verleugnen, dann bekomme ich Kreuz und Anfeindungen von daher?

Paulus spricht einmal davon: „Ich bin der Welt gekreuzigt und die Welt ist mir gekreuzigt.“ Bin ich der Welt gekreuzigt, so heißt das: ich hänge am Kreuz und die Welt geht vorüber, spottet und lacht und freut sich: „Laßt ihn doch nur am Kreuz hängen, er wollte ja nicht mit uns lustig sein, der Narr! Und jetzt ist es gut, daß er am Kreuz ist. Jetzt kann er uns nichts mehr tun.“ — Umgekehrt aber hängt die Welt am Kreuze und ich spaziere vorbei und sage: „Bleibe nur eine Weile hängen, liebe Welt; du kannst mir nichts tun als leid und ich gehe fort, ohne mich um dich zu kümmern.“

Erst wenn man in diesem Sinne das Kreuz zwischen sich und der Welt aufgerichtet sieht, tritt die Möglichkeit ein, Jesu wirklich nachzufolgen. Dann aber offenbart dieser wunderbare Menschenmagnet seine ganze geheimnisvolle Kraft. Er zieht uns an, er zieht uns aus der Tiefe in die Höhe, er zieht uns vorwärts, immer näher zu dem intimsten Umgang mit ihm. Und solch ein Geistesumgang färbt ab. Auch die Gesundheit hat etwas Ansteckendes, Reinheit hat etwas Befreiendes, und so wird unsere Persönlichkeit durch solchen Umgang mit Jesus erneuert und veredelt bis ein Augenblick eintritt, daß wir verkünden können die Tugenden des, der uns aus der Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Licht. Und das wird von der größten Wichtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die andern. Liest die Welt die Bibel nicht, so liest sie doch unser Leben. Und sie hat dafür eine feine Witterung, zu erkennen, ob in uns wirklich irgend etwas Apartes sich zeigt, was sich nicht resülos aus unseren Gaben oder unserem Milieu erklären läßt. Solch neugewordener Menschen wird die Zeit nach dem Krieg bedürfen.

Vor einigen Jahren ging eine Mutter zu Weihnachten mit ihrem kleinen Töchterchen durch die Straßen der Stadt, um ihm die Schaufenster zu zeigen. Da kamen sie auch an eine Kunsthandlung und blieben, die Bilder betrachtend, stehen. Plötzlich zeigt das Kind auf ein Bild und fragt: „Mutti, wer ist das?“ — „Aber liebes Kind, das ist doch der Kaiser!“ Dann zeigt das Kind auf ein anderes



Bild und fragt: „Aber wer ist das?“ — „Aber liebes Kind, das ist doch der Heiland!“ Nun mochte es ja vielleicht eines von den modernen Christusbildern sein, die auch ein Erwachsener nicht immer gleich erkennen kann, jedenfalls sagte das Kind nach einer kleinen Pause mit altklugem Gesicht: „Ach so, dann hat wohl der Heiland sich zu Weihnachten neu photographieren lassen?“ — Ja, das will er wirklich. Nicht nur zu Weihnachten, sondern das ganze Jahr über und jetzt während des Krieges. Er möchte jeden von uns dazu in seine Gewalt bekommen, daß er unsere Gaben und Kräfte, unsere Zeit und unser Urteil, alles benutzen kann, um ein neues Bild von sich zu schaffen. Er hat dazu auch seine photographischen Aufnahmen, wo man stille sitzen muß, er hat dazu auch seine Dunkelkammer und braucht ätzende Säuren und manchmal muß er noch gründlich retouchieren, um dem Bild den rechten Ausdruck zu geben. Dann aber, wenn es ihm gelungen ist, wenn sein Umgang mit unserem Ich den rechten Erfolg gehabt hat, dann lernen wir es erst, richtig mit uns selber umgehen. Und mit diesem Augenblick hören wir auf, andern Leuten ein Fluch oder eine Versuchung zu sein, sondern es wird unser Umgang ihnen zu einem Segen für Zeit und Ewigkeit werden. Jetzt probiers, obs wahr ist, ob das, was du heute hier gehört hast, leere Worte sind oder Wirklichkeiten und große Werte! Werde neu und dann wirke mit an der religiösen Wiedergeburt unseres teuren deutschen Volkes!



## Deutsche Frau!

Deutsche Frau, erstehe neu!  
 Geh' hervor in neuer Treu!  
 Weiblich echt, und keusch und rein!  
 Einfach, schlicht und wahr zu sein  
 In dem Denken, Kleiden, Tun!  
 Liebend andern wohlzutun!  
 Fördern mancher Menschen Glück,  
 Edel treten selbst zurück!  
 Reich du bist! o deutsche Frau!

Gehst einher du so zur Schau  
 Still — und doch als Vorbild gleich!  
 Deutsche Frau, dann bist du reich!  
 Bist echt deutsch und fromm du auch,  
 Wie es einst war alter Brauch —  
 Nur verjüngt, verschönt, verklärt!  
 Einstens dann der Krone wert,  
 Die dein Heiland selbst dir gibt,  
 Wenn du Ihn liebst, der dich liebt!

R. W.



Genehmigt zur Veröffentlichung.  
Stellv. General-Kommando 14. A.-K.  
Nr. 2410

## Ein nächtliches Stimmungsbild von der Front.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Auf dem den Lesern aus dem vorigen Feldpostbrief bekannten Loretto war es einem überraschenden Angriff der Franzosen gelungen, einen deutschen Graben zu nehmen. Unsere Besatzung war verwundet oder gefangen, verschüttet oder tot — kurz: für uns vermisst. Das ist ein schreckliches Wort, gleicht es doch einem Schleier, der unter sich namenloses Elend birgt und die entsetzliche Ungewißheit dazu. Der Sieger suchte die Stellung gleich auszubauen, um sie dadurch sicherer in seine Hand zu bekommen. Daran mußte er möglichst verhindert werden. Darum brachte derselbe Abend noch den Gegenangriff von unserer Seite.

Es war ein Frühlingsabend, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. Die Sonne ging unter. Die letzten Strahlen fingen an zu erblaffen, und damit setzte ein wunderbares Farbenspiel am Himmel ein. Dann begann die Dämmerung das ganze Landschaftsbild in gleichmäßiges Dunkel zu hüllen, bis die ersten Sternlein am Himmel aufleuchteten.

Ich stand auf einer Höhe, von der aus man einen weiten Überblick hat. Bald setzte unsere Artillerie ein — zögernd, gleichsam tastend. Dann aber meldeten wohl die Artilleriebeobachter von vorne, daß die Schüsse richtig lagen. Nun steigerte sich die Feuergeschwindigkeit von Minute zu Minute. Immer wilder rasten die schweren Geschütze, bis man einzelne Schüsse nicht mehr erkennen konnte, sondern ein Dröhnen, Heulen, Brüllen an mein Ohr schlug, als wäre die Hölle dort los. Unterschied das Ohr den einzelnen Schuß nicht mehr,

so doch das Auge. Jeder Schuß bligte auf, und wie ein Wetterleuchten zog es dann über den nächtlichen Himmel. Unheimlich schön war dieser Anblick. Aber auch die französische Artillerie schwieg nicht. Dort auf dem Ramm der Höhe und weiter hinten bei unseren Artilleriestellungen, da wetterleuchtete es ebenfalls unaufhörlich, wenn Granaten und Schrapnells krepiereten, die uns Tod und Verderben bringen sollten.

Ein gewaltiges Feuerwerk, kaum mochte man glauben, daß Menschenhand das schafft. Aber es war noch nicht zu Ende. Geheimnisvoll huschten die Scheinwerfer über den dunklen Himmel und suchten des Gegners Stellung und Absicht zu erkunden. Und dazwischen stiegen Leuchtkugeln auf, die das Kampffeld taghell erleuchteten. Niemals habe ich vorher die berühmten französischen Leuchtkugeln so bewundert, wie an diesem windstillen Abend. An ihren Fallschirmen hängend schwebten sie minutenlang ruhig in der Luft und übergossen das unter ihnen liegende Gelände mit hellem Lichtschein. Erhöht wurde dann schließlich die Farbenpracht des „Feuerwerks“ noch durch die zahllosen Signalkugeln beider Parteien, die in allen Farben erglühend bald hier, bald dort emporstiegen. Lange stand ich da, still und versunken in das gewaltige Schauspiel. Doch ich wußte, was das alles zu bedeuten hat.

Drüben im Walde von B..., wo die französische Artilleriestellung ist, da wird dieser eiserne Wolkenbruch entsetzlich haufen, denn unsere schwere Artillerie schießt nur zu gut. Da schleudern die Explosionen die Wurzeln bis zu den Kronen der Bäume, und diese alten Waldesriesen stürzen zersplittert, haltlos nieder, Geschütze und Bedienungsmannschaften unter sich zermalmend. Und vorne in den feindlichen Schützengräben, da werden unsere großen Granaten die riesigen Trichter ausheben, Bretter, Balken und Eisenschienen der Unterstände hoch in die Luft spritzen und Steine, Erdschollen und Menschenleiber durch einander wirbeln. Und dann tun dichte Schrapnellschwärme noch das ihrige, um dem Gegner die letzte Widerstandskraft zu nehmen.

Plötzlich aber schwieg unser Feuer auf der ganzen Linie. Ich wußte — nun beginnt der Sturm. Voran die Pioniere mit Drahtschere und Handgranaten, dahinter die Infanterie. In großen Sprüngen vorwärts — atemlos — jetzt sind sie am Feinde. Drahthindernisse, welche die Artillerie noch verschont hat, werden durchschnitten, Handgranaten in den Graben geschleudert, Bajonett und Kolben tun ihre



schreckliche Arbeit, bis in rasendem Handgemenge die Stellung wieder erkämpft ist. Scheinwerfer und Leuchtkugeln hatten dafür gesorgt, daß es kein Tasten im Dunkeln war, sondern ein zielbewußter Kampf in hellem Lichte.

Von dem Lärm dieses Nachkampfes konnte mein Ohr nichts vernehmen, dafür war mein Standort doch zuweit weg, nur vereinzelt hatte ein Gewehr- oder Revolverschuß geknallt. Nun aber begann die französische Artillerie ihre Weisen spielen zu lassen. Was für ein Eisenhagel ging jetzt über unsere armen Sturmkolonnen nieder! Wieder erzitterte die Luft und bröhnte der Boden unter der Gewalt dieses Feuers. Aber unsere braven Kameraden hielten aus, sonst wären alle Opfer des Sturmes vergebens gewesen.

Noch immer stand ich auf dem Hügel und schaute hinüber zu diesem blutgetränkten Lorettberge. Ich meinte alle einzelnen Phasen des Kampfes dort zu sehen. Und noch mehr schaute mein Auge. Hinter der Schar der stürmenden Soldaten gingen andere vor. Sie tragen keine Waffen, nein, Tragbahren führen sie mit sich. Bald hier, bald dort heben sie einen Verwundeten auf, betten ihn sorgsam und steigen vorsichtig mit ihrer blutigen Last bergab. Manch schlichtes Helbentum wird sich da abspielen, von dem die Welt niemals etwas erfahren wird. Da ist der Laufgraben durch eine Granate eingerissen. Ob sich wohl noch ein Verwundeter dort befindet?, vielleicht unter Brettern und Erde verschüttet, halb erstickt und dem furchtbarsten Sterben preisgegeben, wenn ihn niemand herausgräbt. Sollten sie — die Träger des Roten Kreuzes — nachforschen und nachgraben? Es ist gefährlich hier. Immer noch krachen feindliche Granaten herein. Wenn sie weitergehen, sieht es niemand — doch Gottes Auge wacht auch an dieser Stelle, da der Kameraden Blut gen Himmel schreit.

So sammeln sie die Opfer, die auch dieser kleine Teilangriff gekostet hat. Ein Wagen nach dem andern wird beladen und führt deutsche Kraft — jetzt gebrochen — zum Hauptverbandplatz. Dort können Minuten zur rechten Zeit manches kostbare Leben retten. Darum arbeiten hier die Ärzte mit Umsicht, Ruhe und Kaltblütigkeit bis in den Morgen hinein. Die Frucht ihrer Arbeit sehen sie nicht; denn sobald als möglich geben sie ihre Pfleglinge weiter zurück.

Da erwachte ich aus meinen Träumereien, in die mich dieses einzigartige nächtliche Stimmungsbild versetzt hatte. Mancher Kriegs-

berichterstatte würde jetzt voller Frohlocken heimgehen und eine farbenprächige Schilderung dieses Nachtangriffes für die Leser seines Blattes niederschreiben. Als Feldgeistlicher aber stieg ich schweren Herzens von meiner Beobachtungsstelle hinab und tastete mich durch das Dunkel durch bis zur Landstraße. Einsam und still lag sie da in der Frühlingsnacht. Und wie ich auf ihr meinem Quartier zu wanderte, da stiegen vor mir all' die schrecklichen Bilder auf, die ich in den frühen Morgenstunden auf unserem Hauptverbandplatz wieder sehen würde, und ich gedachte auch derer, die ich nicht mehr sehen würde: der Toten.

Am nächsten Tage aber liest so mancher in der deutschen Heimat vielleicht gleichgültig die so unscheinbare Notiz im Tagesbericht: „Am Lorettberge nördlich von Urras gelang es unseren Truppen, einen verloren gegangenen Graben wiederzunehmen.“



„Wer wollte noch wagen zu bitten und zu handeln, wenn nicht Gottes Regierung größer als unsere Gedanken wäre? Ohne die Erfahrung, daß Gott unsere Wünsche nicht erfüllt, könnten wir nicht an ihn glauben.“ (Schlatter.)

\* \* \*

„Liebst du das Leben? Dann verschwende die Zeit nicht, denn aus dem Stoffe ist es gemacht.“ (Franklin.)

\* \* \*

„Gute Vorsätze sind wie Eingemachtes! Es ist besser, wenig gut verwahrt zu haben, als eine große Menge, die nicht hält.“

\* \* \*

„Wenn ein Mensch stirbt, so beugen sich die Erben über das Testament und fragen: „Was hinterläßt er?“ Ein Engel aber beugt sich über den Sterbenden und fragt: „Was hat er vorausgeschickt?“ (Koran.)



## Aus meinem Leben 22.

Eine Hauptschwierigkeit in dem ausgedehnten Kirchspiel, — es war fast so groß wie die ganze Schweiz und hatte damals nur eine Bahnlinie, die von Norden nach Süden durchging, — bestand darin, eine solche Bedienung desselben zu ermöglichen, daß die Gemeindeglieder lang vorher wußten, wo sie den Seelsorger am nächsten erreichen konnten. So entstand mein Rundschreiben an die Gemeinden, das zu Weihnachten erschien und den Arbeitsplan des ganzen nächsten Jahres enthielt. Eine erbauliche Ansprache und Bekanntmachungen von allgemeinem Interesse, Quittungen über Liebesgaben u. a. m. gaben dem Blättchen immerhin einen Wert. Man konnte es in den meisten Familien wohlverwahrt in der Bibel finden!

Allein schon die Konfirmationen waren eine Schwierigkeit für sich. Man konnte unmöglich den Leuten zumuten, daß sie auf hunderte von Kilometern ihre Kinder zum Hauptkonfirmandenunterricht ins Pfarrdorf schickten. Wo hätten denn alle diese Kinder daselbst Unterkunft finden können! So mußte ich vier- bis fünfmal im Jahr konfirmieren. Im Pfarrdorf gab es vier Wochen lang täglich mehrere Stunden lang Unterricht und wer es vermochte, schickte sein Kind dahin. Außerdem folgte in den langen Schulferien ein besonderer Unterricht für die städtischen Kinder, die im übrigen Teil des Jahres nicht abkommen konnten. Dieser war kürzer, aber für mich anstrengender, weil ich neben 6—8 deutschen Kindern stets einige solche hatte, die nur estnisch oder russisch verstanden. Da mußte in drei Sprachen jeder Punkt erklärt werden. Viele der wohlhabenden Familien baten uns, für diese Zeit ihre Kinder bei uns aufzunehmen. Von der Dehnbarkeit der Räume eines gastlichen Pfarrhauses kann man sich da einen Begriff machen!

Zwei andere Konfirmationen in entfernteren Teilen des Kirchspiels mußten mit je 8 Tagen zufrieden sein. Da pflegte ich es so zu machen: am Sonnabend traf ich ein und prüfte die Kinder in Gegenwart ihrer Eltern und Lehrer, ob sie die Hauptsachen des Lebens Jesu, der fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus und 6—8 Kirchenlieder kannten. Wer bestand, blieb für die nächste Woche da. Jeden Tag unterrichtete ich etwa fünf Stunden und hielt abends für



die Kinder und Eltern Gottesdienst. Am nächsten Sonntag war dann die Konfirmation. Das sieht freilich von weitem wie Schnellbleiche aus, — aber wieviele meiner deutschen Kolonistenkinder waren viel besser vorbereitet, als manche Gymnasiasten in Düsseldorf!! Wer aus einem bibelfesten Pietistenhause kam, brachte eben außer dem Memorierstoff noch soviel biblische Begriffe und religiöses Verständnis mit, daß es leichter war, in einer Woche solche Kinder vorzubereiten, als die Sprößlinge einer welteligen wohlhabenden Familie des Rheinlands, in welcher ein gottfremder Ton eingerissen war.

Die nur estnisch redenden Kinder wurden, soweit sie nicht städtische Schulen besuchten, in einem Estendorfe besonders unterrichtet und konfirmiert. Für die betreffende Gemeinde, in der solcher Unterricht stattfand, war das eine Festzeit: nicht nur die Abendversammlungen waren stets überfüllt, sondern manche hungrige Seele bat um Erlaubnis, dem ganzen Unterricht beiwohnen zu dürfen. Jetzt nachträglich muß ich ja sagen: die Anforderungen an meine Nervenkraft waren sehr groß in solcher Woche. Besonders, weil doch zwischenhinein ich schnell in ein Nachbardorf zu einem Begräbnis geholt wurde, oder Brautpaare ankamen, die getraut werden wollten, oder ein schwerer Krankheitsfall zu einer seelsorgerlichen Aussprache Veranlassung gab. Oft hatte ich auch Streitigkeiten in der Gemeinde zu schlichten, oder medizinische Ratschläge für kranke Menschen oder Haustiere zu geben! Nur eins fehlte mir damals noch: ich wußte nichts von Nervosität!!

Sonst hätte ich die Riesenlast von geistiger Anstrengung neben den körperlichen Strapazen nicht ausgehalten; oder vielleicht hielten die letzteren den Körper gerade soweit im Schach, daß er dem Geiste williger diente! Über den Einfluß des Geistes auf den Körper und umgekehrt habe ich damals wenig nachgedacht, sondern ich machte unaufhörlich notgedrungen Experimente, wieviel beide aushalten können.

Nur ein paar Beispiele: Eine anstrengende dreiwöchentliche Predigtreise schloß mit dem monatlichen Simferopoler Amtssonntag. Deutscher Gottesdienst mit Abendmahl und Taufen; nach halbstündiger Pause estnischer Gottesdienst mit Abendmahl und Taufen. Um vier Uhr aß ich schnell zu Mittag, denn ich wollte noch die sechszwanzig Kilometer nach Neusatz heimfahren. Mein Kutscher war schon am Samstag abend zur Stadt gekommen, um Einkäufe für den Haushalt zu machen. Als er jetzt anspannen will, reißt sich der junge, unbändige Fuchs los und jagt ausschlagend und bockend auf dem engen Schulhof umher: er will sich nicht einfangen lassen. Alles Zureden und Überlisten hilft nichts. Da ließ ich den Küster und den Kutscher eine lange Wäscheleine nehmen und damit den Wildling allmählich in einer Ecke einkreisen. Dann trat ich mit der ganzen Kraft meiner Stimme an. Jetzt war sein Widerstand gebrochen.

Gegen sieben Uhr abends war ich daheim, von Frau und Kindern freudig begrüßt. Jetzt sollte ich ja vierzehn Tage lang zu Hause

bleiben, wo ich in der Zentralschule Religionsunterricht erteilen und in meiner kleinen Missionschule mancherlei andere Stunden zu geben hatte. Auch eine Menge schriftlicher Arbeiten harrten der Erledigung. Wir saßen noch beim Abendbrot, da brachte ein reitender Bote ein Telegramm aus Sebastopol: ein höherer Offizier war totkrank und begehrte das Abendmahl. Man hatte bestimmt gerechnet, daß ich kommen würde und sofort deutschen und estnischen Gottesdienst für Montag angesagt. Auch wäre eine sogenannte „bessere“ Trauung schnell auf diesen Tag festgesetzt, damit das Brautpaar und die Zeugen nicht erst die weite Fahrt nach Neufas machen müßten. Nichts zu machen! Schnell wieder gepackt und zurückgefahren. Um elf Uhr nachts war ich auf dem Bahnhof in Simferopol und hieß den Kutscher den Montag über in der Stadt bleiben, da ich Dienstag früh aus Sebastopol zurück sei.

Als ich die Fahrkarte lösen will, höre ich zu meinem Schrecken, daß ein Tunnel eingestürzt sei und kein Zug nach Sebastopol ginge. Aber ich muß morgen früh 9 Uhr dasein! Es waren neunundsiebzig Kilometer. Draußen standen noch zwei Simferopoler Droschken. „Wer von Euch führt mich sofort durch die Nacht nach Sebastopol?“ Zaudern, Sträuben, Überlegen, — endlich sage ich: „Ich habe keine Zeit zu verlieren: wollt Ihr mich für dreißig Rubel (fünfundsechzig Mark) fahren?“ Das war ein ungeheurer Preis für jene Gegend und der eine Kutscher entschloß sich dann auch. An die Fahrt mußte ich noch oft denken. Zweimal hatte der Mann den Weg verfehlt, und ich mußte mit einer der Wagenlaternen in der Hand den rechten Weg suchen. Als es tagte, stellte ich fest, daß es völlig ausgeschlossen sei, bis neun Uhr mit den müden Säulen noch um die ganze Bucht von Sebastopol zu fahren. Wir befanden uns am Nordabhang in der Nähe des großen „Brüderkirchhofs“ aus den Zeiten des Krimkrieges.

Da kam mir ein rettender Gedanke: „Heda, Kutscher, fahre nicht links, sondern den ersten schmalen Fahrweg rechts hinunter an die Bucht! Ich will von dort mit einem Boot herüber nach der Stadt!“ In zehn Minuten waren wir am Wasser. Aber hier gab es keine Ueberfahrtsstelle für das Publikum, sondern nur eine militärische Bootsstelle. Einerlei! Ich rufe den Matrosen heran und zeige ihm das Telegramm, worin der Name eines der höchsten Offiziere der Garnison drin steht und verlange sofort übergeführt zu werden. Auf Widerspruch ließ ich mich nicht ein, sondern bot ihm ein gutes Trinkgeld. Dann lohnte ich den Kutscher ab und stieg mit meinem Gepäck ins Boot. Punkt neun Uhr war ich im Hotel, wo man mich erwartete. — In der nächsten Nacht war der Tunnel ausgeräumt und ich fuhr um elf Uhr ab, um gegen zwei Uhr morgens in Simferopol anzukommen. Mein Kutscher stand schon bereit am Bahnhof und ehe Frau und Kinder aufstanden, war ich wieder zu Hause. Zwei Nächte kein Auge zugetan! So etwas sollte man mir jetzt in Deutschland zumuten!

Ein anderes Mal hatte ich in Simferopol den estnischen Gottesdienst gerade beendet, da trat ein ernster, schlicht gekleideter Mann in die Sakristei: „Herr Pastor, ich bin Oberverwalter von Herrn X...\*, der liegt totkrank und läßt Sie bitten, mit mir zu fahren, um ihm das Abendmahl zu geben.“ „Herr X... gehört nicht zu meinem Kirchspiel; sein Gut, auf dem er wohnt, liegt ja vierzig Kilometer jenseits der Krim auf dem Festlande.“ „Ja, aber der Pastor von Odeffa, der sonst hinzukommen pflegt, ist selbst krank und da hat man mich geschickt, Sie zu holen.“ Nichts zu machen! Ich schickte meinen Kutscher mit kurzer Nachricht an meine Frau heim und fuhr mit dem Oberverwalter ab. Zuerst etwa hundert Kilometer Bahnfahrt. Als wir ausstiegen, wartete ein offener, aber bequemer Reisewagen, mit vier prachtvollen Pferden bespannt, schon auf uns. Ich habe das schnelle Fahren stets geliebt und oft geübt, aber so war ich noch nie gefahren! Auf der ebenen Steppe ohne Steine und Gräben ging es jetzt in rasendem Tempo dahin; die beiden Deichselpferde, Orlow'sche Traber, griffen rasend aus, und die Seitenpferde blieben in voller Karriere. Die fünfundzwanzig Kilometer bis zum nächsten Gut des Herrn X... wurden in einer Stunde durchbraust. Dort stand schon ein neues Viergespann; wir nahmen unsere Sachen und stiegen ein. Jetzt ging's wieder so. Alle fünfundzwanzig Kilometer (es war alles X...scher Landbesitz) stand wieder solch ein Viergespann fertig wartend da. Man wird zuletzt doch schwindlig von solch rasender Fahrt! Und doch stand die gnädige Frau mit der Uhr in der Hand auf der Treppe des weitläufigen Herrenhauses und sagte mißbilligend: „Herr Heinrichs, Sie sind fast eine halbe Stunde zu lange gefahren. Sie wissen doch, daß wir keine Pferde zu schonen brauchen.“

Nun, ich kam noch zurecht, ich konnte dem armen reichen Mann Gottesdienst halten und das Abendmahl spenden. Er lebte aber noch vier Wochen nachher und dann wurde ich wieder zu seinem Begräbniß geholt. Da waren 4000 Hirten zu Fuß und 4000 zu Pferde, die alle auf seinen Gütern dienten! Damals hatte die Familie X... noch außer ihrer großen Pferdezucht 32 000 Schäferhunde für ihre Schafherden. Als ich den Kranken fragte, wieviel Schafe er denn habe, zuckte er wehmütig lächelnd die Achseln: „Das weiß bloß Gott! Aber ein Nachtfrost im vorigen April tötete mir 700 000 Lämmer; das weiß ich, weil soviel Felle verkauft wurden!“

---

\* Er nannte den Namen des reichsten Land- und Schafherdenbesizers in Südrußland.





# Aus der Briefmappe des Evangelisten.



„Heilsarmee“. Die Heilsarmee ist eigentlich keine Sekte. Um dem ungeheuren sittlichen und religiösen Verfall im Osten Londons zu steuern, wo es Millionen Menschen gab, die sich um keine Kirche kümmerten, gründete W. Booth die Heilsarmee. Militärische Abzeichen, Rangstufen und Musik bilden die äußerliche Form für eine Schar von Rettern, die sich bemühten, durch Evangelisation und soziale Hilfen die Verlorensten aus den Ketten der Trunksucht und Anzucht zu retten. Da die Heilsarmee im Punkt der christlichen Lehre sehr dürftig ist, keine Sakramente und kein Pfarramt kennt, ist sie keine Sekte. Religiös schätze ich ihre Erfolge nicht so hoch ein, wie sozial. Wir hätten schon längst eine ähnliche Rettungsarbeit ohne die militärische Äußerlichkeit haben resp. die schon vorhandenen Rettungsarbeiten der inneren Mission und der privaten Liebestätigkeit in ganz Deutschland zu einem Organismus zusammenschließen müssen. Ob die Heilsarmee nach dem Kriege von England ganz unabhängig sein wird, bleibt abzuwarten. Eine Sekte ist eine kleine Abspaltung von einer Kirche, die in Lehre und Gottesdienstformen abweicht und auf eigene Gemeindebildung und Selbständigkeit hinstrebt. Das hat mit der landeskirchlichen Gemeinschaft, die sich in Wort und Sakrament von den kirchlichen Pfarrern bedienen läßt, nichts zu tun.

F. B. Daß man allmählich durch die vielen Nervenerschütterungen dieser langen, bangen Kriegszeit „zappelig“ wird, gebe ich Ihnen zu. Aber liegt darin eine Entschuldigung für das andere, was Sie andeuten: Daß jetzt bei Ihnen keine Mäßigkeit vergehe, wo man nicht zankt und nervöse Gereiztheit ausbricht. Höchstens konnte es für Christen heißen: jetzt gilt es doppelt achthaben auf sich selbst! Vielleicht vorher mehr leise beten, damit man nachher freundlich schweigen oder friedlich zuhören kann! Jesus ist nicht nervös geworden und er möchte doch seine Rinder vertreten werden. Wieviel Schaden wir durch unbedachtes Nachgeben gegen die vielleicht körperlich sehr begründete Verstimmung und wie dankbar wären die andern, wenn wir die stille Güte und starke Gelassenheit hätten, die Ihnen gerade fehlt.

E. F. Beschäftigen Sie sich nicht so andauernd mit Ihrem Schmerz! Ich kenne ein Mittel, durch das man wenigstens von der selbstsüchtigen Form dieses Kultus abgelenkt werden kann. Andere haben es nämlich zum Theil noch viel schwerer als Sie. Bei uns liegt ein Mann noch schwer verletzt im Lazarett; — sein Weib ist im Gram und in Sorge um ihn nervenleidend geworden, so daß sie in eine Anstalt kommen mußte. Auch die Nahrungsforgen kamen schwer über sie. Da tötet eine Fliegerbombe in einer Sekunde alle ihre vier Kinder! Wie leiden Mann und Weib, die einander in dieser schweren Not nicht einmal sehen und sprechen konnten. Oder: ich kenne eine Pastorin, deren zwei Söhne draußen gefallen sind und den Mann schleppten die Russen mit fort; jetzt ist er dort im russischen Gefängnis gestorben. Oder: eine Mutter, die sieben Söhne draußen hatte, mußte schon vier in den Tod geben und der fünfte liegt im französischen Lazarett! — Gehen Sie mal zum Pfarrer und bitten Sie ihn um zwei oder drei Adressen aus Ihrer Stadt, wo bitteres Leid herrscht, und dann gehen Sie hin und sprechen Sie sich freundlich mit den Trauernden aus (Sie dürfen auch mit ihnen weinen!) und wenn Sie dann wieder heimkommen, werden Sie Ihre Last leichter tragen. Beten Sie für alle Leidtragenden und unser ganzes schwer geprüftes Volk!

Frau Baronin v. W. Sie schrieben mir über Italiens Bundesbruch Hefekiel 17, 12—22. Das stimmt wirklich und ich kann mir nicht vorstellen, daß eine solche nichtswürdige Treulosigkeit nicht ihren Lohn bekommen wird. Vielleicht mußte noch so etwas hinzukommen, um unserem Volke einen neuen Schwung zum Kampf und eine neue Anregung, dem Herrn sich ganz anzuvertrauen, zu verleihen. (Geschrieben am 26. 5.)

G. in P. Es freut mich, daß mein Buch „Auferstehung des Fleisches“ Ihnen soviel erwünschten Aufschluß über das Leben nach dem Tode gegeben hat. Wenn die Laienwelt meine Arbeit so einschätzt, wie viele Briefe mir bezeugt haben, dann ertrage ich es gern, daß die Regerrichter beim Erscheinen desselben mich so unglimpflich behandelt haben. Schmerzlicher bleibt nur das eine, daß es viele frühere Genossen im Kampf gibt, die, ohne dasselbe gelesen zu haben, das Buch und den Schriftsteller verdammen. Ist es auch recht, jemand ungehört zu verurtheilen?

3. Efe. Ihre freundlichen Zeilen mit dem Dankesopfer habe ich am 13. Juni dankend erhalten.



# Vom Büchertisch

H. W. Seidel. Wege zum Sieg. Berlin, Ostdeutscher Jünglingsbund. 15 Pfennig.

Man wird der Kriegsliteratur gründlich überdrüssig, wenn kaum ein Tag vergeht, wo nicht wieder ein Heftchen oder eine Predigt einem auf den Tisch flattert. Dann freut sich der arme Bücherleser, wenn etwas Besonderes drunter ist. Zu solchem Besonderem, Ansprechenden, Aufmunternden gehört auch „Wege zum Sieg“. Drum kann ichs empfehlen.

Neuberg-Stange. Gottesbegegnungen im großen Krieg. I. Dresden, Ungelenks Verlag. (Geplant sechs Lieferungen à 50 Pf.)

Der Gedanke ist gut: Zeugnisse religiösen Erlebens der Teilnehmer des Krieges zu sammeln. In der ersten Lieferung ist auch, was die Auswahl anlangt, ein guter Anfang gemacht. Das kann eine wertvolle Sammlung werden.

E. R. Victor. Wehrt euch und freuet euch! Ein fröhlicher Brief und eine lustige Geschichte für unsere lieben Feldgrauen. Barmen, Biermanns Verlag. 50 Pf.

Daß man in den ernstesten Kriegszeiten auch mal wieder herzlich lachen kann, läßt sich an diesem prächtigen Büchlein erleben. Trotz allem andern, — solch ein Humor ist wirklich eine Gottesgabe. Ich schicke das Büchlein sofort ins Feld.

E. R. Victor. Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt! Barmen, Biermanns Verlag. M. 1.—.

Eine ernste Geschichte, die man ob im Krieg oder im Frieden lesen sollte! Besonders die Monisten sollten sie lesen; steht doch etwas drin, was sie gerade angeht.

Gerhard Tolzien, Domprediger. Zwölf Kriegspredigten. Schwerin, Hahns Verlag. M. 1.50.

Was aus Tolziens Feder stammt, lohnt sich auf alle Fälle zu lesen. Auch unter diesen Kriegspredigten sind manche sehr originell, andere sehr warm, andere sehr scharf, andere sehr lebendig. Man kann vieles daraus lernen fürs eigene Predigen.

Pic. Dr. Paul Wapler. Johannes v. Hofmann. Weichert Verlag. Gebd. M. 10.—.

Der Verfasser hat es unternommen, die Lebensgeschichte, das theologische Werden und Sein des berühmten Erlanger Hofmann zu schreiben und hat sich



damit ohne Zweifel ein hohes Verdienst und den Dank aller derer, die von Hofmann gehört und auch etwas gelernt haben, erworben. Es ist reizvoll, dem Leben eines so überaus einflussreichen Theologen nachgehen zu dürfen und für den Theologen ist es ein nicht abschätzbarer Wert zu sehen, wie die bedeutungsvollsten Werke entstanden sind. Was mir die Biographie eindrucklich gemacht hat, ist das, Hofmanns Werke waren eine Notwendigkeit; sie kamen aus einer inneren Nötigung und daher kommt es auch, daß sie ein Stück Geschichte der Theologie bedeuten.

Der Verfasser hat es meisterlich verstanden, sein Werk in einer Sprache darzubieten, die einem das Lesen seines Werkes zu einer Freude macht. Dies ist meines Erachtens ein Vorzug des Werkes, der wenigen Biographien von solchem Umfang zugesprochen werden darf. D.

Wilhelm Laible. Evangelium für jeden Tag. II. Teil. Volksausgabe. Leipzig, Döffling & Francke. 1914.

Gleich dem von uns früher besprochenen I. Teil ein erquickliches Buch, voll goldener Worte und wahren Dienstes an den Seelen, dabei originell im guten Sinne. Wer den I. Teil besitzt und sich täglich gestärkt hat an diesem Vorne männlichen, evangelischen Glaubens, wird sich zweifellos auch diesen zweiten zu-legen, der die festlose Hälfte des Kirchenjahres behandelt. R. P.

Dr. Ihmels. Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik. Deichert Verlag, Leipzig. 60 Pf.

Dieser ausgezeichnete Vortrag kann nicht genug empfohlen werden. Er gehört insbesondere den Frauen und Männern in die Hand gegeben, die Bedenken haben, daß wir als Christen noch Krieg führen. In lichtvoller und allgemein verständlicher Weise versteht es der bekannte Gelehrte und Prediger die Schwierigkeiten aufzuzeigen, aber auch einen Weg zu weisen, der gangbar ist.

---

---

## —Reiseplan—

Fällt für Juli und August ganz aus.

---

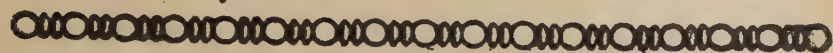
### Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen M. 3.50. Bei direkter Zusendung unter Kreuzband M. 4.—. Einzelnummer 35 Pf. Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor S. Keller in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von Walter Mombert in Freiburg i. Br. — Druck von S. M. Poppen & Sohn, Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort



13. Jahrgang

Heft 11

August 1915

## Kriegsblind\*!

O Gott, durch beide Augen ging der Schuß?  
Und er wird nie im Leben wieder sehen?  
Ach, welch' ein grausam-fürchterliches Muß,  
Im Dunkeln durch die helle Welt zu gehen!

O tödlicher, o mörderischer Krieg! —  
Du durftest ihm die lieben Augen brechen?  
Wie konnte er, wenn auch die Lippe schwieg,  
So treu und freundlich doch mit ihnen sprechen!

Wie gerne möcht' ich ihm die meinen lei'h'n  
Und selbst in Finsternis und Dunkel weilen!  
Und kann ichs nicht? Soll ich nicht mein und dein,  
Nicht alles hier im Leben mit ihm teilen?

O Gott sei Dank, daß er noch lebend mein!  
Nun dürfen meine Augen für ihn sehen!  
Ich kann sein Licht, soll sein Augapfel sein! —  
Ach Herr — nun lehre es uns ganz verstehen:

Hilf uns hinein ins rechte mein und dein,  
Ins freie Nehmen und ins frohe Geben  
Und laß es doch nicht ohne Sonnenschein,  
Auch dieses dunkle, augenlose Leben!

M. St. ....

---

\* Es sollen gegen dreihundert Kriegsblinder sein!





## Der Hebräerbrieff in Bibelfstunden.

### 23. Prattische Ermahnungen.

Rap. 13, 1 bis 14.

Von einer Höhe hinab ins Tal führt der Verfasser jetzt seine Leser. Soeben noch hatten wir den großen Ausblick auf den endlichen Abschluß der Menschheitsgeschichte, und im heutigen Abschnitt müssen wir uns im Alltag und den kleinen täglichen Pflichten zurechtfinden. Aber das ist ja das Richtige: die großen und die kleinen Blicke müssen sich gegenseitig ergänzen und kontrollieren und die Wage halten! Käme das in unserem persönlichen Christentum nur häufiger und ehrlicher vor, daß man die großen und die kleinen Pflichten, Hoffnungen und Kräfte aufeinander einstellte, würde unsere innere Entwicklung harmonischer verlaufen, als es jetzt praktisch der Fall ist.

Rap. 13, B. 1—6. „Es bleibe die Bruderliebe. Gastfrei zu sein, vergesset nicht; denn dadurch haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt. Gedenket der Gebundenen als Mitgebundene, der Mißhandelten als solche, die selbst auch im Leibe sind. Die Ehe soll bei allen in Ehren gehalten werden und das Ehebett unbefleckt. Denn die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten. Der Wandel sei ohne Geiz; lasset euch genügen mit dem, das da ist. Denn er hat gesagt: ich will dich nicht verlassen, noch dich versäumen, also daß wir getrost sagen dürfen: Der Herr ist mein Helfer; ich will mich nicht fürchten. Was sollte mir ein Mensch tun?“

Es müssen die Menschenherzen doch damals gerade so gewesen sein, wie heute, daß kaum eine andere Ermahnung in den Briefen der Apostel so häufig wiederkehren muß, als die zur Bruderliebe! Denn heute können wir diese schwache Stelle am Leibe der christlichen Kirchen und Gemeinschaften oft genug sehr schmerzlich studieren. Es



hilft auch nichts, wenn jemand sagen wollte: „Das liegt nur daran, daß die Leute nicht recht bekehrt sind!“ Als ob bei den Bekehrten nicht auch Sonderinteressen, Papsttum, Rechtshaberei und Parteiwesen die schönsten Pflanzungen der Bruderliebe wieder verwüsteten. Hier ist eine Stelle in jedem Christenleben, die von Zeit zu Zeit einer Belastungsprobe ausgesetzt werden muß, wie eine Eisenbahnbrücke!

Bei B. 2 braucht man nicht notwendig an Abrahams<sup>7</sup> und Lots Erfahrungen zu denken. Damals, als der Verfasser das schrieb, mußten viele der besten Christen, „deren die Welt nicht wert war,“ flüchten und die Gastfreundschaft der anderen Christen war ihr einziger Schutz und Lebensunterhalt. Wie werden da manche solche Liebesdienste mit Engelsdiensten an ihren Wirten belohnt haben!

Wie man das Wort „Gebundene“ in B. 3 auch auffassen mag, — die praktische Ermahnung bleibt dieselbe. Denkt man an die damals häufig gefangen gesetzten Christen, so gilt natürlich Matth. 25, B. 36 bis 39. Versteht man das Wort „Gebunden“ dagegen von jenem Seelendruck, den manche körperliche Belastungen oder Gewohnheiten, die man selbst nicht ausrotten kann, ausüben, dann soll man sich innerlich mitverantwortlich und zur Hilfe verpflichtet fühlen. Wie froh sind wir, wenn andere uns in unserer Trübsal trösten! Wie sollte da das kleine Wörtchen „mit“ unter uns doch so groß geschrieben werden! Heute sind jene die Mißhandelten, — steh' ihnen bei; morgen, wenns an dich kommt, werden sie dir helfen.

B. 4 gibt auch zu denken. Warum mußten die Ermahnungen, sich von geschlechtlichen Sünden frei zu halten, so oft den ersten Christengemeinden gesagt werden? Nicht nur war die Unzucht eins der stärksten heidnischen Laster, und die Frischbekehrten aus den Heiden hatten sich noch nicht in christlicher Lust und Sitte an reinere Auffassungen gewöhnen können, sondern es ist heute noch so, daß nichts den Menschen so abstumpft für religiöse Interessen als eine laze, leichtfertige Behandlung geschlechtlicher Fragen. Trauriger ist, daß heutzutage, nachdem unser Volk anderthalbtausend Jahr mit dem Christentum bekannt ist, die Unsittlichkeit zu solchem Volksverderben sich auszuwachsen konnte. Oder ist das nur ein Symptom dafür, daß der Einfluß des Christentums so stark zurückgegangen ist? Auch in sogenannten christlichen Ehen gibts manche Vorgänge, die wie ein geheimer Bann auf den Betreffenden liegen. Gott wird nicht etwa nur am jüngsten Gericht die Unzüchtigen anfangen zu richten, sondern gerade auf diesem

Gebiet trägt das Unrecht die Bestrafung schon in sich: es ist kein Laster, das auf Erden am Leibe des Menschen so gestraft würde, wie die Unkeuschheit.

Die nächste Ermahnung wendet sich gegen das andere Hauptlaster der Heiden: den Geiz. Jesus hat da schon die schärfsten Worte gebraucht: Gott dienen oder dem Mammon. Das Geld möchte an Stelle Gottes treten und verspricht uns daher: „Diene mir, häufe mich auf und ich will dich belohnen und versorgen!“ Wer sich erst ans Geld verkauft hat, der geht an Geldsorgen und Geldschmerzen zu Grunde, — einerlei ob er verhungert oder in Gold erstickt. Es wird auch heute notwendig sein, von Zeit zu Zeit eine Probe zu machen, wie es mit der geheimen Stellung unseres Herzens zum Gelde aussieht. Die Gesinnung und Anteilnahme des geistigen Theils der Persönlichkeit entscheidet. Wie reich ist Gott über alle, die ihn mit Ernst anrufen und ihr Vertrauen auf ihn setzen! Warum sträubt sich denn ein wirklich gläubiger Christ so sehr, in diesem Stück sich ganz auf den Herrn zu verlassen? Vielleicht fürchtet er, daß er dann zu größerer Treue und strengerer Geisteszucht angehalten werden würde, als dem alten Menschen bequem ist!

B. 7. „Gedenket eurer Führer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; schauet den Ausgang ihres Wandels an und folgt ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

In den Verfolgungszeiten war es von der größten Bedeutung für die schwankenden Gemüther, wenn markige, weithin wirkende Führer da waren. Aber auch wenn solche Männer den Märtyrertod erlitten haben, wirkt solches Beispiel gewaltig nach. Wir haben kleinere Zeiten — und doch gedenken wir gerne an Menschen, die uns das Wort Gottes in besonderer Weise gesagt haben und wissen, daß mancher von ihnen zu uns redet, obschon er gestorben ist. Der Tod ist darin, soweit es schwache Menschen betrifft, auch ein guter Maler; er streicht so manchen Zug weg, der da im Augenblick entstellte, und verstärkt die großen, wichtigen Linien. Das hat er nur bei einem nicht nötig, ja das wäre ihm sogar unmöglich, denn Jesus Christus ist immer derselbe! Der Tod nimmt und gibt ihm nichts; die Zeit kann ihm nichts anhaben, er bleibt derselbe. Sein Gestern deckt unser Gestern, — unsere sündliche Vergangenheit, an der wir alle leiden, — sein Heute will unser Heute durchleuchten, denn was er jetzt lebt am Throne

246

der Macht, lebt er für uns; seine Kraft möchte in unserm Leben zur Offenbarung kommen, und seine Zukunft ist das herrliche Reich der Ewigkeit; damit schlägt er alle unsere Sorgen um unser Morgen aus dem Felde! Ach, daß wir mehr an seiner Person, seiner Liebe, seinem Leben hingen! Dann würde unser Leben anders, gehaltvoller und gesegneter für andere.

B. 9. „Lasset euch nicht durch mancherlei und fremde Lehren umtreiben; denn es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, (welches geschieht) durch Gnade, nicht durch Speisen, davon keinen Nutzen gehabt haben, die damit umgehen.“

Damals, wie heute hilft gegen die Gefahr, daß man von mancherlei und fremden Lehren umgetrieben werde, nichts so gut, als das köstliche Ding: das fest gewordene Herz. Aber das kann man nicht durch Opfermahlzeiten oder pünktliche Erfüllung von allerlei Gesetzesvorschriften erlangen, sondern es ist ein Geschenk Gottes, Gnade. Daher müßte das Interesse von allen jenen „Speisen“ weg nur auf den gerichtet sein, in dem Gottes Gnade uns allein entgegentritt: Jesus Christus! Der persönliche Umgang mit ihm, die tägliche Treue gegen ihn, das gute Gewissen zu ihm, — daß da nur keine Verstimmung zwischen ihm und uns entstehe! — das sind die Kräfte und Vorgänge, die ein Menschenherz köstlich machen, d. h. fest und zuverlässig vor Gott und Menschen. Aber köstlich ist etwas seltenes: sollte es hier nicht auch selten sein?

B. 10 bis 14. „Wir haben einen Altar, davon nicht Macht haben zu essen, die der Hütte pflegen. Denn welcher Tiere Blut durch den Hohenpriester in das Heilige gebracht wird um der Sünde willen, deren Leiber werden verbrannt außerhalb des Lagers. Darum hat auch Jesus, damit er durch sein eigenes Blut das Volk heilige, gelitten außerhalb des Zores. So lasset uns nun zu ihm hinausgehen außerhalb des Lagers und seine Schmach tragen; denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Einst hatten die Leser an den großartigen Opferfesten und -mahlzeiten in Jerusalem teilgenommen, wo nationale, religiöse und kindisch-



sinnliche Freuden zusammenfloßen. Durch ihr Christgewordensein waren sie davon ausgeschlossen. Das wäre für unser Gefühl ähnlich, als wenn wir Weihnachten nicht mehr mitfeiern dürften! Daran denkt der Verfasser bei diesen Sätzen. „Wir haben einen Altar“, — jene andern nur eine Hütte: das ist ihr Gottesdienst nach jüdischem Ritus. Was ist nun besser? Jene alten Opfermahlzeiten oder die Liebesmahle der Christen? Vielleicht denkt er an das Abendmahl und seine besondere gesegnete Bedeutung. — Die Tiere, deren Blut man opferte, wurden nicht gegessen, sondern draußen außerhalb des Lagers verbrannt. An diesen kleinen Zug hängt der Verfasser seinen Vergleich an: Jesus war ausgestoßen von seinem Volk, ausgestoßen von der Erde, — hatte man ihm doch nicht einmal soviel Raum zum Sterben auf der Erde gelassen, als der ärmste Bettler hat, der sich doch ausstrecken kann, wenn er stirbt! — Wollen wir freiwillig eine Ähnlichkeit mit Jesu auf uns nehmen! Laßt den andern ihr Lager, ihre Riten und Sitten! Wenige Jahre später wurde Jerusalem zerstört und jene Opfermahlzeiten hörten für immer auf! Lieber draußen mit Jesu, als drinnen ohne ihn! Lieber draußen mit ihm Schmach tragen, als drinnen ohne ihn geehrt sein — und später ohne ihn verderben. Ist denn das überhaupt Schmach, daß die Leute, die ihn haßten, auch uns verfolgen? — Das irdische Jerusalem wird zerstört, aber das neue ewige Jerusalem ist zukünftig und sicher; dem trachten wir entgegen und lassen uns durch nichts Vergängliches an Lust oder Schmach davon abhalten, die ewige Heimat zu suchen: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!“

Amen.





## Christliche Amerikaner über: „Unsere Verantwortung im Weltkriege.“

(Aus dem Englischen des Christian Herald, New York, 5. Mai 1915.)

Weihnachten 1914 war's, in einer großen Fabrikstadt Sachsens. In manchem armseligen Häuschen sah es dieses Jahr trostlos aus, denn die Kinder konnten nicht wie sonst auf die bescheidene Weihnachtsfreude hoffen, die die Liebe ihnen früher doch bereitete. Da kam die Nachricht von dem großen Weihnachtsschiff, ganz bepackt mit Spielsachen und Geschenken, die schickte Amerika den Kindern Europas, und ein Teil der Sachen sollte auch in diese so schwer getroffene Stadt kommen! Aber — die Bürger hielten eine Sitzung und beschloßen dann einstimmig, daß sie kein Geschenk der Amerikaner für ihre lieben Kleinen annehmen würden. Es würde sie zu tief beschämen, Gaben in liebe kleine Kinderhände zu legen, von einem Volke, das zu gleicher Zeit Waffen und Munition liefert, durch die ihre Väter verwundet und getötet werden!

Diese einfachen Fabrikarbeiter Sachsens sprachen es aus, was man in ganz Deutschland fühlt: Amerika ist uns kein warmherziger Neutralstaat mehr, dessen freundliche Hilfe wir ohne zu erröten annehmen können. Amerika hat sich den Nationen angereicht, die zusammengeschmiedet sind durch das Verlangen, uns zu vernichten, zu töten, auszuhungern! Jedermann weiß es, daß der Krieg schnell vorbei sein würde, wenn die Munitionslieferungen der Amerikaner aufhörten.

— — Aber wir Amerikaner können ja sagen: „Was kümmern wir uns um die fremden Nationen! Wenn unsere Landesinteressen es verlangen, daß wir diesen Handel treiben, so haben wir nicht zu zaudern und sentimentalen, edelmenschlichen Gefühlen Raum zu

geben! Mögen wir nur ins Herz treffen! Wir haben eben von unserem Gebete um wahre Neutralität unseres Volkes abzustehen, wenn unsere Nation als Ganzes Nutzen daraus zieht, der Weltmarkt für Waffen zu sein.“

Aber haben wir wirklich Nutzen? Gab es je einen verderblicheren Handel für eine Nation? Gab es je einen schrecklicheren Gewinn? Hat es je einen Verdienst gegeben, der so das „Morgen“ und das „Später“ bedroht?!

Etliche unserer weitblickenden Geschäftsleute sind fest davon überzeugt, daß schon der Standpunkt von Dollar und Cent uns vor Geschäften warnen sollten, die diesen schrecklichen Krieg verlängern. Denn wieviele wirtschaftliche Werte liegen zertrümmert am Boden! — Gewiß, hie und da wird in kürzester Frist ein ungeheueres Vermögen angehäuft; aber was sagt das gegenüber dem schrecklichen Niedergang des amerikanischen Handels, wie er doch nach dem Kriege zu erwarten ist! Jede Schiffsladung Gewehre und Patronen, die den New Yorker Hafen verläßt, verzögert die Stunde, da endlich wieder der Welthandel friedlich die Freiheitsstatue grüßen kann. Und dieser Handel wird umso reger sein, je weniger die kriegführenden Mächte gegenseitig ihre wirtschaftlichen Kräfte zerstört haben. Eine Hafensperre für den Export von Waffen ist der einzige vernünftige Rat des Nationalökonomen, der nicht durch Fanatismus getrieben wird, sondern wirklich das Wohl seines Landes im Auge hat.

Aber ist Gewinn und Verlust unseres Landes wirklich nur nach Import und Export zu berechnen? Wie steht es mit der geistigen Abrechnung? Können wir uns wirklich noch über die Tatsache hinwegtäuschen, daß unser Ansehen in der Welt in den letzten 8 Monaten jämmerlich gesunken ist! Und wenn wir uns nun über die Sympathieeinbuße bei gewissen Nationen hinwegsetzen wollen, — natürlich müssen sie diejenigen verachten, die sich zu Führern der Weltfriedensbestrebungen machen wollten, den Friedenspalast im Haag erbauten usw., und doch die Fortsetzung des Krieges durch ihre fieberhafte Kriegsindustrie möglich machen! — Aber auch die neutralen Staaten sind hellsehtig genug, diesen entwürdigenden Widerspruch zu sehen. Selbst da, wo wir Gutes wollen, beschmutzt dieser unselige Erwerb unsere Hände. Es war eine schwedische Zeitung, die kürzlich schrieb,



es sei doch sehr seltsam von den Amerikanern, von ihrer Mildthätigkeit den Belgiern und Polen gegenüber groß zu reden, die ganze Sammlung betrage knapp 3 Prozent des Reingewinnes bei den Waffenlieferungen!

Mögen sie uns wohl wirklich achten, jene Nationen, deren politischem Ehrgeize wir dienen? Ganz im Gegenteil! Sie brauchen uns und klatschen Beifall, aber jeder, der Zeitungen liest oder von einer europäischen Beobachtungstour zurückkommt, bekennt offen, daß der Respekt vor den Amerikanern schnell sank, als man mit befriedigendem Schmunzeln die militärische Hilfeleistung in Empfang nehmen konnte. Darin sind sie einig, Dreiverband, Verbündete und Neutrale: — Alle sind überzeugt, daß amerikanische Hilfe dem Meistbietenden feil ist!

— — Doch mit unserem guten Ansehen in der Welt ging uns auch ein ungeheuer günstiger Gelegenheitsmoment für unser eigenes praktisches Nationalleben aus der Hand. Wenn wir von der ersten Stunde an erklärt hätten, daß wir auf unseren moralischen Anteil am Kriege beständen, indem wir jede Waffenlieferung an irgend eine Kampfpartei verweigerten, so wären wir der Schiedsrichter Europas in dieser gigantischen Weltgeschichtsstunde! Wer soll denn nüchtern bleiben, wenn nicht die Zuschauer, die Neutralen! Die neutralen Staaten Europas sind mehr oder weniger in das Kampfinteresse verstrickt und diejenigen Asiens und Südamerikas mangeln der Autorität. Unser war die Mission! Es war unsere Aufgabe!

Wir sagen vielleicht: „Was sagt uns das Urteil der Welt, — was hilft es, einer verpaßten Gelegenheit nachzujammern!“ — Können wir es übersehen, welch eine Gefahr unserem eigenen Lande erwächst? Was ist denn geschehen! Im Laufe weniger Monate ward die Industrie unseres Landes zu einer großen Kriegswarenfabrik. In vielen Bezirken ist kein einziger Betrieb im Gange, der nicht dem Kriege diene! Haben wir unseren alten Vorwurf vergessen, daß die Kanonenfabriken für den Kriegsgeist der Nationen verantwortlich zu machen seien! — Wie wird es denn werden, wenn drüben Friede wird und die großen Bestellungen aufhören? Wird man dann nicht unser eigenes Land versorgen wollen, und werden sich nicht die halbwahren und viertelwahren Gründe genügend finden, um von unserem Vorrat Gebrauch zu machen? Wer kann die Leute, die

durch den Krieg verdienen, daran hindern, eine pseudo-patriotische Hysterie anzureizen, die ihnen die gewünschten Absatzgebiete einbringt!

Also wenn wir uns mit unseren Volksidealen auseinandersetzen, so müssen wir bekennen, daß wir unserem wahren Nationalwohle entgegen gearbeitet und unseren zukünftigen Frieden untergraben haben. Wir sind unserer Überzeugung untreu geworden! Wir predigten den Friedensfürsten, aber jetzt, da die Versuchung kam, gelang es denen, die Krieg wollen, uns zu Verrätern unseres Glaubens zu machen!

Der Geist der Hunderte und Tausende, die durch unsere Schrapnells fielen, die Wehrlose derer, die wir verstümmelt haben, werden noch manchen Tag unser Land strafen! — Wann wird diese unsere Schande ein Ende nehmen und Amerika erwachen!



## Ein stilles Herz.

Die ganze Welt —  
Das Liebste fällt —  
Ich selber bin ein sterbend' Leben.  
Drum bitt' ich Dich  
Recht inniglich,  
Mein Jesus, Eines mir zu geben.

Ein stilles Herz,  
Das allen Schmerz  
In Deine heil'gen Wunden senkte  
Und ohne Grau'n  
Sein ganz Vertrau'n  
Nur Dir, nur Dir, mein Heiland, schenkte.

Ein stilles Herz,  
Das himmelwärts  
Der Lilie gleich zum Lichte trante,  
Das sich hinaus  
Zum Vaterhaus  
Und seiner gold'nen Ruhe sehnte.

Theod. Klingel  
† 1890.

## Vermißt.

Feldpostbrief von Hans Keller.

Die Korrespondenz der Feldgeistlichen ist ein Arbeitsgebiet, von dessen Umfang sich vielleicht nur wenige eine rechte Vorstellung machen können. Eine Ausnahme bildet allerdings die Feldpost. Seitdem die handlichen Kartenbriefe zur Ausgabe gelangt sind, hat unsere Divisionspost mir immer eine größere Anzahl zur Verfügung gestellt. Dafür bekommt sie dann jeden Tag ein Päcklein dieser Feldpostbriefe zurück, um sie in die Heimat zu befördern. Einer ihrer Beamten äußerte gelegentlich, er könne die Größe der jeweiligen Verluste unserer Truppen in etwa aus meiner Post ermessen.

Diese Arbeit ist besonders in den letzten Monaten gewachsen. Bei den Kämpfen um einzelne Schützengräben oder Sappen, da es bald vorwärts, bald wieder zurück geht, kommt es öfters vor, daß ein Mann fehlt, über dessen Verbleib kein Kamerad eine sichere Auskunft geben kann. Vielleicht wurde er, ohne daß jemand in der Hitze des Gefechts es merkte, von einer Granate zerrissen oder im Unterstand verschüttet. Dann liegt er wohl dort tot irgendwo im verloren gegangenen Gelände. Vielleicht ist er verwundet in die Hand des Feindes gefallen oder wurde durch irgend ein Mißgeschick unverfehrt gefangen genommen. Von seinen Kameraden weiß niemand etwas. Es ist, als ob der Erdboden ihn verschlungen hätte. Da bleibt dem Truppenteil nichts übrig, als ihn für „vermißt“ zu erklären.

Wenn dann die Angehörigen in der Heimat die Kunde davon erhalten, mag sie ihnen furchtbarer sein, als die Todesnachricht. Sie wollen auf jeden Fall nähere Nachrichten haben, und darum überschütteten sie den Truppenteil, die Offiziere und Kameraden — den betreffenden Feldgeistlichen nicht zu vergessen — mit Anfragen.



Wir im Felde verstehen es vollauf, wenn die Sorge sie dazu treibt. Aber manchmal werden solche Ansinnen an einen gestellt, daß es nicht immer leicht ist, mit der Liebe und Freundlichkeit zu antworten, auf die eigentlich die armen, schwer geprüften Angehörigen Anspruch haben.

Zur Klärung dieser Frage möchte ich hier einen Brief zum Abdruck bringen, den ich an einen Pfarrer in der Heimat auf seine wiederholten Anfragen hin geschrieben habe.

„Geehrter Herr Kollege! Sie bringen in ziemlich scharfen Worten Ihren Unwillen zum Ausdruck über meine mangelhafte Antwort und die telegrammartig kurze Notiz des Truppenteils. Ich erkläre mir das aus der begreiflichen Sorge um Ihr Gemeindeglied und seine Angehörigen, deren „herzerreißenden Jammer der schrecklichen Ungewißheit wegen“ Sie nicht länger mit ansehen können. Aber Sie dürfen nicht vergessen, wie viele Benachrichtigungen die Truppe in solchen verlustreichen Zeiten heimschicken muß. Dabei haben die Schreibstuben ganz naturgemäß gerade jetzt unendlich viel Wichtigeres zu tun. Ebenso geht es mir. Wenn ich für jeden Sterbenden oder Verwundeten einen ausführlichen Brief schreiben wollte, oder auf jede Anfrage aus der Heimat in langatmigen Ausführungen antworten, dann könnte ich nur einem ganz kleinen Teile meiner zahlreichen Gemeindeglieder dienen. In Ihrem Fall erübrigt sich sowieso eine eingehende Antwort; denn die Kompagnie, wie ich, können nur nochmals dasselbe schreiben: vermißt, wahrscheinlich gefallen, Näheres ganz unmöglich zu erfahren.

Aber gerade das verstehen Sie nicht, daß kein Kamerad in der Kompagnie sein sollte, der in der Lage wäre eine bestimmte Auskunft zu geben. Sie nehmen offenbar an, wir hätten uns nicht die nötige Mühe gegeben beim Ausfragen der Leute, die in seiner Nähe gewesen sind. Vergewärtigen Sie sich doch bitte einmal die Situation, in der Ihr Schützling offenbar gefallen ist.

Die Kompagnie hatte einen vorgeschobenen Graben besetzt und sollte ihn möglichst halten, bis eine dahinter liegende günstigere Stellung völlig ausgebaut wäre. Das ist auch in bewundernswerter Weise geschehen. In den späten Nachmittagsstunden des betreffenden Tages nahmen die Franzosen den Graben unter Feuer, das sich andauernd steigerte bis zum regelrechten Trommelfeuer. Einer meiner Bekannten, dessen Kompagnie einen flankierenden Graben besetzt

hatte, konnte die Wirkung dieses Feuers deutlich beobachten. Bald vor, bald hinter, bald in jenen Graben selbst trachten ganze Salven schwerster Artillerie. Schon nach einer halben Stunde war vom Graben nichts mehr zu sehen, sondern nur ein Meer von Granattrichtern, zerwühlte Erde, Ausrüstungsstücken und Baumaterialien. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß dort noch eine lebende Seele sein könnte. Dann setzte die französische Infanterie zum Angriff ein, voran die Schwarzen, wie meist bei diesen Loretto-kämpfen. Und da geschah das Wunder. Ehe sie selbst durch Flankenfeuer dem Ansturm hätten begegnen können, tauchten plötzlich aus dem zerschossenen Graben Gewehrläufe auf und die Braven, die dort noch am Leben waren, empfingen den Gegner so, daß er kehrt machte. Als die Nacht hereinbrach wurde diese Stellung, die doch nicht mehr zu halten war, geräumt. Soweit es möglich war nahmen die Überlebenden die Verwundeten mit, dann überließ man das Gelände den Franzosen, die bald nachrückten.

Ihr Gemeindeglied war weder unter den unverwundeten noch verwundeten Kameraden, die zurückgekommen sind. Will man es diesen verargen, daß sie über ihre Nachbarn keine Auskunft geben können. Die ganzen Kräfte Leibes und der Seele mußte jeder anspannen, um bei diesem furchtbaren Artilleriefeuer nicht völlig haltlos in sich zusammenzubrechen. Da konnte er nicht seines Bruders Hüter sein. Außerdem war es bei diesem Rauch, Dampf und Staub rein äußerlich garnicht möglich. Wahrscheinlich wird er dort gefallen sein und von den Franzosen in einem Massengrab auf der Lorettohöhe begraben. Aber gesehen hat das keiner. Darum ist es nicht ausgeschlossen, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß er verwundet in die Hand des Feindes gefallen ist. Dann müßten allerdings die Angehörigen von ihm bald ein Lebenszeichen erhalten.

Sie sehen, daß auch dieser ausführliche Brief Ihnen nicht mehr sagt, als die beiden kurzen Kartenbriefe. Hoffentlich sehen Sie aber nun ein, daß es nicht in unserer Macht liegt, irgend etwas Bestimmtes zu erfahren. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie uns Feldgeistlichen unterstützen würden, indem Sie bei ähnlichen Fällen gleich von vornherein in diesem Sinne aufklärend wirken würden.“

Zahllose ähnliche Fälle habe ich bereits erlebt. Manchmal kam noch nach vielen Wochen plötzlich ganz unerwartet die Kunde, daß der Vermißte in einem französischen Lazarette sich befindet. Dann

haben wir uns mit den Angehörigen von Herzen gefreut. Kommt diese Nachricht nicht, dann bleibt die entsetzliche Ungewißheit, die wir im Felde aber nicht zu beseitigen vermögen, wie gerade der angeführte Brief zeigt. Wie sich aber in solchem Falle wahre Christen verhalten, dafür sei zum Schluß der Brief einer Mutter angeführt, der ich auch nur das eine Wort über ihren Sohn mitteilen konnte: „vermißt“. Sie schreibt unter anderem:

. . . Er war mein Ältester, den ich mit seinen Geschwistern allein großgezogen hatte, nachdem mein Mann so früh von mir genommen war. Jetzt war er etwas geworden, und ich fand Rat und Stütze bei ihm. Als er in den Krieg zog, nahm ich Abschied von ihm mit dem Gefühl, daß es kein Wiedersehen mehr gibt. Wie dann aber der Winter verging und der Frühling ins Land zog und er immer noch lebte, da regte sich in mir wieder die Hoffnung. Nun ist alles vorbei. Dazu noch die lähmende Ungewißheit. Aber er hat 8 Monate lang heldenhaft seine Pflicht getan, doppelte Auszeichnung hat er sich verdient und voraussichtlich wäre er noch zum Offizier befördert worden. Da will ich, seine Mutter, gleiches Heldentum zeigen. Ich muß es schon um meiner anderen Kinder willen tun. Ich kann es aber auch, weil ich es felsenfest weiß, daß der Gott, der mich während meines langen Witwenlebens nicht verlassen hat, auch jetzt bei mir ist. Ich will dieses Kreuz tragen im Bewußtsein, dadurch reiner und reifer in meinem Christenleben zu werden. Darum klage ich nicht und belästige Sie nicht mit weiteren Fragen. Sie werden einer schwergeprüften Mutter auch ohne das Gewißheit zukommen lassen, wenn Sie dazu in der Lage sind. Ich will geduldig aushalten, bis mir die Kunde kommt, daß er noch lebt oder daß auch er sein Leben für das Vaterland dahingegeben hat. Gott läßt mich nicht allein. . . . .





## Aus meinem Leben 23.

Eine Eisenbahnbekanntschaft brachte mir eine Reihe von Erlebnissen, die in dem Gipfelpunkt — meiner Flucht aus Rußland — endigten und darin eine besondere Rolle spielten.

Da auf der einzigen Eisenbahnlinie, die damals mein Kirchspiel durchzog — von Sewastopol bis nahe vor Melitopol — eine Reihe evangelischer Bahnmeister, Lokomotivführer und anderer Beamter angestellt waren, denen ich mit Amtshandlungen zu dienen hatte, bewilligte mir die Bahnverwaltung einige Jahre hindurch eine Jahreskarte erster Klasse gratis. Einst befanden sich außer mir nur zwei Damen im Salonwagen: eine ältere mit feinem Matronengesicht und eine junge Blondine. Ich hatte mich nicht weiter um sie gekümmert, sondern in meiner Taschenbibel gelesen und bisweilen kurze Bemerkungen auf ein Blättchen geschrieben. Plötzlich höre ich, wie die jüngere Dame leise auf englisch zur älteren sagt:

„Tante, das muß ein Gläubiger sein; er liest in der Bibel.“

Bald darauf begann die „Tante“ mit mir in russischer Sprache eine Unterhaltung und die feine Witterung der Gotteskinder hatte nicht getrogen: Wir fanden uns schnell im Glauben an den gleichen Heiland. Als sie noch den Namen meines hohen Gönners, des Grafen Peter Schuwalow, nannte, wurde ich erst recht interessiert, wen ich vor mir hätte. Nach der ganzen Art hatte ich schon gemerkt, daß es Damen aus dem sogenannten Paschkow'schen Kreise sein mußten. Der frühere Gardeobrist Paschkow hatte gegen Ende der siebziger Jahre in Petersburg eine Erweckung unter dem hohen Adel zustande gebracht.

Ehe wir uns trennten, lud mich meine neue Bekannte ein, sie auf ihrem Schlosse bei Simferopol zu besuchen. „Ja, da wohnt doch der verbannte Graf Bobrinsky“, sagte ich. „Das ist mein Mann. Er wird sich freuen einen gläubigen Theologen als Gast begrüßen zu dürfen. Auch sehnt er sich nach Aussprache mit einem gebildeten gläubigen Manne. Also kommen Sie bitte, sobald es Ihre Zeit nur irgend gestattet.“

(Für die Leser meiner erzählenden Schriften erwähne ich nur, daß ich sowohl in der kleinen Skizze „Der bekehrte Bojar“, als auch in der Gestalt des Grafen Malowski-Maluinsk im Roman „Jadwiga“

nur persönliche Eindrücke aus dem Verkehr mit diesem hochgebildeten und feinsinnigen Gottesmanne verwandt habe. Jetzt, da er sowohl, wie seine Gattin heimgegangen sind, kann ich ruhig ihren rechten Familiennamen nennen.)

Nach einigen Wochen konnte ich es so einrichten, und fuhr zu dem etwas abgelegenen, weitläufig gebauten Schlosse, in dem der frühere Generalgouverneur und Ministergehilfe Graf Bobrinsky während seiner Verbannung in die Krim Wohnung genommen hatte. Auf der Freitreppe empfing mich der hochgewachsene Greis mit dem wallenden weißen Bart wie einen alten Freund. Er umarmte mich und nannte mich: „Lieber Bruder in Christo.“ Als ich darüber verwundert war, sagte er, daß er nicht nur von seiner Frau gehört hätte, daß ich ein wirklich bekehrter Christ sei, sondern daß die russischen Stundisten ihm schon von meinem Wirken erzählt hätten.

In der Luft dieser Familie fühlte ich mich bald sehr wohl. Feingebildete Aristokraten, die deutsch, englisch, französisch neben ihrer Muttersprache gleich fließend beherrschten, und mir an künstlerischer und literarischer Allgemeinbildung weit überlegen waren, — und dabei eine so rührende, kindliche Liebe zum Heiland und ein geradezu heißhungeriges Gespanntsein in die Tiefen des Wortes Gottes einzudringen, — so etwas hatte ich in meinem Kirchspiel nirgends gefunden. Gewöhnlich sprachen wir Russisch, — nur, wenn ich einen theologischen Gedankengang nicht schnell und sinntentsprechend auf Russisch wiedergeben konnte, fiel ich in das mir geläufigere Deutsch. Beim Bibellesen und -besprechen, das sich morgens nach der gemeinsamen Andacht eine Stunde lang hinzog und gegen 6 Uhr abends nach dem Tee wieder aufgenommen wurde, mußte ich auch nur russisch reden, weil von dem großen Haushalt — es waren gegen 40 Angestellte und Dienstboten! — daran teilzunehmen pflegte, wen seine irdische Pflicht nur irgend dazu frei ließ. Waren zu wenig vom Personal anwesend, so konnte der Graf nach diesem oder jenem schicken: er müsse heute gerade kommen.

Durch den Grafen lernte ich auch einige Führer der russischen Stundisten kennen, — einfache Bauern oder Schafzüchter, — ohne damals zu ahnen, daß die russische Polizei auf sie fahnde. So war auf die Einlieferung des Jakob Dilatow ein Preis von 15 000 Rubeln gesetzt. Wie betroffen war ich, als nach einiger Zeit einige junge Stundistenführer mich im Hotel zu Simferopol aufsuchten und mich baten, ich möchte doch mein Amt aufgeben und ganz der Ihre werden. Sie hätten keinen einzigen theologisch gebildeten Mann unter sich und die Bewegung bedürfe dessen doch dringend. Der Graf schien nachher ebenso, wie diese Leute, es mir ein wenig übel zu nehmen, daß ich nicht alles andere preisgegeben, um ihr Führer zu werden!

Meine Besuche beim Grafen fingen an der Polizei aufzufallen; aber ich fühlte mich noch ganz sicher, weil die Frau des Vizegouverneurs (der zweithöchste Beamte der Provinz) sich auch bekehrt hatte

und nicht nur meinen deutschen Gottesdienst in der evangelischen Stadtkirche treulich besuchte, sondern fast immer auch ins gräfliche Schloß kam, wenn ich für einige Tage da war. Erst viel später hielt mir der Gouverneur unter meinen übrigen verdächtigen Beziehungen auch diesen Verkehr mit einem Manne vor, der doch schon für seine kezerischen Anschauungen gemahregelt und unter Polizeiaufsicht gestellt sei.

Das Verhängnis sollte noch ganz anders sich über mein ahnungsloses Haupt zusammenziehen. Nachträglich bewundere ich meine kindliche Harmlosigkeit und unpolitische Kurzsichtigkeit! Ich hatte nämlich dem befreundeten Grafen von den Schwierigkeiten erzählt, die mir die Behörden mit meiner kleinen Missions-Vorschule in Neufaz bereiteten. Er als Kenner der russischen Verhältnisse meinte, es gäbe nur zwei Wege, wie ich diese kleine Schöpfung retten könne. Entweder müsse mein Konsistorium in Petersburg sie als Rüsterschule, d. h. als rein geistliche, innerkirchliche Anstalt unter ihre Fittiche nehmen oder wir müßten ein Gesuch an den russischen Kaiser selbst einreichen um Gestattung einer Vorbildungsanstalt für evangelische Heidenmissionare. Da das Konsistorium in den damals schwierigen Zeitläufen die Sache ablehnte und mir eines der einflußreichsten Mitglieder der geistlichen Oberbehörde riet, meine Schule einfach unter das Direktorium der Volksschulen des Odeßaer Lehrbezirkes zu stellen, schlug der Graf plötzlich vor:

„Wollen Sie nicht noch einen anderen Schritt von weittragender Bedeutung wagen? Ihre evangelische Kirche hat keinerlei Missionsbefugnis innerhalb des russischen Reiches; die Beziehungen zu Missionsanstalten in Deutschland sind immer verdächtig und unbeliebt. Erbitten Sie sich vom Zar-Väterchen die Erlaubnis zur Gründung einer evangelischen Missionsunternehmung in Abessinien! Man hat kürzlich politische Fäden mit Abessinien angeknüpft; da würde vielleicht diese Arbeit noch einen patriotischen Anstrich erhalten.“

Das war fromme Schwärmerei! Aber ich sah es damals nicht ein und begeisterte mich für die Sache. Endlose Beratungen über Form und Inhalt der Eingabe folgten. Der Graf war Feuer und Flamme dafür und betete eifrig für den Erfolg. Als die letzte Reinschrift in klassischem Russisch und in der für Immediat-Eingaben vorgeschriebenen Form mir zur Unterschrift vorlag, stuzte ich über einen Abschnitt, den ich vorher nicht gesehen hatte. Es war ein Appell an den Kaiser Alexander III., der, wenn man die schönen Umschreibungen abstrich, darin gipfelte, daß er sich selbst endlich auch zum Heiland bekehren sollte! Als ich bedenklich geworden diese Stelle nochmals vorlas, sagte der Graf mit glühenden Augen:

„Seit achtzehn Jahren bete ich täglich für meinen Kaiser, daß der Herr ihn bekehren möge! Hier ist einmal eine ganz harmlose Gelegenheit, an sein Herz heranzukommen! Denken Sie sich, wie die Millionen der um ihres Glaubens willen verfolgten russischen Sektierer Sie segnen würden, wenn Sie den Stein ins Rollen brächten!“



Ich unterschrieb und das Papier wurde von einer hochgestellten Dame dem Kaiser persönlich übergeben. Von dem Augenblick an war mein Schicksal besiegelt und ich in Rußland unmöglich. Des Kaisers Ratgeber, wie Pobjedoneszew und andere, schäumten vor Wut über diese Dreistigkeit und es war nur dem mächtigen Einfluß meines edlen Gönners, des Grafen Peter Schuwaloff, zu danken, daß ich nicht sofort verhaftet und nach Sibirien verbannt wurde.

Meine Behörde in Petersburg deutete mir an, daß ich eine riesige Dummheit gemacht hätte und verlangte, wenn die Missionsvorschule nicht sofort geschlossen werden sollte, daß ich selbst ihre Gründung dem Volksschuldirektor in Odeffa anzeige. Das geschah. Inzwischen war der Graf Bobrinsky aus Rußland verwiesen und siedelte nach San Remo über. Ich sollte ihn acht Jahre nachher in Berlin flüchtig wiedersehen.

Der Volksschuldirektor kam, hörte meinen ganzen mündlichen Bericht an und sagte dann:

„Man hat Sie verderben oder fallen lassen wollen. Hätten Sie die Sache mir nicht offiziell angezeigt, sondern Ihr Konsistorium hätte die Schule beschützt, gings mich alles nichts an. Jetzt muß ich offiziell berichten und kann Ihnen voraussagen, daß die Oberbehörde dieselbe schließen wird.“

Nach einigen Monaten geschah denn das auch: ich bekam eine Geldstrafe für unbefugtes Schulehalten, obschon ich das betreffende Examen längst gemacht hatte, das einen zur Eröffnung einer Privatschule ermächtigt, in der Höhe von 100 Mark, die Schule wurde geschlossen und die Zöglinge fürs erste unter Polizeiaufsicht gestellt, weil man nihilistische Bestrebungen witterte! Aber das war noch nicht alles. Ich selbst bekam für meine ganze Tätigkeit auf Missionsfesten einen Verweis vom Minister und das Verbot, Gelder für evangelische Heidenmission zu sammeln und nach Deutschland zu schicken. In einer mündlichen Auseinandersetzung warf mir Se. Excellenz der Herr Gouverneur höhnisch vor: Man wisse ja nicht, ob ich das Geld an Bismarck schicke oder nicht!

Ja, es kam noch schlimmer. Um meiner lebhaften Missionstätigkeit willen bekam die ganze evangelisch-lutherische Kirche das Verbot für ausländische Missionsanstalten Geld zu sammeln. Als ich aber bald darauf Rußland verlassen mußte, wurde dieses Verbot wieder aufgehoben.

Mir hatte man außerdem einen Geheimpolizisten bestellt, der auch deutsch und estnisch verstand und mir auch treulich nachreiste, um in meinen Gottesdiensten sich Notizen zu machen und nach irgend einer Handhabe zu fahnden, wie man mir den Prozeß machen könne. Der Mann mit dem braunen Vollbart war mir bald bekannt genug, und hat derselbe in diesem letzten Jahr meiner russischen Zeit mehrere hundert Reden von mir mitanhören müssen. Hoffentlich hat er etwas Segen davon für seine Seele gehabt!

(Fortsetzung folgt.)

# Der Untergang der Lusitania in amerikanischer Beleuchtung.

(Christian Herald, New York.)

September 1907 kreuzte sie zum erstenmal den Ozean. Es war eine Rekordfahrt: Deutschland war besiegt!

Und jetzt!!

Tod war auf den Wellen, das wußte sie; aber sie war ja sieggewohnt. Sportbegeisterung durchzuckte sie. Es würde eine ganz einzigartige Fahrt werden, davon würde man erzählen können; — und was ließ sich da nicht alles ausschmücken! „Ist es nicht ein geradezu prickelnder Gedanke, daß dort irgendwo schneidige Unterseeboote einer großen Nation auf uns lauern?“ — so die Fahrgäste. Ein herrliches Versteckspiel stand in Aussicht, eine wunderbare Jagd!

Man näherte sich der Kriegszone. „Sie ist ein tadelloses Schiff, unsere Lusitania, sie wird uns schon hindurchbringen.“ Man sprach von ihrem doppelten Boden und den wasserdichten Schotten, 170 an der Zahl. Diese konnten von der Kommandobrücke aus in einigen Minuten geschlossen werden. Ja, sie war unversenkbar! Man war auch unlogisch, als gäbe Größe Sicherheit. So sprach man ihren acht großen Decks und ihren drei Untern, jeder 10 Tonnen schwer, von ihren 5000 elektrischen Lampen und ihren 1200 Kajütenfenstern. Aber am meisten erinnerte man sich gegenseitig an ihre Schnelligkeit: 25 Knoten die Stunde, es konnte auf 26 $\frac{1}{3}$  Knoten gebracht werden. Die schnellste Fahrt hatte sie in 4 Tagen, 11 Stunden und 42 Minuten gemacht!

Es war etwas nach 2 Uhr nachmittags, Freitag, den 7. Mai. Viele saßen noch zu Tische. Bei Knackmandeln und Traubenrosinen spann man die Tischgespräche ein wenig in die Länge. Andere waren in den Gesellschaftsräumen oder auf Deck. Manche hielten Mittagschlaf in der Kabine.

Besonders die auf Deck hatten einen leisen Anflug von Enttäuschung niederzukämpfen, daß nun doch einfach gar nichts sich ereignete! Man war jetzt Old Head of Kinsale gegenüber, 10 Meilen von der Südostspitze Irlands. — Die Gefahr war vorbei. Man

fuhr mit 18 Knoten; nur noch einige Stunden, und es gab ein fröhliches Landen in Queenstown. Man mußte wohl allmählich rüsten!

Indessen wartete es irgendwo. Es kannte den Geheimbefehl, nach dem die Lusitania ihren Kurs nahm. Tagelang — nichts zu sehen. Dann — ein dunkles Etwas am Horizonte — ein Dampfer — die Lusitania! —

Ein Geheimnis aus Stahl, Schießbaumwolle, verdichteter Luft und Maschinen ward entsandt. —

Jemand lachte auf Deck, — warum brach er jäh ab? Eine merkwürdig kräuselige Linie, ein weißliches Aufsteigen von Luftblasen bewegte sich auf das Schiff zu.

Man stand starr. Es war keine Zeit, zu rufen; es war keine Zeit zu denken.

Es kam heran, und — die Königin des Meeres erbehte und starb.

Wer nicht das Einschlagen des Torpedos merkte, wer nicht sah, wie die Rettungsboote herabgelassen wurden, — die Explosion im Innern des Riesen verstanden sie alle!

Sie hatten mit dem Tode „Kriegen“ gespielt, jetzt hatte er sie.

Sie hatten den Feind verlacht, jetzt lagen sie am Boden.

18 Minuten — alles war aus.

Alles? — Unter denen, die heldenhaft zurückstanden, anderen halfen und nicht an eigene Rettung dachten, war auch Charles Frohman, der bekannte Theaterdirektor.

Er war vollständig ruhig. „Mir scheint der Tod das schönste Erlebnis, das das Leben einem bringen kann,“ sagte er, als der zweite Torpedo einschlug, und das Schiff schnell sank.

War es Pose, — oder wußte er mehr!?



Zu Joh. 16, 33 bemerkt Schlatter: „Die Welt freilich bestreitet, drückt und ängstigt sie und macht auch, daß sie jetzt von ihm fliehen. Doch vor den Menschen brauchen sie nicht zu zagen, auch nicht vor ihrer großen Schar, vor dem mächtigen festverbundenen Ganzen, das mit derselben Denkweise und demselben Willen ihnen als ‚Welt‘ entgegentritt. Denn hier ist der Sieg schon erworben. An ihm ist der Angriff dieser ganzen Masse und Menge gescheitert. Unbezungen durch ihre Lust und Schmerz, Ehre und Schande, Güter und Strafen tritt er auf die Kreuzesbahn, nicht nur selbst unerschüttert durch sie, sondern so, daß er sie niederzwingt, indem er seine Königsmacht aufrichtet und seiner Gnade die sieghafte Stärke und überwindende Herrlichkeit gibt, um derenwillen er verhieß: Wenn ich erlöst sein werde, werde ich alle zu mir ziehen.“



# Aus der Briefmappe des Evangelisten



W. R. Ja, wer hätte das im August vorigen Jahres geglaubt, daß dieser Krieg so lange dauern würde und so ungeheure Opfer kosten würde! Aber es hilft alles Kannegießern nichts, — es muß eben ausgehalten werden, bis in England die Überzeugung durchbringt, daß die Weiterführung des Krieges ein viel größeres Kapital unwiederbringlich verschlingt, als ein in unbestimmter Ferne liegender Sieg je wieder ersetzen könnte. Dann wird in aller Welt, soweit der englische Einfluß reicht, abgewickelt und abgetakelt werden, und der Friede kann über Nacht da sein. Der Herr unser Gott helfe in Gnaden, daß wir nicht länger in dieser furchtbaren Weise unsere beste Manneskraft opfern müssen. Übrigens muß ich Ihnen entschieden widersprechen, wenn Sie meinen die deutsche Wehrkraft könne sich von den ihr zugefügten Verlusten in Menschenaltern nicht erholen und die Geburtsziffer müsse nach dem Kriege erst recht sinken. Im Gegenteil, wenn der Alkoholmißbrauch in unserem Volke um 50 Prozent zurückginge und der außereheliche Verkehr unter Schande und Strafe gestellt würde, müßte die Geburtsziffer enorm steigen. Man soll doch Heirats- und Kinderprämien aussetzen und die Hausbesitzer bestrafen, welche kinderreichen Familien das Mieten erschweren, dann wird man bald sehen, daß Lebenskraft genug da ist!

Frau P. Ihre Lage ist allerdings sehr demütigend. Wie ein Herr Professor sich daheim zu solchen rohen Ausbrüchen und Gewalttätigkeiten hinreißen lassen kann, während er vor der Welt den feingebildeten Freigeist spielt, verstehe ich nicht. Aber ich möchte Ihnen noch nicht zur Scheidung raten. Schon aus Erbarmen mit den Kindern sollten Sie noch aushalten. In der Kraft der Liebe Jesu läßt sich viel ertragen — und schließlich überwinden. Es muß doch, auch wenn Sie mit Ihrer verzweifelten Schilderung Recht haben, einen Eindruck auf ihn machen, daß Sie sich in keinem Fall zu Zorn und böser Gegenseite reizen lassen. Solange die eheliche Treue nicht gebrochen ist, versuchen Sie mit Liebe, Fürbitte, Geduld — nicht mehr auf Erden glücklich zu werden, sondern Jesu Werk an dem Unglücklichen zu treiben. —

Frau Dr. B. Sie wundern sich über zwei innere Beobachtungen, die Sie gemacht haben: daß in Zeiten äußeren Druckes oder innerlicher Ermattung auf der einen Seite sofort Ihr Gebetsleben schlaff und welt wird, auf der

anderen jene alte, längst überwundene Lieblings-Sünde sich wieder anspruchsvoll breitmacht. Wenn Ihr Herr Gemahl ein Dr. med. ist (was ich nicht weiß), dann lassen Sie sich das ärztliche Geheimnis von ihm erklären, daß bei Erkältungen oder anderen Erkrankungen des Organismus sofort jene Partien besonders angegriffen werden, die schon auf Grund früherer Erkrankungen „*minoris resistentiae*“ waren. Die Widerstandskraft solcher Organe ist durch die früheren Anfälle geschwächt, ihre Gesundheit nur scheinbar und sobald ein Krankheitssturm kommt, sind sie doppelt gefährdet. Sie sehen aus Ihrer geistlichen Erfahrung zu Ihrer Beschämung, daß sowohl jener Sieg über die Sünde, als auch Ihr Gebetsleben bei Ihnen keine besonders starke Widerstandskraft hatten, sondern schon gefährdete Partien waren. Vielleicht muß Ihr Gebetsumgang von schwammigen Gefühlen gereinigt und mehr mit dem Willen verbunden werden! Oder Sie müssen, was die Versuchung zu jener Sünde anlangt, wieder deutlicher darauf gestoßen werden, daß nur der gläubige Blick auf Jesus wirklich hilft. Daneben achten Sie auf selbstfüchtige Glücksträume! Nichts schwächt unser kraftvolles Vorwärtstommen so, als wenn wir im Geheimen das Basiliskenei selbstfüchtiger Hoffnung ausbrüten wollen! Jesus will helfen und siegen — wenn wir nur ihn verstehen und ihn auch wirklich wollen!

S. M. Unser Einfluß auf andere hängt natürlich von allerlei anderen Bedingungen auch ab; aber das Wichtigste scheint mir doch zu sein, ob wir an dem betreffenden Punkt selbst ein reines Gewissen haben. Je selbstloser wir geworden, je völliger das gefährdete Gebiet dem Herrn übergeben ist, desto mehr Stoßkraft bekommt unser Zeugnis oder Beispiel. Vergessen Sie nur nicht, daß Sie mit Leuten, die in gewissen Sünden bereits in den Zustand einer körperlichen Gewohnheit gefallen sind, die ihr Gewissen abstumpft, Geduld haben müssen. Wir müssen die Stärkeren bleiben in der Liebe, die alles vergeiht und den anderen trotz allem Jammer des Elends nicht aufgibt. Oft sind wir der letzte Rettungsstrich für jene Gebundenen.

N. N. Sie haben immer geklagt, daß meine Erzählungen zu teuer wären, als daß man sie so unter das Volk bringen könnte, wie sie es verdienten. Dem soll von nun an schrittweise und nach Möglichkeit abgeholfen werden. Bitte achten Sie auf die Anzeige des Verlages in der September-Nummer, was die „*Kellerbibliothek*“ anlangt.

Frl. W. Mein Urteil über Ihre Sünde finden Sie richtig, aber die Form in der ich Ihnen schrieb, sei zu hart gewesen. Wenn eine gläubige Christin in Ihrem Alter nicht nur einmal, sondern auf mehrere Jahre verteilt, immer wieder und das mit einem verheirateten Mann, den sie bekehren möchte, den größten Ehebruch begeht, — dann finde ich für dergleichen kein Wort zu hart, das sich in biblischen Ausdrücken bewegt. Die Hundeweitsche her, würden andere sagen! — Man hat sich von der allgemeinen Weltstimmung, geschlechtliche Dinge ganz falsch und unendlich lag zu beurteilen, auch in christlichen Kreisen, nur allzusehr anstecken lassen. Das Gericht muß anheben am Hause Gottes.

# — Vom Büchertisch —



P. Jacobskötter. Tagebuchblätter eines Dageimgebliebenen. Teil II. Leipzig, Schloßmanns Verlag. Mf. 1.60.

Wer das erste Bändchen gern gelesen, — und das waren Tausende! — der wird auch dieses zweite Bändchen begierig zur Hand nehmen, und er wird nicht enttäuscht werden!

G. Nagel. Der lebendige Glaube. Gotha, Otts Buchhandlung. Mf. 1.—.

Gerade, weil ich mich in manchen Fragen im Gegensatz zum Verfasser befinde, las ich dieses Büchlein mit besonderer Aufmerksamkeit. Ich bewunderte hier seine Klarheit, Nüchternheit und Schärfe der Gedankenführung. Das Meiste darin dürfte gläubigen Christen zur Buße und Selbstgericht heilsam sein; vieles regte mich zu weiterem Nachdenken an. Das ist keine alltägliche Erbauungsliteratur, sondern fordert aufmerksame Leser.

Prof. L. Nagaz. Über den Sinn des Krieges. Zürich, Verlag O. Füßli. 80 Pf.

Die Kritik des Schweizer Gelehrten an der Kulturentwicklung vor dem Kriege ist geistvoll und scharfsinnig; nur würde ich bei der Ausmalung der Zukunftsaussichten mehr Christentum auf meine Palette nehmen und etwas weniger Sozialismus, sonst kommt das biblische Antichristentum heraus. Nun, vielleicht hat er auch damit Recht, daß wir uns nach dem Kriege demselben gewaltig nähern werden. — Jedenfalls für gebildete, denkende Zeitgenossen eine lehrreiche Lektüre!

Hanns Gobsch, Vogesentämpfe. Heilbronn, Eugen Salzers Verlag. Mf. 1.—.

Frische, lebendige Eindrücke eines Hauptmanns, die jeder gern lesen wird. Man bedauert höchstens, daß der Schreiber dieser Zeilen so früh verwundet worden ist und seine Schilderungen nicht weiter fortsetzen konnte.

Gedichte von M. Feesche. Vom segnenden Leid in harter Zeit. Verlag S. Feesche, Hannover 80 Pf.

Die durch ihre Gedichtsammlungen „Erntesege“ und „Von blühenden Hecken“ rühmlichst bekannte Dichterin wird durch diese neue Gabe innig- und tiefempfundener Poesien manchem einen starken Trost in schwerer Zeit bringen. Wer Menschen weiß, die der Ermunterung und Aufrichtung bedürfen, — und wer wüßte die heute nicht! — greife zu diesem kleinen Geschenkbändchen. Er kann damit manch weinendem Mutterherzen, manch trauernder Braut, manch wundem Krieger im Lazarett zum tröstenden, alle Bitterkeit raubenden Erleben vom „Segen des Leids“ verhelfen.

B. 3.



**Hugo Flemming.** Dir, Dir Jehovah, will ich singen! Die Kurrende der Berliner Stadtmision. Berlin, Vaterländischer Verlag. 50 Pf.

Frisch geschriebene Skizzen aus dieser eigentümlichen Missionsarbeit in Berlin! Wie oft mag ein vergrämtes, banges Menschenherz einen tiefen Trost aus den plötzlich im Hof erklingenden Liedern sich genommen haben! Gott allein weiß es! Darum singt nur weiter, ihr schwarzen Kanarienvögel!

**Dr. theol. E. A. Witz-Oberlin.** Während des Krieges. Zürich, Drell Füßli. Mtl. 1.20.

Diese in Wien gehaltenen Kriegspredigten zeigen, daß man auch dort das Evangelium ungetrübt von politischen Erwägungen gepredigt hat. Einige der Predigten stehen nach Inhalt und Kraft auf der Höhe; alle sind durch edle Sprache und doch großer Schlichtheit der Form ausgezeichnet. Jedenfalls zu der großen Predigtenliteratur unserer Tage ein bemerkenswerter Beitrag.

**Ludwig Weichert.** Mit blander Wehr für deutsche Ehr! 1. Band: Feinde ringsum. 2. Band: Unsere Führer und Helden. Hamburg, Rauhes Haus. Kart. 80 Pf., gbd. 1 Mtl.

Hier wird der große Krieg in kleinen Heften, von denen je 5 zusammengebunden ein Bändchen bilden, volkstümlich und frisch dargestellt. Ich kann mir denken, daß gerade diese Form und die lebendige Sprache das Unternehmen mit Erfolg krönen wird. Ich bin ja stolz, Weichert zuerst entdeckt zu haben: seine ersten schriftstellerischen Versuche kamen ja auch in mein Blatt. Da ist es kein Wunder, wenn ich seinen Leistungen besonders freundlich gegenüberstehe und sie gerne empfehle.

Der Weltkrieg als religiöses Problem oder: Bedarf es einer Rechtfertigung Gottes angesichts dieses Krieges? Von **R. Schlaich**, Pfarrer. Stuttgart 1915. Verlag von J. F. Steinkopf. 31 S. Preis 50 Pf.

Für nachdenkliche Christen ist hier in scharfer, biblischer Beleuchtung manch wertvoller Fingerzeig gegeben, wie sie den Krieg anzusehen haben. Das Meiste ist mir aus der Seele gesprochen. Ein vorzügliches Heft.

**Für's Vaterland in Feindesland.** Ein Buch für deutsche Krieger. Berlin, Warned. 80 Pf.

Ein wunderschönes, ergreifendes Büchlein! Das können Sie erst daheim lesen und dann schnell hinaus schicken, ehe die Friedensglocken den Feldgrauen schöner klingen, als alle Bücher es tun können!

---

## Bezugsbedingungen.

Jährlich 12 Hefte durch die Post oder eine Buchhandlung bezogen Mtl. 3.50. Bei direkter Zusendung unter Kreuzband Mtl. 4.—. Einzelnummer 35 Pf. Inseratenschluß: 20. des Monats. — Preis der 1spaltigen Petitzeile 40 Pf.

---

Herausgeber Pastor **S. Keller** in Freiburg i. Br. — Kommissions-Verlag von **Walter Mombert** in Freiburg i. Br. — Druck von **H. M. Poppen & Sohn**, Universitätsdruckerei in Freiburg i. Br.

# Auf Dein Wort

13. Jahrgang

Heft 12

September 1915

## Sonett.

Wenn er das Herz bezwingt  
Der starke Gotteswille,  
Der wird am Ende stille,  
Was auch das Leben bringt; —

Wenn Eines nur noch winkt,  
Dies Eine, Herr, erfülle,  
Daß endlich jede Hülle  
Vom blöden Auge springt,

Und wir anbetend schauen  
Die Wahrheit, die Dein Geist  
Hoch über'm Erdenbängen  
Dem sehnennden Verlangen  
Der Deinen einst verheißt,  
Die Dir im Glauben trauen.

M. St. ....



## Der Hebräerbrief in Bibelfstunden.

### 24. Schluß.

Der eigentümliche Gang, den wir mit dem Verfasser des Hebräerbriefes gemacht haben, ist gleich zu Ende. Die Mahnung an die Schwankenden, die in so vielen verschiedenen Formen und von so vielen Seiten her begründet worden, muß ihren Zweck erreicht haben. Darum kann der Schluß feierlich und friedlich sein, wie die Wasser des Stromes leiser rauschen, wenn er an seiner flachen, weiten Mündung in das Meer tritt.

Kap. 13, 15—19. „So laßet uns durch ihn ein Lobopfer Gott darbringen allezeit; das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Wohlzutun und Mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Gehorchet euren Führern und folget ihnen, — denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft (dafür) geben sollen —, damit sie es mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut. Betet für uns, denn wir sind überzeugt, ein gutes Gewissen zu haben, da wir unter allen einen guten Wandel zu führen trachten. Um so mehr aber ermahne ich euch, solches zu tun, damit ich euch schleuniger wiedergegeben werde.“

Lobopfer — Frucht der Lippen! Einst ist ein Same von anderen Lippen gefallen und sie haben ihn aufgenommen; wenn sie jetzt Frucht bringen, geschieht es mit dem Bekenntnis seines Namens und zum Lobe seiner Liebe. Da es aber möglich ist, daß sich jemand mit diesem billigeren Dankopfer begnügt, wird gleich die Ermahnung angeknüpft, die aus einer bloß lobsingenden Gemeinde eine gebende, mildtätige Gemeinde machen soll. Wenn diese beiden Seiten zusammenklingen, werden solche Opfer Gott wohlgefallen. Achten wir



einmal auf diesen gesunden Zusammenhang zwischen Loben und Geben! Eins hebt, stärkt und verschönt das Andere. In meiner Sprechstunde habe ich traurigen und verzagten Gemüthern manchesmal mit gutem Erfolg angeraten: „Danken Sie Gott für das Gute, das er Ihnen getan und lindern Sie irgendwo eine wirkliche Noth, — dann wird das eigene Herzeleid schon halb verschluckt sein. Jedenfalls läßt es sich dann leichter tragen.“

Was waren das damals für Führer? Menschen, die selbst gläubig geworden, sich im Glauben und Wandel bewährt hatten; viele mochten noch durch ein Charisma, eine besondere Gnadengabe, von Gott legitimiert sein. Durch bloße Examina kam damals kein Mensch zum Lehramt oder zur Führerstelle, wie es heutzutage leider bei uns noch vielfach geschieht. Das ist eine von den Nothen unserer Christenheit, daß ganz ungläubige, ungeistliche Menschen mit dem Führeramte über tausende von Seelen betraut werden können. Stimmt die Vorbedingung nicht, d. h. ist einer kein richtiger Führer, — dann kann auch die Ermahnung ihm zu gehorchen und zu folgen, nicht immer aufrecht erhalten werden. Einem Iatho oder Heydorn kann doch kein gläubiger Christ folgen!

Auch das Wachen über die Seelen fällt heute bei den Riesengemeinden der Großstadt meistens weg. Wenn es keine private Seelsorge und keine Kirchenzucht gibt und der Geistliche Dreiviertel seiner Gemeinde weder nach dem Aussehen, noch dem Namen nach kennt, kann doch von solchem Wachen nicht die Rede sein. Bleibt für den gewissenhaften Seelsorger bloß das Predigen und das Seufzen nach! In kleinen, übersehbaren Gemeinden, Vereinen und Gemeinschaften, denen gläubige, gewissenhafte Führer vorstehen, versteht es sich, daß der Vollsinn dieser schönen Ermahnung zu Recht besteht. Es ist uns niemals gut, wenn andere Christen mit Fug und Recht über uns seufzen; geschweige, wenn es treue Geistliche tun müßten.

Der Verfasser rechnet sich selbst mit zu diesen Führern. Und er scheint im Verlauf seines Briefes voll ernster Warnungen manchesmal geseufzt zu haben! Nun aber fordert er seine Leser auf, für ihn und die anderen Führer zu beten. Das wäre wohl meistens das Beste und Heilsamste, was eine Gemeinde für ihren Führer tun könnte; jedenfalls besser, als an ihm herumzunörgeln!

Wunderbar ist die eine Begründung dieser letzten Mahnung! Der Verfasser beruft sich auf sein gutes Gewissen und seinen all-

bekannten guten Wandel. Wenn wir das doch auch stets von uns sagen könnten, ohne zu erröten und ohne uns zu prahlen. Die andere Begründung, warum die Fürbitte der Leser gefordert wird, ist durchsichtig: offenbar ist der Verfasser gefangen oder es sind andere satanische Hemmungen, die ihn von seiner geliebten Gemeinde fern halten. Das ist die einzige rein persönliche Bemerkung des sonst merkwürdig sachlichen Briefes, wie ja überhaupt das dreizehnte Kapitel echt paulinisch klingt.

V. 20—21. „Der Gott des Friedens aber, der von den Toten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut eines ewigen Bundes, unseren Herrn Jesum Christum, der mache euch fertig in allem Guten zu tun seinen Willen, indem er sich in uns schafft, was vor ihm gefällig ist, durch Jesum Christum, welchem die Ehre sei von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Wenn Frieden die vollkommene Harmonie eines Wesens mit seiner Idee und seiner Umgebung ist, — was muß das für eine Harmonie sein, in der Gott lebt! Frieden ist sein Element und Frieden geht von ihm aus auf seine Umgebung. Weil er uns in den Genuß eines solchen Friedens kommen lassen wollte, gab er den Schafen einen großen Hirten. Denn die Schafe haben nur Frieden durch den Hirten. Gott hat Jesum hineingeführt in den Tod, um einen ewigen Bund zu stiften, und er hat ihn ausgeführt, emporgeführt durch die Auferstehung, damit er nun unser ewiger Hirte sei, daß wir jauchzend bekennen können: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!

Dann kann man auch ganz getrost so etwas für die Hörer erbitten: daß sie in allem Gutem fertig, gerüstet, tatbereit würden, Gottes Willen zu tun. Gewissermaßen ist das der beste Ausdruck für das Ziel der Erlösung: wenn Gottes Willen wirklich bei uns ganz geschieht, dann ist Himmelreich auf Erden. Sein Willen ist Seligkeit für uns. Wenn wir jetzt auf Erden schon ein Stücklein Himmelsfrieden genießen wollen, dann muß Gottes Willen in uns und durch uns geschehen. In Wirklichkeit lehren wir das Sprichwort um: Nicht des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sondern Gottes Willen! Und der geht oft schnurstracks gegen unseres verderbten Fleisches Willen. — Gott selbst will solche innere Zurüstung in uns schaffen, wenn wir nur aufmerksam, nachgiebig und treu auf

seine Züge achten. Gute Kinder pflegen soweit zu kommen, daß sie des Vaters Willen erraten und tun, um ihm eine Freude zu machen, noch ehe er ausgesprochen ist. Warum könnte Gott nicht endlich an uns solche Freude erleben!

Diese Worte sind der eigentliche Schluß des Briefes: würdig, segnend, ermahnend und ausklingend in das Lob Jesu. Besser konnte ein so reicher Brief nicht schließen, als mit einem solchen meisterhaften Satz, in dem noch einmal alles, was der Brief sagen wollte, in klassischer Kürze zusammengefaßt ist. Von wem die nächsten Verse stammen oder wann sie dem eigentlichen Briefe angefügt sind, kann man nicht sagen. In einigen älteren Handschriften fehlen sie. Es würde auch nicht viel fehlen, wenn man sie überall striche.

B. 22—25. „Ich ermahne euch aber, Brüder, haltet mir das Wort der Ermahnung zugut; denn ich habe euch auch nur kurz geschrieben. Wisset, daß unser Bruder Timotheus freigekommen ist, mit welchem ich, wenn er eher kommen sollte, euch sehen werde. Grüßet alle eure Führer und alle Heiligen. Es grüßen euch die aus Italien. Die Gnade sei mit euch allen.“

Es klingt sehr bescheiden, daß sich der Verfasser eines solchen Briefes noch entschuldigen muß, ihn überhaupt geschrieben zu haben. Wenn es ihnen zuviel war, was er geschrieben; ihm ist es noch zu wenig. Was es mit diesem Freikommen des Timotheus auf sich hat, wissen wir nicht. Grüße und Gnadenwunsch zum Schluß.

Der Hebräerbrief ist höchst eigenartig verschieden von allen anderen apostolischen Briefen. Er enthält Beweise und Vergleiche, die uns heutzutage zum Teil fremd anmuten, aber der Gesamteindruck war uns doch von höchster Wichtigkeit und der Sinn seiner Ermahnung gilt auch uns heutzutage in dem Maße und Grade, als unsere Zeit wieder jener ähnlich wird und die Versuchung zum Abfall wächst: Ihr müden Christen, laßt euch nicht abbringen von Jesus, der eure Lebenskraft und eure Rettung ist für Zeit und Ewigkeit! Mehr Jesus, weniger von euch! Mehr Leben von Oben, mehr Eigenleben in den Tod gegeben! Mehr Jesus, das bedeutet mehr Kraft und Segen und Leben, denn die Kraft unseres Glaubens kommt vom Gegenstand unseres Glaubens, von Jesu Christo her! Amen.

---



## Das Kreuz von Saarburg.

Vernichtend dröhnt des Krieges eh'rner Schritt, —  
Sein Weg führt über Trümmer nur und Leichen; —  
Am Abhang eines Schlachtfelds, blutgetränkt,  
Wo so viel frisches Leben muß erbleichen.

Steht hoch auf Felsgestein ein Kreuzifix;  
Ringsum die feindlichen Granaten mähen,  
Zertrümmernd endlich auch das morsche Kreuz, —  
Doch die Gestalt des Heilands, — sie blieb stehen!

Ein Wunder scheint's! -- nun ragt ins Kampfgewühl  
Ein Denkstein seltnen Art in diesen Tagen,  
Mit stummem und doch so beredtem Mund  
Hat jenes Bild ein heilig Wort zu sagen:

„Wenn alles bricht, — wenn Ihr fürs Vaterland  
Verblutend, Euer Leben gebt im Kriege,  
Ich bleibe, — der für Euch sein Leben gab,  
Und bring' Euch ew'gen Trost von meinem Siege!“ —

— Nun blicken sie auf Ihn in letzter Not,  
Und sehen Ihn, mit ausgestreckten Armen,  
Wie Er sie alle, alle fest umfaßt  
In seiner Liebe göttlichem Erbarmen.

Das harte Kreuz, — es liegt zu Füßen Ihm,  
Er lebt, und mit Ihm alle, die Ihn lieben!  
Bald rühmen sie, mit ungezählter Schar:  
„Das Kreuz zerbrach, — der Heiland ist geblieben!“

„Vorbei der Kampf, — der letzte Feind besiegt,  
„Weit unter uns blieb alle Leidenschwere,  
„Die Last des Kreuzes, die uns wund gedrückt,  
„Und nur der Heiland blieb, — Ihm sei die Ehre!“ — —

— Und wir daheim? — wir legen alles Leid  
Und dieses Welttenkrieges blut'ge Schmerzen  
Zu Füßen Dem, der für uns überwand,  
Erbitten Siegestraft an Seinem Herzen!

Wie bald ist dieses ganzen Lebens Kampf,  
Der Druck, der unsre Kräfte aufgerieben —  
Vorüber, — und dann gilt's in Ewigkeit:  
„Das Kreuz zerbrach, — der Heiland ist geblieben!“ —

Selene Gräfin Waldersee.



## Wie ein Amerikaner die vordersten Schützengräben sah.

(Christian Herald, New York.)

Wir speisten in einem Schlosse bei Lille. Der preussische Offizier, der mir gegenüber saß, erzählte, daß die Besitzerin des Schlosses, die Gräfin, sich selbst zur Gefangenen gemacht habe. Sie wolle ihr Zimmer nicht eher verlassen, bis „wir Barbaren“ ihre Besitzung verlassen hätten. „Na, sie mag noch eine Zeitlang warten müssen!“ sagte der Leutnant, der ein tadelloses Oxford-Englisch sprach, besser als unsereins! „Wir liegen hier sehr fest, aber natürlich werden wir vorrücken und dann müssen wir die Gräfin leider verlassen!“

Ich nahm von der Käseplatte, die der bedienende Soldat mir reichte.

„So erwarten Sie also, noch weiter vorzudringen?“

„Warum nicht?“ sagte er ruhig, „wir sind Deutsche“.

Es klingt theatralisch, wenn man es liest, war's aber nicht. Sein Ton war ganz bescheiden und sein Wesen so durchaus einfach, daß ich mich fragte: „Ja, in der That, warum nicht?!“

Ich blickte die Tischreihe entlang — einige ältere sonst meist junge Offiziere des Stabes der . . . ten Brigade; und ich dachte an die falschen Vorstellungen, die wir Amerikaner vom deutschen Offizier und seiner Art haben — bis zum letzten Sommer hatten! Er ist uns ein prahlerischer übermütiger Eisenfresser, der häßliche Geschichten und Rauschgetränke liebt. Und hier saß ich der Wirklichkeit gegenüber, ich hatte sie rechts und links von mir: stolze, zurückhaltend höfliche Männer, die sofort zu strahlend herzlicher Freundlichkeit auf-tauchen, wenn man ihnen nur eine Spur Verständnis entgegenbrachte. Ich blickte in ihre gesunden treuherzigen Augen und wunderte mich besonders über die Höflichkeit, die einer dem andern entgegenbringt, auch augenscheinlich ganz eng befreundete; — und ich dachte an alles, was man nachlässig glaubt und weiterredet!

Der Kaffee wurde gebracht und ich hörte, wie der Leutnant dem Hauptmann wiederberichtete, was ich von den deutschen Restaurants in New York erzählt hatte. Sie lachten noch, als Oberleutnant Hermann meine Schulter berührte und sagte:

„Ihr Besuch ist genehmigt, und Sie können diese Nacht in einem Schützengraben bleiben.“

Drei Stunden später war ich im deutschen Schützengraben bei A . .

Als ich mich an das ständige Gewehrgeknatter gewöhnt hatte, als ich nervös das Plagen von 20 Bomben gezählt hatte, alle in schrecklichen 5 Minuten, war ich allmählich imstande, mich ein wenig umzusehen! So eng war es, wo ich stand, daß 2 Mann kaum aneinander vorbeigehen konnten. Meine elektrische Taschenlampe zeigte in der Grabenwand Höhlen, deren Eingänge so niedrig waren, daß man nur auf Händen und Knien hineinkommen konnte. In einigen sah ich gelblichen Kerzenschein, andere waren dunkel.

Auf des Leutnants Rat ging ich, mir eine dieser Höhlen näher anzusehen.

„Später,“ sagte er, „wird Ihnen wenig daran liegen, hier viel herumzugehen; es wird dann heißer werden und Sie werden froh sein, wenn Sie einen sicheren Unterstand haben!“

Die deutschen Offiziere haben manchmal so ein besonderes Lächeln, das ich im Augenblick nicht recht deuten konnte!

Ich kletterte also höhlenwärts. Die Luft war schlecht, aber das war zu erwarten dort in der Erde. Die Höhle war leer. Meine neugierige Lampe entdeckte das Bild des Kaisers, das auf kunstvolle Weise an der Erdwand befestigt war. Darunter stand „Gott mit uns“. Ich sah Liebesgabenschachteln mit Zigarren und Schokolade und drüber war ein glühender Weihnachtstannenzweig hübsch garniert. Sie lieben sie, diese Tannenzweige. Ich sah Soldaten, die zum Sturmangriff vorgingen, sie hatten einen Tannenzweig durch das Knopfloch gesteckt. — Sonst war nicht viel dort. Eine Schlafdecke auf dem Stroh, ein Rucksack und ein Päckchen Lappen zum Gewehrputzen.

Da ich mein Licht hin- und herleuchtete, war es mir, als müßte ich den Soldaten, der hier wohnt, schon lange ganz gut kennen. Ich hätte gern die Bilder seiner Lieben gesehen, aber es waren keine da. Vielleicht lagen sie bei der Bibel, die die deutsche Armee dem Soldaten mitgibt. So vermutete ich.



Der Leutnant wartete draußen auf mich. Ich fragte ihn: „Wie lange wohnen die Leute hier?“

„Seit Anfang Oktober, mit Unterbrechungen natürlich.“ Er erklärte mir noch allerlei.

Eine Bombe zischte über unserem Kopfe und platzte nicht weit von uns mit entsetzlichem Knall. Der Leutnant sprach ruhig weiter, daß von Schlaf in den Höhlen nicht viel die Rede sei usw. Ich bewunderte seinen Gleichmut.

Singen hörte ich in einem Unterstande und eine Harmonika fernerhin.

Ich stolperte hinter dem Leutnant her die Hauptstraße der unterirdischen Stadt entlang, als plötzlich ein mächtiger Ruf hinter uns erscholl!

Im Nu machte der Leutnant Kehrt und rief mir über die Schulter zu: „Es ist ein Angriff! Gehen Sie in einen der Unterstände und bleiben Sie dort. Wenn sie herankommen sollten, so schwingen Sie ihren Paß und rufen, daß Sie Amerikaner sind.“

Ich wollte unwillkürlich gehorchen. Stand ich nicht unter Befehl! Ob sie mich wohl sahen, die beiden unbeweglich dastehenden Soldaten dort, deren Gewehr an die Schulter geschmiedet zu sein schien? — Schwerlich.

Seltam ward mir zu Mute. Haben die Begriffe Feigheit und Mut wohl wirklich Daseinsberechtigung innerhalb der Feuerlinie? Sind es nicht vielleicht die Nerven, nur die Nerven?!

Ich vergaß den Unterstand, vergaß, daß es die Engländer waren, die da heranstürmten, vergaß alles, was Nationalität heißt; mich erfaßte nur ein hysterischer Impuls: mittun dürfen!

Ich stolperte entlang dahin, wo ich den Rhythmus der Maschinengewehre hörte. Mein Puls schlug im Takte mit — Soldaten rannten den schlüpfrigen Weg an mir vorbei, sie hatten Patronengürtel über die Schulter geschlagen: Munition für das Gewehr.

Dort sah ich den Ellenbogen eines Mannes stoßweise Kreislinien machen, — er bediente die Maschine.

Das Gewehrgeknatter klang, als würde beständig ein Haufen Zeller von einem Riesenbrett treppab geworfen, aber es war über-tönt von dem Knallen der Bomben, Granaten und Schrapnells — es war ein Höllenlärm!

Dann — ein merkwürdiger Luftzug wie ein mächtiges Aufatmen, und aus „unseren“ Schützengräben stiegen Raketen auf und wandelten die Nacht in grünliches Dämmern.

Ich drängte mich vor, ich wollte sehen, aber ein Soldat schob mich zurück — ich war im Wege! Ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Mute war: man kämpfte hier für sein Leben, und ich — machte Beobachtungen! Ich fühlte mich schuldbewußt und meinte, ich müßte irgend etwas gut machen.

Laden, feuern . . . laden, feuern; die Gewehrlinie entlang sah ich ein Stück der Außenwelt in grünlichem Raketenlichte. Die Feuerlinie kam heran, verschwand; erschien hinten wieder, kam heran, verschwand usw. Einmal stieg eine weißliche Rakete auf, und ein Netz mit Tausenden von Silberperlen schien vor die Feuerlinie gespannt, es regnete in Strömen, das hatte ich noch gar nicht bemerkt.

Das Feuer drüben ward schwächer. Die Linie schien mir jetzt wie die Teile eines feurigen Riesenwurms, der zerhackt war, und dessen einzelne Leibteile nun nach und nach erstarben.

Jetzt kam ich zur Besinnung! Menschen waren es gewesen, diese feurigen Reihen. Sie waren niedergemäht und neue Reihen waren vorgestürmt. Daher das Auf- und Abwellen der Linie drüben.

Jetzt begann das Spinnen der englischen Maschinengewehre (ihre Schützengräben waren nur 150 Meter entfernt). Man konnte sich denken, was es sollte! Ihr Angriff war verfehlt, nun besprengten sie das Zwischenland, damit die Deutschen keinen Gegenangriff machen konnten. Ihre Bomben fielen auch nicht mehr hinter uns, sondern vor uns. Sie müssen viele ihrer Verwundeten erschlagen haben! —

Der Leutnant kam auf mich zugeeilt: „Sie sind nicht verwundet?“ Meine Verneinung machte ihn sichtlich froh. Ich schämte mich wieder, der lästige outsider zu sein!

Der Leutnant war wieder gelassen, fast geschäftsmäßig, anders als da der Alarmruf erscholl. Wie lange mochte es her sein? Zwanzig Minuten? Nein, die Uhr sagte zwei Stunden.

Wir gingen nun in des Leutnants Bombensicheren. „Wenn nicht direkt eine das Dach trifft.“

Eine Kerze warf gelbliches Licht. Der Leutnant sprach durch ein Telephon zum Hauptmann des Regiments. Dann bat er für ein paar Minuten um Entschuldigung, er müsse schnell einen Be-

richt schreiben, die Zahlen der Toten und Verwundeten lasse er frei, der Unteroffizier habe das auszufüllen.

Ich ging inzwischen hinaus.

Der Regen hatte aufgehört, es war helle Sternennacht. Still war's, nur fernher scholl Kanonendonner wie eine Erinnerung; oder war das Gehör noch nicht auf die Stille eingestellt?

Un den Schießständen stand immer nur ein Mann, sie schienen abzuwechseln, der andere saß ermattet am Grabenrand.

Man hörte kein Stöhnen der Verwundeten, es waren wohl nur Tote da vor uns. Und ich sah sie, denn man konnte jetzt den Kopf ruhig über den Grabenrand heben, ich sah sie! Erdfarbene Haufen, beim Lichte einer Rakete sah ich sie! Zu zweien, zu dreien, ich zählte 10 in tadelloser Schlachtreihe — hingemähte Menschen! —

Gerade als ich zu des Leutnants Wohnung zurückkehrte, reichte ein Unteroffizier ihm ein Papier. „15 Tote, 28 Verwundete“ berichtete er dann durch das Telephon.

Nicht wahr, ihr Amerikaner, ihr kennt die schwarze Fischangelinie aus den Landkarten eurer Zeitungen. Herbst 1914 ward sie gezogen und es langweilt euch, daß sie immer noch dieselbe ist! Das nächste Mal seht sie euch doch einmal wieder besonders an: Nördlich von Calais bei den Dünen am Kanal könnt ihr in eine Grabenstadt hinabsteigen, die euch bis Mülhausen im Elsaß führt. Es ist eine Katakombenstadt mit 3—4 Schützengräben parallel nebeneinander, labyrinthische Wege sind vielfach zwischen ihnen verschlungen. Was ist dagegen unser Catskill-Aquädukt, der Chicago-Tunnel? Nicht vom Standpunkt der Ingenieurkunst, aber — hier ward unter Feuer gearbeitet!

Bevor ich nach Deutschland kam, hieß es: „Im Westen geht nicht viel vor, beide Armeen halten sich die Wage.“ Und ich fand! — Eine Schlachtlinie von 300 Meilen Länge! Also, seht sie euch noch einmal besonders an: sie bedeutet 3000 Verwundete durchschnittlich täglich und 300 Tote. Sie ist auf euren Karten falsch gezeichnet, rot müßte sie sein, blutrot!

— Ich war auch hinter der Front. Mit General von A. und seinem Stabe frühstückten wir in einem herrlichen von einem Parke umgebenen Schlosse. Man hätte denken können, es sei eine friedliche Einladung gewesen; aber als wir dann das Auto bestiegen, sah ich, daß durch die Fensterscheiben des Bibliothekszimmers kleine



Löcher gebohrt waren, durch die Drähte führten, sie waren von Bäumen aufgefangen und spannten sich dann weiter fort. Am Fenster sah ich einen Soldaten telephonieren, ein anderer schien zu schreiben.

In rasender Fahrt ging es zunächst durch ödes Land. Dann kamen Zuckerrübenfelder mit seltsamen Erdhügeln, einige 4, andere 30 Fuß lang, sie hoben sich merkwürdig ab von dem flachen Boden. Und ich sah kleine Holzkreuze, die tiefgelb geworden waren vom Regen. Einige hatten die Regengüsse umgespült, sie lehnten auf 2 Armen im Erdreich. Ein Helm hing auf dem einen — Totenfelder.

Wir fuhren in fliegender Eile und doch schien es nicht so, denn immer noch hatten wir die Erdhügel rechts und links! Oberleutnant S... saß nicht mehr, den blauen Capekragen bis zu den Ohren aufgestülpt, den Kopf geradeaus! Er sah nach rechts und nach links. Ich hätte wissen mögen, was er, der schon in Südwestafrika sich Tapferkeitsorden geholt hatte, jetzt eben dachte.

„Hier war schweres Kämpfen Anfang Oktober,“ sagte er nach einer Weile. „60 000 Mann waren dabei.“ Dann nach einer Weile: „6 000 Tote!“

Zwei Meilen fuhren wir durch die Allee der Holzkreuze. Dann hielt das Auto vor uns, auch wir hielten und man stieg aus.

„Jenes Dorf dort,“ der Hauptmann zeigte auf einige Ruinen zwischen zerschossenen Bäumen, „mußten wir zusammenschießen, weil die Franzosen es nicht verlassen wollten. Dann verschanzten sie sich auf dem Kirchhofe. Wir hatten drei Tage schweren Kämpfens, ehe es unser war“.

Jetzt war nicht einmal ein einziger Soldat als Wache da! Ich mußte wieder meinen falschen Gedankengang korrigieren, als müsse etwas, das mit solchen Opfern erkaufte ist, an sich auch Bedeutung haben.

Eine alte Steinmauer umgab ihn. Wir gingen durch das verrostete Eisentor und standen inmitten entweihter Gräber!

Aber daran dachte ich nicht. Da ich die zerschossenen Grabsteine sah, überlegte ich mir, wie vielen sie wohl hatten Schutz bieten können. Ich betrachtete mir die einzelnen und stellte mir vor, wie man sich wohl dahinter kauern könne, welche wohl den besten Schutz gewährt hätten.

In der äußersten Ecke ragte ein großes Kreuz. Es war schmiedeeisern und schwarz gemalt. Die Christusfigur daran war von grauem Marmor.

Ich erstieg die Steinstufen vor dem Kreuz, es war nicht wunderbar erhalten, zwei Rugeln hatten es getroffen.

„Ob wohl auch jemand Zuflucht zum Kreuze nahm?“ fragte ich mich!

— Einer der Offiziere kam auf mich zu: „Wollen Sie mit zum Hauptquartier und Tee mit uns trinken?“

Er schauderte leicht. Es muß der kalte Regen gewesen sein.

Es sprach auch keiner von uns, als wir unseren Wagen zuschritten.



„Wir bleiben eben das Bäumli, das wir sind; ein Birklein wird keine Eiche und ich — Hagenbuche — bleibe eben ein starknorriges Wesen. Heiligung überbrückt das nicht. Sie hilft nur den Kampf gegen unsere Eigenart tapfer kämpfen.“

(Dora Schlatter.)

\* \* \*

Der Taler prahlte dem Groschen gegenüber von seiner Größe und seinem Werte. „Aber ich bin doch respektabler als du,“ sagte der Groschen, „denn dich nehmen die Leute zum Theater und zum Konzert, mich aber nimmt man mit zur Kirche!“

\* \* \*

Ein Christ, der seines Glaubens wegen viel Anfeindungen erleiden mußte, ertrug alles mit vergnügtem Schmunzeln. Nur einmal bekam er eine Postkarte, die ihm sein Lebtag in Erinnerung blieb, und diese Erinnerung wirkte wie ein Alpdruck. Auf der Karte stand: „Reden Sie nur ruhig so weiter; es schadet nichts, Sie sind ganz harmlos.“

\* \* \*

Gott gibt unzufriedenen Menschen nie Zufriedenheit, aber manchmal gibt er ihnen, was sie haben wollen.



## Aus meinem Leben 24.

Auf verschiedenen Linien geht man vor, um eine feste Stellung schließlich zu Fall zu bringen. Aehnlich ging es mir damals in der Krim. Ich war bei meinen Bauern, — aber auch bei Russen, Juden und Tataren — so beliebt, daß man nicht so ohne weiteres gewagt hätte, mich mit Gewalt zu beseitigen. Auch klebte ich fest an meinem Kirchspiel und dachte nicht anders, als daß ich in der Krim mein Leben beschließen würde. Darum waren verschiedene Minengänge nötig, um meine Stellung zu untergraben. Von einem derselben, den ich durch meine Kurzsichtigkeit selbst hatte graben helfen, erzählte der vorige Abschnitt. Ein zweiter Unterminierungsversuch wurde von einem — Schurken ins Werk gesetzt.

Schon in meinem ersten Kirchspiel hatte ich einen begabten jungen Lehrer, namens Kelm, kennen gelernt, der mich einst im Pfarrhaus besuchte, sehr ergriffen von seiner durch mich geschehenen Bekehrung erzählte, mit mir auf den Knien betete und nachher mit schöner, geschulter Stimme zum Klavier sang: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen . . .“ Ich war wieder das vertrauensselige Kind, daß ich dem sehr gewandt sich benehmenden Manne, der die Sprache Kanaans so fließend sprach, aufs Wort glaubte und große Stücke auf ihn hielt. Außerdem kam er gewissermaßen als ein Verfolger zu mir: sein Dorf gehörte nicht zu meinem Kirchspiel, sondern zu einer freien Gemeinschaft, die nicht dem Konsistorium unterstand. Und da hatte er mir vorgeschwindelt, seine Neigung zur Landeskirche und seine Liebe zu mir wären die Hauptursachen, weshalb man ihm dort bei den Sektierern die Hölle heiß mache. Da er außerdem das Russische tadellos beherrschte und sogar ein Volksschullehrerexamen in Rußland gemacht hatte, was den meisten meiner deutschen Lehrer damals fehlte, besorgte ich ihm in einem Nachbarkirchspiel eine gute Anstellung. Nachher hörte ich verschiedene Gerüchte über Sittenlosigkeiten, die er sich im ersten Ort hätte zu Schulden kommen lassen; aber es war nichts bewiesen und — ich traute ihm nichts Böses zu. Hatte ich doch den begabten Menschen ganz in mein Herz geschlossen.

Dann folgte meine Uebersiedlung in die Krim, und zwei Jahre lang hörte ich nichts von ihm. Plötzlich ist er in einem freikirchlichen Dorf der Krim, das aber zu mir die besten Beziehungen pflegte, als Lehrer angestellt und man trägt mir wieder merkwürdige Anklagen



über ihn zu: er habe Unsitlichkeiten an seinen Schülern und Schülerinnen vorgenommen. Solange aber die Aeltesten jenes Dorfes mich nicht persönlich baten, mich der Sache anzunehmen, kümmerte mich das Gerücht nichts. Freilich wurde meine innere Stellung zu ihm schon anders; denn es war ja auffallend, daß er mich nicht nur nicht aufsuchte, sondern geflissentlich mir aus dem Wege ging.

Plötzlich zwangen mich jene Bauern den Fall zu untersuchen, und es kam noch viel Schlimmeres an den Tag, so daß ich entscheiden mußte, er habe das Dorf sofort zu verlassen, wenn ich ihn nicht dem russischen Gericht übergeben sollte. Das war wieder ein Fehler von mir. Ich hätte diese Rücksicht auf die deutschen Kolonisten, deren Scheu vor den russischen Behörden ich kannte und zum Teil sehr wohl verstehen konnte, bei diesem schweren Vergehen nicht walten lassen dürfen. Vielleicht wäre er dadurch unschädlich gemacht worden, daß ich ihn gleich zur Anzeige gebracht hätte. Es mag sein, daß ich auch noch ein schwächliches Mitleid mit dem Menschen hatte, der mir doch vor Jahren so sympathisch gewesen war.

So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Er verließ wohl das Dorf — schon weil ihm die ledigen Burschen aufgelauert und ihn windelweich geprügelt hatten —, aber verstand es, nach einigen Monaten in einer entfernteren deutschen Kolonie durch sein Auftreten so zu blenden, daß die Dorfältesten mit ihm einen Kontrakt auf drei Jahre abschlossen, vorausgesetzt, daß ich die schriftliche Erlaubnis zu seiner Anstellung geben würde. Um diese bei mir durchzusetzen, suchte er mich in einem der Dörfer auf, wo ich gerade Konfirmandenunterricht erteilte.

Nach Schluß der Vormittagsstunden, als die Kinder die Schulstube verließen, trat er sehr demütig ein und trug mir unter den glühendsten Beteuerungen seiner völligen Umkehr seine Bitte vor.

Als ich festblieb, änderte er plötzlich sein Benehmen und fing an zu drohen: er wisse genug über mich, um mich nach Sibirien bringen zu können und da jetzt seine Existenz auf dem Spiele stände, schrecke er vor nichts zurück. Er habe den geladenen Revolver bei sich, um mich und sich zu erschießen, wenn ich nicht nachgäbe.

Nun bin ich sonst gar kein Held, aber jedes Mal, wenn mir jemand mit solchen Drohungen gegenüberstand, überkam mich das überlegene Gefühl, daß mir nichts geschehen könne. Darum hielt ich ihm noch eine gefalzene Bußpredigt, forderte ihn auf, wirklich ein neuer Mensch zu werden und versprach für ihn zu beten. Sein Gesicht verzerrte sich und mit glühenden Augen, aus denen Haß und Wut sprachen, wollte er mir den Weg vertreten.

Da fuhr ich auch auf und donnerte ihn mit der ganzen Kraft meiner Stimme an, während ich auf ihn losprang:

„Platz da, oder es geschieht ein Unglück!“

Er knickte erschrocken zusammen, obschon er eines Hauptes höher war als ich, und ließ mich heraus. Draußen schämte ich mich schon

meines zornigen Auffahrens und ging traurig mit gesenktem Haupte durch die breite Dorfstraße, auf welcher der ganze brütende Glanz der Steppensonne lag, dem Hause des Kirchenältesten zu, wo ich meine Wohnung hatte.

Daß er mir in einiger Entfernung, den Revolver mit gespanntem Hahn in der Rechten, nachschlich, ahnte ich nicht, bis ich aus den Hopfporten links und rechts Bauern mit Knütteln und Peitschen lautschreiend und gestikulierend herausstürzen sehe. Jetzt kehre ich mich um und sehe, daß ich schon mehrere Minuten in augenscheinlicher Lebensgefahr geschwebt hatte. Kelm aber mochte sich vor den handfesten schwäbischen Bauern, die meistens eine sehr große Handschuhnummer haben, fürchten, — kurz, er steckte sein Schießzeug ein und setzte mit langen Sprüngen links hinter den Strohhaufen davon.

Dann habe ich ihn nicht eher wiedergesehen, als bis ich in der letzten Nacht auf dem Bahnhof zu Simferopol Abschied von meiner Gemeinde nahm.

Aber seine Tätigkeit bekam ich bald zu spüren.

Da sein Ruf bei den Deutschen in der Krim unheilbar gelitten hatte, und selbst meine vereinzeltten Gegner bei den halb-russisch gesinnten Gutsbesitzern sich nicht mit ihm einlassen mochten, ging er zu meinem mächtigsten Feinde, dem russischen Erzbischof der Krim, heuchelte zuerst eine Bekehrung zur russischen Kirche vor und ward dann bald dessen Vertrauter und Geheimsekretär. Was konnte er in dieser Stellung nicht alles schaden!

Aber, wird man fragen, warum war denn der Erzbischof mir so gram? Zwei Vorgänge hatten den Kirchenfürsten gegen mich eingenommen. Die kleine evangelische Kirche zu Simferopol, die ohne Turm bescheiden etwas zurück von der Straße stand, war bei dem Anwachsen der deutschen Gemeinde der Stadt und bei dem glänzenden Kirchenbesuch längst zu klein geworden. Wir brachten die Mittel zusammen und vergrößerten nach eingeholter Erlaubnis des evangelischen Konsistoriums die Kirche durch ein Vortreiben der Straßenfront zu und schmückten sie mit einem kleinen Turm. Schon waren wir bald fertig, da verbot der Erzbischof die Weiterarbeit, da solche Neubauten von Kirchen der Andersgläubigen nicht ohne seine Genehmigung stattfinden dürften. Besonders hätte der Turm gar nicht erbaut werden dürfen, weil evangelische Kirchen, die nicht schon vor 1860 die Erlaubnis zum Turm schwarz auf weiß gehabt hätten, jetzt keinen Turm mehr bauen dürften. Die Sache machte in Zeitungen und bei Behörden viel Lärm, aber in der entscheidenden Sitzung legte ich kaltblütig ein vom Kaiser Nikolaus I. schon vor 1854 unterzeichnetes Papier vor, das der Kirche von Simferopol den Turmbau gestattete. Diesen Sieg verzieh mir seine Eminenz nie!

Zweitens war ein Kind des höchsten militärischen Befehlshabers der Krim unter besonders traurigen Umständen gestorben und der Erzbischof beerdigte mit einem pompösen Zug von zwanzig Geistlichen

die Leiche. Die ganze Stadt, die Garnison, alles war dabei. Aber am Abend des Tages ließ mich der General in seine Wohnung bitten, wo ich eine ganze Trauerversammlung von Offizieren mit ihren Frauen und den ersten Familien der Stadt vorfand und ich mußte einen Trauergottesdienst halten. Danach sagte Seine Erzellenz auf Russisch vor allen, während ihm die Tränen in den Augen standen:

„Singen können die andern, — reden, beten und trösten können nur Sie!“

Natürlich ward das dem Herrn Erzbischof brüthwarm hinterbracht; auch daß der General mit seiner Familie seither meinen deutschen Gottesdienst in Simferopol regelmäßig besuchte. Grund genug, den Andersgläubigen zu hassen!

Und nun war der schlechteste Mensch — Kelm — Privatsekretär des Erzbischofs geworden! Kein Wunder, daß es jetzt die merkwürdigsten Schikanen gegen mich regnete. Wäre ich nicht so populär gewesen, daß man sich etwas fürchtete, mit mir anzubinden, hätte man mich schnell beseitigt. Aber Gottes Stunde war noch nicht gekommen. Ich sollte innerlich noch manches erfahren, ehe der Herr mich für neue Arbeit und andere Aufgaben nach Deutschland führen konnte.

Jetzt greife ich vor: als dann schließlich alles, was ich später noch über meinen Fortgang werde erzählt haben, eingetroffen war, und ich wirklich fliehen mußte, stand unter der vielhundertköpfigen Menge, die nachts um 2 Uhr auf dem Perron des Bahnhofes sich zu meinem letzten Abschied eingefunden hatte, auch der Ehrenmann Kelm mit höhnischem, triumphierendem Gesicht. Mir war das Herz so voll! Kam ich mir doch selbst so bemitleidenswert und unglücklich vor, wie noch nie in meinem Leben! Tausend Bande wurden zerrissen, die mich an liebe Menschen und gesegnete Arbeit hier gefesselt hatten. Die Zukunft in Deutschland war mir dunkel: ich fürchtete mich vor ihr. Dazu kam das Gefühl, daß mir hier himmelschreiendes Unrecht durch brutale Gewalt der Feinde angetan werde, gegen die ich ohnmächtig war. Kein Wunder, daß mich der Anblick des Hauptschurken aus meiner weichen, wehmütigen Abschiedsstimmung riß! Schnell, ehe ich meiner Familie in den Waggon folgte, machte ich ein paar Schritte auf ihn zu und rufe ihm über die trennende Menschenmauer, über die er hinwegragte, mit lauter Stimme zu:

„Adieu, Herr Kelm! Der Teufel läßt sich für die Arbeit bedanken, die Sie hier in seinem Namen getan haben!“

Erschrocken, erbleichend, taucht er irgendwie unter und — ich habe ihn nie wieder gesehen. Nach zehn Jahren hörte ich, als ich längst in Deutschland war, er hätte seinen neuen Gönner auch betrogen und wäre moralisch und materiell total verkommen. Meine Bekannten hätten schließlich nichts mehr über ihn vernommen. —

(Fortsetzung meiner Lebenserinnerungen im nächsten Jahrgang.)







## Zum Schluß des Jahrgangs.

Nun ist ein Jahr des Krieges vorbei und trotz mancher herrlichen Siege kein Ende abzusehen! Da blicken wir auf zum Herrn und trauen es ihm zu, daß er das Elend wenden wird, wenn seine Stunde da ist. Wir aber wollen nicht verzagen und unsere nächste Pflicht alle Tage weiter tun.

Die meisten meiner Leser werden mir wohl zustimmen, wenn ich sage: Dieses Jahr, vom August 1914 bis heute, — ich schreibe diese Zeilen am 8. August 1915 — ist das schwerste meines Lebens gewesen. Ich denke nicht nur an das Äußere, obschon das auch schon schwer genug war. Die Zinsen vom Ersparnis, das ich ausgeborgt hatte, konnten zum größten Teil nicht bezahlt werden, die Bezüge vom Verlage waren bei der Stöckung im Bücherverkauf gleich Null, und die Einnahmen von der Evangelistenarbeit, die zuerst ganz aussetzte, blieben um ein Drittel gegen früher zurück! Dazu verloren wir durch den Krieg gegen tausend Abonnenten des Blattes: etwa fünfhundert durch die Absperrung von Rußland, Afrika und Indien und vielleicht ebensoviel dadurch, daß manche Empfänger draußen den Heldentod starben oder plötzlich manche treue Leser verarmten und das Blatt abbestellten. Um so mehr freut es ja, wenn sechseinhaltausend Abonnenten trotz allem festgeblieben sind. Also pekuniär war es ein schweres Jahr und wenn Gott der Herr nicht hier und da besonders geholfen hätte, weiß ich nicht, wie ich meinen Verpflichtungen hätte nachkommen sollen! Ihm sei Dank, daß er auch darin durchgeholfen hat!

Das Schwerste war das aber noch lange nicht. Viel schwerer drückte die ganze Luft dieses Jahres aufs Gemüt. Der Zusammenbruch der geliebten Missionsarbeiten in aller Welt, das jähe Zerreißen der Familienbände (wir haben doch die meisten unserer Verwandten in Rußland und sind fast ohne jede Nachricht von ihnen!), das tägliche Hineinragen von fremdem Herzeleid, das Mittragen von so unsäglich viel Jammer, — das alles lastet auch auf Glauben und Beten, wie

nie zuvor. Dazu kam in der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres die Sorge um die Zukunft unseres Volkes. Wenn Trunksucht und Unzucht und Unglaube das Heiligtum des Volkslebens so weiter verwüsten dürfen wie bisher, was soll dann nach dem Friedensschluß erst werden? Jedenfalls habe ich noch nie soviel für Andere beten und unter fremder Not seufzen müssen, als in diesem Jahr. Ich kann auch nicht sagen, daß dieser letzte Druck von mir gewichen wäre; nein, er scheint meine Arbeit in ein besonderes Fahrwasser treiben zu sollen. Das Echo, das meine öffentlichen Reden gegen Trunksucht und Unzucht in Breslau, Frankfurt am Main und vielen andern Orten gefunden, zeugt dafür, daß der Krieg mehr Verständnis für diese Volksnöte wachgerufen hat, als es je früher der Fall gewesen ist. Mein Flugblatt gegen die Unsittlichkeit\* im Heer hat über eine halbe Million Auflage! Gegen den Alkohol schrieb ich eine Erzählung „Wie ich ihm fluchen lernte!“\*, die in aller Kürze erscheint. Andere Arbeiten sind in Vorbereitung.

Auch wenn, wie wir hoffen, der neue Jahrgang den glücklichen Kriegsabschluß miterleben darf, wird es an Aufgaben und Arbeiten für jeden, der mit seinem persönlichen Christentum Ernst machen will, nicht fehlen. Möchte mein Blatt dabei seinen Mann stehen! Um der Sache willen darf ich da wohl bitten: Helft das Blatt verbreiten! Haltet Euch womöglich mehrere Exemplare und verschickt die Blätter ins Feld und in solche Häuser, wo eine Stärkung des Bundes mit Jesu not tut! Gebt dem Verlage die Möglichkeit, zu den hunderten von Freieremplaren, die wir aus unserer Tasche stellen, noch viel, viel mehr zu gewähren. Bei direktem Bezuge vom Verlage schlage ich vor: jeder, der ein Exemplar voll bezahlt, soll für 2 Mk. jährlich soviel Exemplare zur Propaganda erhalten, als er will.

So wollen wir denn die Arbeit und den Kampf in Jesu Namen und auf sein Wort hin weiter führen im neuen Jahrgang! Außer dem Abdruck von einzelnen Reden und Vorträgen soll derselbe Bibelfunden über das siebzehnte Kapitel des Johannis-Evangeliums bringen. Die kurzen Abschnitte „Aus meinem Leben“ werden fortgesetzt. Was sonst noch die Zeit- und Kriegslage an augenblicklicher Anregung vom Herausgeber verlangen sollte, wird nicht zu kurz

---

\* Ein ernstes Wort an deutsche Krieger. Nowawes, Verlag des Weiskreuzhauses. 100 Stück 70 Pf. Wie ich ihm fluchen lernte! Freiburg i. Br., Womers Verlag, Mk. 1.—, siehe Anzeige in der nächsten Oktober-Nummer.

kommen. Mein Sohn, dessen Feldpostbriefe viele Freude gemacht haben, wird weiter als Mitarbeiter zu Wort kommen.

Heute erhielt ich aus dem Feld die Nachricht, daß einer, der rast- und ruhelos als Gottfremder ausgezogen war, draußen über dem Lesen meines Blattes Frieden gefunden habe. Das war mir wie eine Taube Noahs mit dem Ölblatt im Schnabel! So segne uns der Herr auch im neuen Jahrgang mit Kraft und Weisheit aus der Höhe, damit die Gemeinde der Leser dieses Blattes einst in der Herrlichkeit beim Herrn unser Lohn sei! Und wer beten kann um Segen, der bete weiter!

Freiburg i. Br., den 8. August 1915.

In treuem Gedenken Euer alter

Samuel Keller.



## Was ist mit Rumta?

Seit dem Kriegausbruch habe ich nichts mehr von Missionar Luz gehört. Ob er auch interniert ist wie die meisten andern deutschredenden Missionare, ob er am Bau von Rumta hat weiter arbeiten können, — kein Wort! Wir hoffen und beten weiter! — Seit der Quittung in der September-Nummer des vorigen Jahres sind für Rumta eingegangen: Fr. v. E. u. M. B. 20 Francs. E. S. eine Brosche, Wert 40 M. R. aus L. 10 M. G. aus D. 5 M. Sch. in B. 4 M. G. B. 10 M. J. E. 5 M. Grünberg 3 M. M. St. 5 M.

Für die geplante Station in Afrika sind noch eingegangen: P. B. 20 M. E. P. 50 M. A. J. 100 M. L. J. 50 M. Frau R. 20 M. L. M. 5 M. B. 7.50 M. Fr. E. 10 M. v. S. 20 M.

Der Herr unser Gott segne alles Geben! Lavater sagte einst von der wohlthätigen Stadt Zürich: „Zürich, deine Wohlthaten erhalten dich!“ Was für ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen unserer eigenen Freudigkeit im Geben und der wunderbaren Durchhilfe im Geldpunkt besteht, — davon könnte ich aus meiner Lebenserfahrung auch manches erzählen! Also bleiben wir beim Beten, Geben, Hoffen und Glauben!

S. Keller.



# Aus der Briefmappe des Evangelisten



H. v. M. Da muß ich Ihnen doch schlangweg widersprechen! Der Krieg ist nicht, wie Sie schrieben, „auf die Dauer langweilig,“ sondern er dehnt seinen Zauberkreis immer weiter aus. Immer mehr Menschen, Verhältnisse, Dinge und Vorgänge werden in seinen Bereich hineingezogen und überall setzt er den alten Geschichten ganz neue Gesichter auf oder er löscht hier ein liebes, gewohntes Licht aus und zündet dort ein ganz neues an, wo vorher keins war und lockt aus manchem Felsgestein Wasser und Feuer aus manchem Kiesel. Wirklich ganz traurig und trostlos hat es nur die Selbstsucht. Denn sie kommt unter seinem rauen Zufassen nirgends mehr auf ihre Rechnung. Die Teilnahme an der Allgemeinheit, das Mitleiden und Mitfreuen mit andern, die nötigen und häufigen Opfer, die man selbstverständlich bringt, — das alles läßt die alte, früher so beliebte Allerveltstante, Selbstsucht, so schäbig und schwindstüchtig werden, daß — es eine wahre Freude ist. So, — jetzt gehen Sie mit dieser Pille hin und schämen Sie sich gefälligst über Ihren nicht zeitgemäßen, weil selbststüchtigen Brief!

N. N. Wenden Sie sich an das Diakonissen-Mutterhaus Bethesda zu Grünberg in Schlesien, das im Oktober dieses Jahres ein Hortnerinnenseminar eröffnet; da können junge Mädchen für Säuglingspflege sich ausbilden lassen und eine staatlich anerkannte Prüfung machen. Ebenso gibt es da einen Kursus für Kleinkinderlehrerinnen.

J. W. Die Heilige Schrift weiß nur von einer Entrückung: wenn der Herr persönlich wieder kommt, werden die dann auf Erden noch lebenden Gläubigen, durch eine plötzliche Verwandlung verklärt, ihm entgegengerückt werden, um seinem Heere angeschlossen zu werden, das mit ihm vom Himmel auf die Erde kommt. Alles andere, was man Ihnen in gewissen Kreisen als Entrückungslehre vorhält, ist menschliche Phantasie oder Mißverständnis. Außerdem steht die Sache nach der Schrift nicht so, wie man Ihnen sagte, daß die persönliche Wiederkunft Christi zum Gericht jetzt unmittelbar bevorstehe. Christus kommt nicht in solchem irdischen Kriege! Zuerst muß Israel als Volk in Palästina gesammelt sein und die Weltmission das Ziel erreicht haben, daß alle Völker vom Evangelium Kunde haben; — dann müssen wir das Antichristen-Regiment erlebt haben, seine Vernichtung, die erste Auferstehung und das Tausendjährige Reich. Nachher erst kommt die große Toten-

auferstehung und das Weltgericht. — Lassen Sie sich nicht verwirren! Die kleinen sittlichen Aufgaben des Alltags, — Überwindung der Selbstsucht, Hingabe an Jesu Willen und Dienst, — sind zehnmal wichtiger, als das Streiten über diese oder jene Auffassung der Geheimnisse der Zukunft. Wenn der helle Schein der Erfüllung sich naht, dann wird auch manches Rätselwort der Schrift plötzlich sehr leserlich beleuchtet und anders zu verstehen sein, als jetzt. Daß Ihnen für manche der andern Fragen, die Sie bewegt hatten, mein Buch „Auferstehung des Fleisches“ einen wichtigen Dienst geleistet hat, freut mich sehr. Die Stimmen mehren sich seit Ausbruch des Krieges in erfreulicher Weise, die gerade für manche Probleme von heute diesem Büchlein etwas zu verdanken haben. Mit denen, die um einer gewissen Tradition willen, mein Buch bekämpfen, wollen wir Geduld haben. Herzlichen Gruß!

P. B. (im Feld.) Daß der Einzige, der den „Schutzbrief“ auf der Brust trug, durch einen Schuß ins Herz getötet worden ist, wie Sie berichten, hat großen Eindruck auf die Kameraden gemacht. Also helfen alle diese abergläubischen Dinger doch nichts, sagt sich der Soldat. Wenn nun alle den Schluß ziehen wollten, den Sie andeuten: wirklich mit dem Vertrauen auf den lebendigen Gott Ernst zu machen! — Daß Sie mein Blatt im Feld lesen, freut mich auch. Dann werden Sie aus diesem Hefte sehen, daß mein Reiseplan mich in Ihre Heimat führt! Wenn wir doch bis dahin Frieden hätten!

H. G. in M. Sie wollen wissen, was es mit der „Antroposophischen Gesellschaft von Dr. Rudolf Steiner“ für eine Bewandnis habe. Für Anhänger des stumpfen Materialismus, die an keine unsichtbare Welt glauben, kann diese neutheosophische Richtung die erste Notbrücke herüber zum Christentum werden. Wer aber das wirkliche Christentum kennen gelernt hat, muß diesem „Gemisch von Buddhismus und Spiritismus“ den Rücken kehren. Jedenfalls steht ein begeisterter Anhänger dieser Richtung nicht im neutestamentlichen Genuß des Lebens und der Liebe Jesu, und wenn Sie ein junges, ungefestigtes Mädchen wären, würde ich Ihnen nicht raten, einen solchen zu heiraten!

E. J. Ihre Entrüstung über die Kirche, die den Krieg billige und lehre, mag sehr edlen Motiven entstammen, — aber Sie tun ihr wirklich Unrecht. Kein Mensch hat die Kirche als solche oder die einzelnen gläubigen Christen als solche gefragt, ob wir Krieg wollen! Die Dokumente der Weltgeschichte zeigen es jedem, der unbefangen die Wahrheit wissen will, daß weder die Kirche Deutschlands, noch ihr Kaiser den Krieg gewollt hat. Wenn aber die Feinde über uns herfallen und uns das Schicksal Ostpreußens antun wollen, — dann hätten wir nach Ihrer Meinung wohl die Hände in den Schoß legen sollen! Ich glaube auch, daß es einst einen großen Weltfrieden geben wird, aber der kommt nicht zustande durch die Bestrebungen der „Friedensleute“, sondern durch das persönliche Eingreifen Jesu und die Aufrichtung seines Friedensreiches. Es gibt jetzt gar keine christlichen Völker; — in jedem Volk ist nur ein kleiner Teil wirklich für Christi Geist offen und der weitaus größte Teil ist heute noch ungebrochen — heidnisch und nur eine dünne Oberschicht christlicher Formen und Sitten verleiht ihm den christlichen Charakter. Jener

Mann aus Peterwardein, von dem Sie schreiben, hat seiner Obrigkeit den Gehorsam verweigert; schuldig an seinem Tode sind nicht die ihn erschossen haben, sondern die Leute, welche ihm eine so falsche Auffassung der Lehre Christi beigebracht haben. Christus hat kein Wort davon gesagt, daß Soldaten und Offiziere ihren Beruf aufgeben müßten, wenn sie Christen würden! Was er von persönlicher Sanftmut und Demut sagt, gilt unserm Verkehr mit unsern Nächsten im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Jedenfalls nicht, wenn ein Einbrecher mein Weib überfällt! Oder sollte ich dann sagen: „Hier sind auch meine Kinder zum Ermordetwerden bereit!“ Kriege wird es geben, solange die Sünde herrscht. Wenn alle Friedensfreunde als wirkliche Christen im Privat- umgang lebten und die Mission unterstützten, damit die Zeit der Predigt des Evangeliums zu Ende ginge, täten sie mehr für den Frieden, als bisher. Denn es kann nicht Friede werden um jeden Preis, bis Jesu Liebe siegt und von innen heraus die Welt umgestalten kann, zur Aufrichtung seines Friedens- reiches. — War denn vorher im Frieden nicht Herrschaft der Trunksucht und Anzucht genug? Sie tun aber so, als ob der äußere Frieden schon das Him- melreich auf Erden brächte!

J. G., L. B. u. Anderen. Ihre Gabe von 10 und 5 Mark für „Schriften- verteilung unter unsere Soldaten“ mit herzlichem Dank erhalten! Bei dem riesigen Lesebedürfnis der Millionen, die draußen stehen, könnten wir, um allen Bitten zu genügen, noch tausende von Mark brauchen!

G. D. Da kann ich Ihnen als wohlschmeckendes alkoholfreies Getränk die Röhlerquelle Leislingen a. S. bestens empfehlen. Der dort gelieferte „Röhlersekt“ hat einen schwachen Apfelsingeschmack, musfiert leicht und ist sehr gut bekömmlich; kostet dabei nur 16 Pfennig die Flasche, Transportkosten eingeschlossen.

## — Vom Büchertisch —



G. Schlatter, Zum Licht empor! Eine kleine Lebensstizze Dora Schlatters mit Auszügen aus ihren Briefen. St. Gallen, Evangelische Gesellschaft 50 Pf.

Dieses Büchlein hat nur einen Fehler: es ist zu klein! Hätte man aus diesem feinsinnigen in Leid verklärten Frauenleben und Gedankentreiben nicht noch viel mehr uns bieten können? Das Wenige ist sehr, sehr schön!

Wilhelm Speck. Der Joggeli. (Feldausgabe 50 Pf.) Berlin, Martin Warnock's Verlag.

Die anspruchslöse gemütsvolle Geschichte wird manchem draußen gut tun. Wer sie noch nicht kennt, kann sich ja die Gelegenheit zu nuzze machen, solch eine billige Ausgabe kaufen, lesen und dann hinaussenden, solange dazu noch Zeit ist!



Daselbe gilt von dem reizenden Büchlein desselben Verfassers im gleichen Verlage: „Heidjers Heimkehr“. Feldausgabe M. 1.—.

Prof. D. W. Hadorn. Das tausendjährige Reich. Lichtenfelde, Runges Verlag. 60 Pf.

In einer Zeit, wie der unsern, bekommen die biblischen Offenbarungsbücher plötzlich in gläubigen Kreisen einen neuen Kurzwert. Vorstehende Studie ist nun dazu angetan, die nötige Nüchternheit zu pflegen, damit man nicht in die alten Fehler der Schwarmgeisteri gerate. Das letzte Wort über die Offenbarung Johannes und das tausendjährige Reich scheint mir gleichwohl damit noch nicht gesprochen zu sein.

Rudolf Greinz. Unter dem Doppelaar. Kriegsnovellen aus Österreich. Heilbronn, Salzers Verlag. M. 1.—.

Franz Adam Beyerlein, O Deutschland, heiliges Vaterland. Heilbronn, Salzers Verlag. M. 1.—.

Stephan Klein. Die Karpathen. Heilbronn, Salzers Verlag. M. 1.—.

Die drei Bändchen sind gleich teuer, aber inhaltlich doch sehr verschieden. Beyerlein hat mich gerührt und erquickt zugleich. Greinz liest sich auch leicht und hat Herztöne zwischen der rauhen Kriegsmusik, aber die Sammlung von Klein gefiel mir gar nicht. Vielleicht fehlt mir die innere Veranlagung für manche dieser Töne. Hätte ich einen Preis für Kriegsnovellen zu erteilen, bekäme ihn Beyerlein.

Pfarrer C. Moszeit. Kriegserlebnisse ostpreussischer Pfarrer. I. Runge, Lichtenfelde. M. 3.—.

Das sind keine zurechtgestutzten Dichtungen, sondern unmittelbare Eindrücke von Augenzeugen. Daher aber auch ihre Wirkung und ihre Bedeutung als Urkunden für später; auch weil jeder Einzelne seine Aufzeichnungen mit seinem Namen deckt. Unwillkürlich wird man beim Lesen wieder dankbar gestimmt, daß die Russen nur solch einen kleinen Streifen unseres Vaterlandes mit ihrer „Kultur“ haben treffen können.

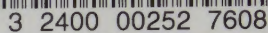
Paul Le Seur. Frohbotschaft in Feindesland. Predigten. Berlin, M. Warnacks Verlag. 60 Pf.

Diese sieben Reden braucht man nicht zu empfehlen. Ihr Verfasser hat sich schon in weiten Kreisen als ein gottbegnadeter Redner bekannt gemacht, so daß man gern nach einem neuen Buche von ihm greift. Und man wird auch hier nicht enttäuscht sein.

Ernst Siedel, Dr. Kirchenrat †: Der Bund des Weißen Kreuzes. Ein Aufruf an die Männerwelt. Ein Mahnwort an die Erzieher und Leiter der Jugend. Für Männer und Jünglinge. 121.—130. Tausend. 10 Pf. (Verlag des Weißkreuzhauses, Nowawes.)

Ein Heft, das vielen jungen Männern zum Ewigkeitssegen geworden ist. Auf 64 Oktavseiten orientiert es nicht nur ausführlich über die Arbeit des Bundes, sondern weist auch vor allem den Leser auf den Weg, der zum Freiwerden von der Sünde der Unkeuschheit führt.



[illegible]

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.



Auf dein Wort!

v.13  
1914/  
15

CBPaG

v.13  
1914/  
15

**339734**

**GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY**  
**BERKELEY, CA 94709**

